Bilderſaal
deutſcher Geſchichte

Original im Besitze Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin-Witwe von Baden.

Kaiser Wilhelm I.

Nach einem Gemälde von F. v. Lenbach.

Bildersaal Deutscher Geschichte

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens in Bild und Wort

Herausgegeben von Adolf Bär und Paul Quensel
unter Mitwirkung von A. Großkopf und M. Merker

Mit 483 Abbildungen und 48 Kunstbeilagen
nach Originalen hervorragender Künstler

MDCCCXC

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Nachdruck verboten
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsübersicht

Urgeschichte.

Römer und Germanen.

Seite

- Deutscher Urwald. Mit Bild von H. Baisch 1
- Leben und Treiben der vorgeschichtlichen Höhlenbewohner. Mit Bild von F. Leeke 2. 3
- Aus der Zeit der Pfahlbauten 4
  - Aus der Zeit der Pfahlbauten. Orginalzeichnung von Johs. Gehrts . . 4
  - Pfahlbaudorf. Originalzeichnung von H. Baisch 4
  - Büste einer Pfahlbaubewohnerin aus der Steinzeit Europas 4
- Häusliches Leben der Germanen 5
  - Übung in den Waffen 5
  - Häusliche Szene 5
  - Altgermanische Trauung. Gemälde von F. Leeke 6. 7
- Germanischer Zweikampf (Holmgang). Mit Bild von Johs. Gehrts . . 8
- Altgermanischer Edelhof. Mit Bild von H. Baisch 8
- Verfolgter Germane im Schutze des häuslichen Herdes 10-11
  - Verfolgter Germane im Schutze des Herdes. Originalzeichnung von M. Wiegand 9
  - Frithjof bei König Ring. Gemälde von F. Leeke 10. 11
- Begraben und Verbrennen der Leichen 11-15
  - Steinkammer und Holzsarg 12
  - Altgermanisches Begräbnis. Gemälde von G. Urlaub 12
  - Des Wikings Bestattung. Originalzeichnung von A. Zick 13
  - Wikingerfahrt. Gemälde von H. Hendrich 13
  - Germanische Küstenwächter. Gemälde von Johs. Gehrts 14. 15
  - Minnetrunk. Orginalzeichnung von M. Wiegand 16
- Kämpfe mit den Römern 17-27
  - Germanen auf der Wanderung. Originalzeichnung von O. Knille . . 17
  - Die Cimbernschlacht. Karton von A. Rahl 18. 19
  - Alte Germanen finden ein römisches Feldzeichen. Gemälde von François Halkett 20
  - Die Freiheit gerettet! Gemälde von E. Henseler 21
  - Kampf der Germanen gegen die Römer 21
  - Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutoburger Wald. Gemälde von P. Thumann 22. 23
  - Hermann der Cherusker übergibt den erbeuteten römischen Silberschatz der Priesterschaft am Galgenberge. Wandgemälde von H. Prell . . 24
  - Armin bei der Seherin vor der Entscheidungsschlacht mit Germanicus. Originalzeichnung von F. Leeke 25
  - Thusnelda wird von ihrem Vater Segest dem römischen Feldherrn Germanicus übergeben. Gemälde von R. Böhm 26. 27

Die Völkerwanderung.

- Aus der Zeit der Völkerwanderung 28-32
  - Hunnen vor dem Feinde. Gemälde von V. Checa 28
  - Germanenzug. Originalzeichnung von Johs. Gehrts 29
  - Alarich in Rom im Jahre 410. Gemälde von W. Lindenschmit . . 30. 31
  - Thorismund wird nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern von den Westgoten zum König erhoben. Originalzeichnung von A. Zick . 32
- Germanische Völker auf italienischem Boden 33-37
  - Theoderichs Grabmal in Ravenna 33
  - Belagerung Roms durch den Ostgotenkönig Vitiges 33
  - Abzug der Goten nach der Schlacht am Vesuv. Gemälde von Fr. Roeber 34. 35
  - Der Langobardenkönig Alboin zwingt seine Gemahlin Rosamunde, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Originalzeichnung von A. Zick 36

Merowinger und Karolinger.

- Chlodwig und die Gründung des Frankenreiches 37-39
  - Der fränkische Fürst Ragnachar wird nach verlorener Schlacht von Chlodwig niedergehauen. Originalzeichnung von G. Ad. Cloß . . . 37
  - Die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig am Weihnachtstage des Jahres 496. Originalzeichnung von A. Zick 40

Seite

- Altdeutsche Spiele. Mit Bild von A. Tadema 39
- Aus dem Leben Karls des Großen 41-47
  - Reiterstandbild Karls des Großen. Bronzestatuette im Museum Carnavalet in Paris 41
  - Karl der Große läßt sich den Plan zur Aachener Palastkirche vorlegen 41
  - Roland in der Schlacht bei Roncesvalles. Gemälde von L. Guesnet . 42. 43
  - Die Kaiserkrönung Karls des Großen im St. Peter. Gemälde von Friedr. Kaulbach 44
  - Sturz der Irmensäule durch Karl den Großen 44
  - Karl der Große empfängt in Aachen die Gesandtschaft Harun al Raschids. Originalzeichnung von A. Zick 45
  - König Karls Meerfahrt. Gemälde von Jos. Flüggen 46
  - Karl der Kahle erhält bei seiner Hochzeit die Forderung seines Bruders Ludwig auf Teilung des Reiches. Originalzeichnung von Fr. Roeber 48
- Normannenfahrt. Mit Bild von O. Wergeland 47

Herrscher aus sächsischem Hause.

- Heinrich I. 49-52
  - Heinrich der Vogler wirbt um Mathildis. Originalzeichnung von F. Leeke 49
  - Heinrich der Vogler. Von P. Thumann 50
  - Ungarn auf einem Raubzug. Originalzeichnung von W. Diez 50
  - Begegnung des deutschen Königs Heinrich I. mit König Karl III. von Frankreich. Karton von Fr. Keller 51
- Otto I. 52-54
  - Otto I. söhnt sich mit seinem Bruder Heinrich aus. Originalzeichnung von A. Zick 52
  - Otto I. verzeiht seinem Sohne Ludolf. Originalzeichnung von Fr. Roeber 53
- Kaiser Otto III. im Grabgewölbe Karls des Großen. Mit Bild von W. v. Kaulbach 54
- Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II., wird der Feuerprobe unterworfen. Mit Bild von K. Weigand 55. 56

Herrscher aus fränkischem Hause.

- Konrad, der Frankenherzog, wird zum deutschen König erwählt. Mit Bild 56
- Freundestreue bis in den Tod 57
  - Herzog Ernst von Schwaben vor Kaiser Konrad II. zu Ingelheim . . 57
  - Freundestreue bis in den Tod. (Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg.) 57
- Der deutsche Kaiser Heinrich III. fordert König Heinrich I. von Frankreich zum Zweikampf. Bild von Fr. Roeber 58. 59
- Heinrich IV. 59-63
  - Kaiser Heinrich IV. stürzt sich in den Rhein 59
  - Roland überbringt dem Papst die Botschaft Kaiser Heinrichs IV. . . . 59
  - Papst Gregor VII. Originalzeichnung von O. Knille 60
  - König Heinrich IV. in Canossa. Nach einer Originalzeichnung von H. Plüddemann 61
  - Kaiser Heinrich IV. wird auf der Flucht von den Bürgern Kölns aufgenommen. Nach einem Gemälde von Fr. Roeber 62
  - Grabdenkmal Rudolfs von Schwaben 62
- Heinrich V. 63
  - Heinrich V. stellt sich den Empörern entgegen. Originalzeichnung von G. Ad. Cloß 63
- Lothar von Supplinburg zum Kaiser gewählt. Mit Bild von W. Friedrich 63

Die Kreuzzüge.

- Gott will es! Mit Bild von G. A. Vanaise 63-65
- Von den Kreuzzügen 65-68
  - Abschied Elisabeths von Thüringen von ihrem Gemahl bei dessen Aufbruch zum Kreuzzuge. Originalzeichnung von A. Zick 65

Seite
Kreuzfahrer in einen Hinterhalt geratend . . . 66
Weihnachten der Kreuzfahrer in Bethlehem. Gemälde von F. Kirchbach 67
Die heilige Elisabeth . . . 68-70
Die heilige Elisabeth. Gemälde von A. Matignon . . . 68
Die Krönung der heiligen Elisabeth. Gemälde von H. Kaulbach . . . 69

Herrscher aus staufischem Hause.

Friedrich I. von Hohenstaufen . . . 70-73
Heinrich der Löwe vor Barbarossa. Gemälde von P. Janssen . . . 70. 71
Die Schlacht bei Legnano . . . 72
Otto von Wittelsbach und die päpstlichen Legaten. Originalzeichnung von H. Plüddemann . . . 73
Barbarossas Abschied vor seiner Kreuzfahrt. Gemälde von L. Gey . . 73
Barbarossas Tod. Originalzeichnung von W. Friedrich . . . 74
Der Kyffhäuser . . . 74
Einzug Heinrichs VI. in Palermo. Mit Bild von G. Ad. Closs . . . 74
Philipp von Schwaben . . . 74-76
Walther von der Vogelweide singt im Jahre 1198 bei der Krönung Philipps von Schwaben und seiner griechischen Gemahlin. Originalzeichnung von A. Zick . . . 75
Die Ermordung Philipps von Schwaben durch Otto von Wittelsbach. Originalzeichnung von A. Zick . . . 76
Friedrich II. . . . 76-80
Die Krönung Kaiser Friedrichs II. im Dome zu Palermo. Originalzeichnung von A. Zick . . . 77
Kaiser Friedrich II. empfängt bei Stolzenfels am Rhein seine Braut Isabella von England. Gemälde von A. Zick . . . 78. 79
Friedrich II. verabschiedet sich in Marburg von den nach Preußen abziehenden Rittern des Deutschen Ordens. Gemälde von P. Janssen . 80
Hinrichtung Konradins von Hohenstaufen . . . 81
Hinrichtung Konradins von Hohenstaufen zu Neapel im Jahre 1268. Originalzeichnung von W. Friedrich . . . 81
Der Hohenstaufen. Originalzeichnung von R. Stieler . . . 81

Von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I.

Rudolf von Habsburg . . . 81-86
Burggraf Friedrich III. von Nürnberg überbringt dem Grafen Rudolf von Habsburg die Nachricht seiner Erwählung zum deutschen König. Gemälde von H. Knackfuß . . . 82. 83
Kaiser Rudolf von Habsburg ergreift bei seiner Krönung statt des fehlenden Zepters das Kruzifix. Originalzeichnung von A. Zick . . . 84
Kaiser Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars nach der Schlacht auf dem Marchfelde. Originalzeichnung von A. Zick . . . 85
Die bergischen Bauern in der Schlacht bei Worringen. Mit Bild von P. Janssen . . . 86. 87
Friedrich mit der gebissenen Wange. Mit Bild von A. Zick . . . 88
Heinrich VII. . . . 89-91
Dante bittend vor Heinrich VII. Originalzeichnung von H. Plüddemann 89
Sarkophag Heinrichs VII. zu Pisa . . . 89
Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich . 91-94
Kaiser Ludwig der Bayer. Gemälde von A. Kreling . . . 90
Ludwigs des Bayern Tod. Originalzeichnung von G. Ad. Closs . . . 91
Gefangennahme Friedrichs des Schönen von Österreich in der Schlacht bei Mühldorf. Gemälde von W. Trübner . . . 91
Aus der Regierungszeit Karls IV. und seines Sohnes Wenzel 94-96
Die Heimkehr des Grafen Eberhard von Württemberg nach der Schlacht bei Döffingen. Gemälde von J. E. Lauffer . . . 92
Ein toller Tag des Königs Wenzel. Gemälde von Fr. Roeber . . . 93
Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach. Gemälde von K. Grob . . . 94. 95
Dem neugewählten König Ruprecht von der Pfalz verwehren die Aachener den Zutritt zur Stadt. Originalzeichnung von A. Zick . . . 96
Hus und seine Anhänger, die Husiten . . . 97-99
Hus auf dem Scheiterhaufen . . . 97
Husiten nehmen vor der Schlacht den Kelch. Gemälde von W. Beckmann . . . 97
Agnes von Zesyma-Rosenberg übergibt die väterliche Burg dem Husitenfeldherrn Prokop dem Großen. Gemälde von W. Beckmann . . . 98. 99
Kämpfe der Teilgewalten unter Friedrich III. . . . 99-104
Der sächsische Prinzenraub. Gemälde von G. Goldberg . . . 100
Aus dem Fürstenkrieg. Originalzeichnung von G. Ad. Closs . . . 101
Karls des Kühnen Flucht nach der Schlacht bei Murten . . . 102. 103
Ende Karls des Kühnen in der Schlacht bei Nancy. Originalzeichnung von G. Ad. Closs . . . 104
Seite
Maximilian I. . . . 105-112
Maria von Burgund bittet die Richter von Gent um Gnade für die Räte Hugonet und d'Himbercourt . . . 105
Maria von Burgund schwört, die Rechte der Stadt Brüssel zu achten . 105
Kaiser Maximilians I. Rückkehr nach Gent. Gemälde von A. H. Schram . . . 106. 107
Kaiser Maximilian I. mit seinen Räten wird 1488 in Brügge von den Zünften gefangen genommen. Originalzeichnung von A. Zick . . . 108
Kaiser Maximilian I. an der Martinswand. Originalzeichnung von G. Ad. Closs . . . 109
Huldigung Karls V. in Gent. Gemälde von Alb. de Vriendt . . 110. 111
Kaiser Maximilian I. von Albr. Dürer . . . 112
Reiterei aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Originalzeichnung von W. Diez . . . 112

Deutsches Volksleben im Mittelalter.

Bekehrung zum Christentum . . . 113-119
Bischof Ulfilas erklärt den Goten das Evangelium . . . 113
Bonifaz fällt die Donarseiche . . . 113
Ein Heidenapostel verkündet den alten Deutschen das Weihnachtsevangelium. Originalzeichnung von A. Zick . . . 114. 115
Gründung von St. Gallen. Zeichnung von O. Knille . . . 116
Die Ermordung des Bischofs Adelbert von Prag. Originalzeichnung von Fr. Roeber . . . 117
Aus dem mittelalterlichen Klosterleben . . . 119-126
Ankunft der Äbtissin Irmgard auf Frauenchiemsee 894. Gemälde von K. Raupp . . . 118. 119
Restaurierte Ansicht des Cisterzienserklosters Maulbronn, als Muster einer mittelalterlichen Klosteranlage . . . 120
Klosterhof. Originalzeichnung von F. Knab . . . 120
Cisterzienser als Landbauer. Originalzeichnung von W. Riefstahl . . 121
Beim Unterricht in der Klosterschule. Originalzeichnung von W. Riefstahl 121
Mußestunde in einer alten Klosterschule. Gemälde von Claus Meyer . 122
Roswitha liest ihre Legenden vor. Originalzeichnung von P. Thumann . 123
Beim Klosterwein. Originalzeichnung von Ed. Grützner . . . 124
Ekkehardt und die Mönche von Reichenau. Originalzeichnung von Ferd. Keller 124
Ekkehardt auf dem Hohentwiel. Komposition von A. Herterich . . . 125
Einmauerung einer Nonne. Originalzeichnung von O. Knille . . . 126
Vom Hexenglauben und von der Hexenverfolgung . . . 126-130
Hexenritt. Originalzeichnung von G. Spangenberg . . . 127
Hexenprobe. Originalzeichnung von G. Franz . . . 127
Hexenverbrennung. Originalzeichnung von G. Franz . . . 127
Verhör. Originalzeichnung von F. Piloty . . . 128
Eine Folterkammer . . . 128
Hexenschlaf. Gemälde von F. Keller . . . 129
Dichter und Dichtungen in der Staufenzeit . . . 130-140
Die Wartburg im Winterkleide. Originalzeichnung von H. G. Vogel . 130
Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Originalzeichnung von A. Müller 130
Die Gralsburg. Gemälde von F. Knab . . . 131
Friedrich II. als Minnesänger. Originalzeichnung von A. v. Heyden . 132
Wolfram von Eschenbach diktiert den Parzival. Gemälde von Fr. Heim 132
Isolde. Originalzeichnung von C. Schraudolph . . . 133
Kriemhild im Kreise ihrer Mägde. Originalzeichnung von C. Klimsch . 133
Der Streit zwischen Kriemhild und Brunhild vor dem Münster in Worms. Gemälde von F. Kirchbach . . . 134. 135
Siegfried und der Drache. Gemälde von H. Hendrich . . . 136
Siegfrieds Tod. Gemälde von Jul. Schnorr von Carolsfeld . . . 137
Kriemhild an Siegfrieds Bahre. Gemälde von E. Lauffer . . . 138. 139
Begräbnis des Frauenlob. Gemälde von R. Bendemann . . . 140
Walther von der Vogelweide. Zeichnung von F. Rothbart . . . 141
Die Bestattung Walthers von der Vogelweide im Neumünster zu Würzburg. Nach Echters Wandgemälde . . . 141
Das Rittertum . . . 141-167
Eine Ritterburg. Originalzeichnung von G. Bauernfeind . . . 142
Eine Wasserburg. Originalzeichnung von G. Bauernfeind . . . 143
Innerer Burghof einer Hofburg. Originalzeichnung von F. Knab . . 144
Ritterliche Zucht. Originalzeichnung von A. v. Heyden . . . 144
Dienst als Edelknabe. Originalzeichnung von A. v. Heyden . . . 144
Im Frauengemach. Originalzeichnung von F. A. Kaulbach . . . 145
Turnier auf dem Marktplatz zu München bei der Hochzeit Herzog Wilhelms V. von Bayern mit Renate von Lothringen. Gemälde von E. Schwoiser . . . 146. 147
Älteres Kampfspiel. Originalzeichnung von A. Bauer . . . 146
Die Wappenschau vor dem Turnier . . . 147
Empfang der Gäste. Originalzeichnung von L. Herterich . . . 148
Die Nachtwache des jungen Edelmannes bei den Waffen vor dem Ritterschlag . . . 148
Der Ritterschlag im Mittelalter . . . 149
Empfang der Schwertleite. Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts . 149
Der Sieger im Turnier. Originalzeichnung von C. Schraudolph . . . 150

Seite

Eberjagd. Originalzeichnung von H. Zügel . . . 151
Reiherbeize. Originalzeichnung von L. Herterich . . . 152
Friedrich II. und sein Falkner. Miniatur in seiner von ihm verfaßten Abhandlung über Falkenzucht . . . 152
Edeldame auf der Falkenjagd. Originalzeichnung von G. Franz . . . 153
Der Narrenkrieg im Burgsaale. Gemälde von K. Gehrts . . . 153
Der Brautzug. Gemälde von L. Herterich . . . 154. 155
„Rate, wer ist's?" Gemälde von Ad. v. Menzel . . . 156
Höfischer Tanz. Originalzeichnung von F. Keller . . . 157
Höfisches Brautmahl. Originalzeichnung von C. Schraudolph . . . 158
Auf einer alten Handelsstraße in den Alpen. Originalzeichnung von W. Räuber . . . 158
Überfall eines Warenzuges durch Raubritter. Gemälde von W. Schuch 159
Raubritter. Gemälde von W. Diez . . . 160
„Reiten und Rauben, das ist kein Schand, das tun die Besten von dem Land." Originalzeichnung von G. Franz . . . 161
Räuberischer Überfall. Originalzeichnung von W. Diez . . . 161
Der letzte Ritter von Hohen-Realtan stürzt sich in den Abgrund der Via Mala. Gemälde von E. Stückelberg . . . 162. 163
Klaus Störtebeckers Gefangennahme bei Helgoland. Originalzeichnung von Johs. Gehrts . . . 164
Die Schleglerkönige ergeben sich Eberhard dem Milden von Württemberg (1395). Originalzeichnung von G. Ad. Cloß . . . 165
Ein Frachtwagen unter dem Schutze von Landsknechten. Gemälde von Alb. Baur . . . 165
Raubritter Schüttensam wird gefangen nach Nürnberg gebracht. Gemälde von K. Weigand . . . 166. 167

Die mittelalterliche Stadt . . . 168–195
Der heilige Anton. Stich von Albr. Dürer . . . 168
Stadtmauer einer mittelalterlichen Stadt. Originalzeichnung von F. Knab 168
Städtisches „Schießen". Originalzeichnung von W. Friedrich . . . 169
Pfingstreigen. Gemälde von F. Adam . . . 170. 171
Stadtgasse mit Feuersbrunst . . . 172
Das „Brusttuch" in Goslar . . . 172
Das „Gildehaus" in Goslar . . . 172
Marktplatz in Goslar . . . 172
Der Maigraf. Originalzeichnung von K. Weigand . . . 173
Das Kaufhaus in Freiburg i. B. . . . 173
Der Schäfflertanz in München im 16. Jahrhundert. Aquarellskizze von H. Heim . . . 174. 175
Jahrmarkttreiben. Originalzeichnung von K. Weigand . . . 176
Marktszene im Mittelalter. Gemälde von V. Tobler . . . 176
Das Rathaus in Rothenburg o. T. . . . 177
Das Rathaus in Bremen . . . 177
Auf dem Marienplatz in München zu Ende des 16. Jahrhunderts. Originalzeichnung von K. Weigand . . . 178. 179
Ein Verbrecher wird auf einer Kuhhaut zum Richtplatz geschleift. Originalskizze von R. Eddelbüttel . . . 180
Die Strafe des Händelsüchtigen. Gemälde von C. Boppo . . . 181
Sitz des Scharfrichters in einer Trinkstube des Mittelalters. Originalzeichnung von M. Wiegand . . . 182
Der Schöne Brunnen in Nürnberg. Gemälde von P. Ritter . . . 183
Die Frauenkirche in Nürnberg . . . 184
Das Dürerhaus in Nürnberg . . . 184
Der Rathaussaal zu Bremen zur Zeit Wullenwebers. Originalzeichnung von P. und L. Ritter . . . 185
Das Sebaldusgrabmal in Nürnberg . . . 185
Erker im Sebalduspfarrhof in Nürnberg . . . 185
Das Gasthaus zur goldenen Gans in Nürnberg. Originalzeichnung von L. Ritter . . . 185
Das Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Gemälde von P. Ritter . . . 186
Stadtbild aus dem 16. Jahrhundert. Originalzeichnung von P. und L. Ritter 187
Patrizierhaus in Nürnberg. Originalzeichnung von F. Knab . . . 187
Ein Nürnberger Wohnzimmer. Originalzeichnung von P. und L. Ritter 188
Das Tuchersche Haus in Nürnberg . . . 188
Eine Bauhütte im Mittelalter. Originalzeichnung von F. Knab . . . 189
Vier Abbildungen aus Holbeins Totentanz . . . 189
Der junge Dürer kommt zu Wohlgemut in die Lehre. Gemälde von F. Bayerlein . . . 190. 191
Hans Sachs . . . 192
„Schule-Singen" einer Meistersingerzunft. Originalzeichnung von J. Herterich . . . 192
Fliegendes Blatt mit einem Schwankgedicht von Hans Sachs. Verkleinerte Nachbildung . . . 193
Aufführung eines Fastnachtsschwanks von Hans Sachs im Heilsbrunner Hof zu Nürnberg. Originalzeichnung von K. Weigand . . . 194
Ein Mysterienspiel. Originalzeichnung von J. Herterich . . . 195

Aus den Tagen der Hansa . . . 196–201
Im Hafen einer Hansastadt (Motiv aus Danzig). Originalzeichnung von G. Schönleber . . . 196
Jürgen Wullenweber, der Bürgermeister von Lübeck, verteidigt sich zum letztenmal gegen seine Ankläger. Originalzeichnung von A. Zick . . . 197

Seite

Ein Ehrentag Hamburgs: Kapitän Karpfanger siegt über fünf französische Kaper (1678). Gemälde von Hans Bohrdt . . . 198. 199
Untergang des „Wappens von Hamburg". Originalzeichnung von Johs. Gehrts . . . 200

Von den großen Entdeckungen . . . 201–204
Martin Behaim erklärt seinen ersten Erdglobus. Gemälde von Chr. M. Baer . . . 201
Kolumbus' Entdeckungsfahrt: Die Meuterei an Bord . . . 202. 203

Aus der Zeit des ersten Bücherdrucks . . . 204. 205
Johannes Gutenberg. Gemälde von E. Hader . . . 204
Deutscher Buchhandel im 16. Jahrhundert. Originalzeichnung von A. v. Heyden . . . 204
Gutenberg zeigt seinem Freunde Fust die ersten Druckbogen. Originalzeichnung von L. Reiffenstein . . . 205

Aus der Zeit der Reformation.

Luther und die Reformation . . . 205–216
Auf der Schwelle der Reformationszeit: Luther und die Bibel. Scholastische Studien. Gemälde von W. Lindenschmit . . . 206
Tetzels Ablaßzug. Originalzeichnung von K. Häberlin . . . 207
Luther schlägt seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg an. Originalzeichnung von G. Spangenberg . . . 208
Vor der Schloßkirche zu Wittenberg. Originalzeichnung von G. Franz 208
Luthers Volkspredigt zu Möhra. Originalzeichnung von E. Peterssen . 208
Luther in Augsburg vor Cajetan 1518. Gemälde von W. Lindenschmit 209
Luthers Einzug in Worms. Gemälde von R. Weigand . . . 210. 211
Luthers Ankunft auf der Wartburg. Gemälde von P. Thumann . . . 212
Luther als Junker Georg. Holzschnitt von Lukas Cranach . . . 212
Das Lutherzimmer auf der Wartburg . . . 212
Das Lutherhaus in Eisenach . . . 213
Luther, die Bibel verdolmetschend. Gemälde von G. Spangenberg . . 213
Luthers Trauung. Gemälde von P. Thumann . . . 214
Dr. Martin Luthers „Kantorei im Hause". Gemälde von G. Spangenberg 215

Luthers Helfer und Mitstreiter . . . 216–219
Willibald Pirckheimer. Stich von Albr. Dürer . . . 216
Philipp Melanchthon. Stich von Albr. Dürer . . . 216
Franz v. Sickingen. Nach einem gleichzeitigen Stich 216
Erasmus v. Rotterdam. Stich von Albr. Dürer . . . 217
Ulrich v. Hutten. Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt 217
Ulrich Zwingli . . . 217
Ulrich v. Hutten im Kampf mit französischen Edelleuten in der Schenke zu Viterbo. Gemälde von W. Lindenschmit . . . 218. 219
Christoph der Erste von Württemberg besucht ein zur Schule umgewandeltes Kloster. Gemälde von W. Lindenschmit . . . 220
Die Eröffnung der Fürstenschule St. Afra zu Meißen (1543). Gemälde von A. Spieß . . . 220

Der Bauernkrieg . . . 220–224
Hirschjagd. Originalzeichnung von A. v. Heyden . . . 221
Bäuerliches Elend. Originalzeichnung von W. Diez . . . 221
Blutige Ostern im Jahre 1525. Originalzeichnung von G. Ad. Cloß . 222
Der letzte Kampf Florian Geyers. Gemälde von L. Herterich . . . 223

Bilderstürmer und Wiedertäufer . . . 224–225
Bilderstürmer. Originalzeichnung von W. Diez . . . 224
Ein Maitanz zu Münster im Jahre 1535. Originalzeichnung von W. Diez 224

Kaiser Karl V. . . . 225–229
Kaiser Karl V. und Barbara Blomberg in Regensburg. Gemälde von W. Geets . . . 225
Die Kurfürstin Johann Fr. von Sachsen vor Karl V. Originalzeichnung von Fr. Roeber . . . 226
Karl V. bei Anton Fugger in Augsburg. Gemälde von W. Becker . . 227
Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand I. Gemälde von A. Delûg . 228
Kaiser Karl V. auf der Flucht vor Moritz von Sachsen. Originalzeichnung von G. Ad. Cloß . . . 229

Die Zeit des großen Kriegs.

Von den Landsknechten . . . 230–236
Arkebusier aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Originalzeichnung von W. Diez . . . 230
Musketier aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Originalzeichnung von W. Diez . . . 230
Ein Fähnrich der Landsknechte. Originalzeichnung von W. Diez . . . 230
Dragoner. Originalzeichnung von W. Diez . . . 230
Eine Belagerungsszene. Originalzeichnung von W. Diez . . . 231
Zechende Landsknechte. Originalzeichnung von K. Weigand . . . 231
Am Eingang zur Wagenburg. Originalzeichnung von A. Hoffmann . 232
Landsknechte vor dem Gefecht. Gemälde von F. Müller-Münster . . 233
Mansfeldisches Kriegsvolk auf dem Marsche. Gemälde von W. Schuch 234. 235

Seite
Aus dem Dreißigjährigen Kriege 236-251
Wallensteins Werbung um Isabella v. Harrach. Gemälde von J. Leisten 236
Der Tod des Grafen Ernst v. Mansfeld. Gemälde von R. Forell . . 237
Episode aus der Belagerung von Stralsund. Gemälde von K. Haeberlin 238
In den Laufgräben vor Magdeburg. Originalzeichnung von J. Schgoer 238
Tilly in Magdeburg 239
Plünderer im Dreißigjährigen Kriege. Gemälde von C. Boppo . . . 240
Tilly in Rothenburg ob der Tauber. Gemälde von F. Birkmeyer . . 241
Die alte Schau mit der Sebalduskirche zur Zeit des Einzuges Gustav Adolfs in Nürnberg 1632. Gemälde von P. Ritter 242. 243
Das Fuggerhaus auf dem Weinmarkt in Augsburg. Huldigung der Augsburger Bürgerschaft vor Gustav Adolf. Kupferstich des Augsburger Archivs 244
Ansicht von Lützen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Nach einem Stich 244
Die Äbtissin von Frauenchiemsee. Gemälde von C. v. Piloty 245
Gustav Adolfs Gebet vor der Schlacht bei Lützen. Gemälde von L. Braun 246. 247
Die Einschiffung der Leiche Gustav Adolfs im Hafen von Wolgast am 15. Juli 1633. Gemälde von C. G. Hellqvist 248
Der Gustav Adolf-Denkstein bei Lützen 249
Marodeure. Gemälde von W. Diez 249
Nach dem Dreißigjährigen Kriege. Originalzeichnung von W. Diez . . 250
Rathaus zu Münster, in welchem der Westfälische Friede geschlossen wurde 250

Deutsche Ohnmacht nach dem großen Kriege.

Ludwigs XIV. Raubzüge an den Oberrhein 251-255
Die Zerstörung des Klosters Hirsau durch die Franzosen unter Melac. Originalzeichnung von G. Ad. Closs 251
Die Markgräfin Maria Franziska von Baden verläßt ihr brennendes Schloß. Originalzeichnung von A. Zick 252
Aus den Türkenkriegen 255. 256
Die Gräfin Zriny wirft die Fackel in den Pulverturm von Sigeth, um die Feste in die Luft zu sprengen. Originalzeichnung von A. Zick 253
Einzug der siegreichen Truppen in die Festung Ofen (1686). Gemälde von G. Benczur 254. 255
Die Türken vor Wien. Originalzeichnung von G. Urlaub 256
Prinz Eugen in der Schlacht bei Belgrad am 16. August 1717. Originalzeichnung von G. Ad. Closs 256
Türken, den Türkengraben in München bauend. Gemälde von E. Zimmermann 257
Niedergang des deutschen Lebens nach dem Dreißigjährigen Kriege 258-262
Aufbruch zur Hofjagd (am Ende des 17. Jahrhunderts). Originalzeichnung von W. Simmler 257
Hoftracht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Originalzeichnung von H. Lossow 258
Vornehme Reiseart im 17. Jahrhundert. Originalzeichnung von W. Diez 258
„Ein Bursch“ (Student). Originalzeichnung von F. Barth 259
Wie im 17. Jahrhundert aus einem „Pennal“ (Fuchs) ein „Schorist“ (Bursch) wurde. Originalzeichnung von F. Barth 259
Komödianten 260
Eine „Haupt- und Staatsaktion“ 260

Die Entwicklung Preußens.

Die Kurfürsten von Brandenburg 263-272
Kurfürst Joachim I. von Brandenburg spricht das Todesurteil über seinen der Wegelagerei angeklagten Freund, Herrn von Lindenberg. Originalzeichnung von A. Zick 261
Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Warschau. Gemälde von W. Schuch 262. 263
Der Große Kurfürst mit General Derfflinger. Originalzeichnung von W. Camphausen 264
Die Entscheidung bei Fehrbellin. Originalzeichnung von J. Schgoer . 265
Des Großen Kurfürsten Landung auf Rügen. Gemälde von A. Tschautsch 266. 267
Angriff der Brandenburger auf die spanische Silberflotte 1681 bei St. Vincent. Gemälde von R. Heinecke 268
Der Große Kurfürst empfängt Abgesandte der Réfugiés. Wandgemälde von H. Vogel 269
Der letzte Staatsrat des Großen Kurfürsten. Gemälde von Fr. Roeber . 270
Die Königskrönung am 18. Januar 1701. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich 271
Friedrich Wilhelm I. 273-279
Im Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. Originalzeichnung von Ad. v. Menzel 272
Drei neue blaue Kinder. Guache von A. Kampf 273
Anwerbung in früherer Zeit 274. 275
König Friedrich Wilhelm I. besichtigt die Neubauten in der Berliner Friedrichstadt. Wandgemälde von H. Vogel 276
König Friedrich Wilhelm I. empfängt vor seinem Tode den Kronprinzen Friedrich. Originalzeichnung von C. Becker 277
Leopold von Dessau und die Annaliese. Gemälde von H. Prell . 278. 279
Friedrich der Große 280-295
„Messieurs, der hat viel getan für Preußen!“ Gemälde von Ad. v. Menzel 280
Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci. Originalzeichnung von Ad. v. Menzel 281
Friedrichs des Großen Ansprache an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen. Gemälde von A. Kampf 282. 283
Erstürmung des Kirchhofes in Leuthen (durch das 3. Gardebataillon). Gemälde von C. Röchling 284
Friedrich der Große führt am Abend der Schlacht bei Leuthen seine Garden zur Verfolgung des Feindes über das Schlachtfeld vor. Gemälde von E. Mattschaß 285
Nun danket alle Gott! Der Choral nach der Schlacht bei Leuthen. Skizze zu dem Freskogemälde von A. Kampf 286. 287
Friedrich der Große im Schloß zu Lissa. Gemälde von Ad. v. Menzel 288
Friedrich der Große vor der Schlacht bei Zorndorf in dem zerstörten Küstrin. Gemälde von H. E. Pohle 289
Hans Joachim v. Zieten. Originalzeichnung von Ad. v. Menzel . . . 290
Eigenhändiges Postskriptum Zietens zu seinem Bericht an den König vom 22. August 1758 290
Friedrich der Große und der schlafende Zieten. Gemälde von A. Kampf 291
Voltaire in Pommern. Originalzeichnung von R. Warthmüller . . 292
Der alte Fritz auf Reisen. Gemälde von C. Seiler 293
Der Besuch Friedrichs des Großen in Krefeld am 10. Juni 1763. Gemälde von C. Hünten 294

Aus klassischer Zeit.

Aufschwung des deutschen Geisteslebens im achtzehnten Jahrhundert 296-304
Schäferspiel. Originalzeichnung von H. Lossow 295
Rokokogarten. Originalzeichnung von F. Knab 295
Menuett der Rokokozeit. Originalzeichnung von H. Lossow 296
Georg Friedrich Händel 297
Friedrich der Große und Joh. Seb. Bach 297
Chr. W. v. Gluck 297
Jos. Haydn 297
Mozart und Kaiser Joseph. Originalzeichnung von G. Benczur . . . 298
Die Gründung des Hainbundes 299
Pestalozzi unter den Waisenkindern zu Nidwalden (1798). Originalzeichnung von E. Klimsch 299
Chr. Fürchtegott Gellert 300
Friedr. Gottl. Klopstock 300
Klopstocks Zürichseefahrt. Originalzeichnung von E. Klimsch 300
Ewald Christian v. Kleist 300
Goethe und Friederike Brion. Originalzeichnung von E. Klimsch . . . 301
Der junge Goethe auf dem Mühlberg bei Frankfurt a. M. Gemälde von Fr. Kirchbach 302
Schiller in Loschwitz. Gemälde von Fr. Kirchbach 303
Schiller in Stuttgart. Gemälde von G. Gaupp 304

Napoleonische Zeit.

Revolution und Fremdherrschaft 305-308
Der Rastatter Gesandtenmord. Originalzeichnung von W. Friedrich . . 305
Palms Abführung zur Richtstätte. Gemälde von Jos. Weiser . . 306. 307
Napoleon erkundigt sich bei einem Hirten über die Stellung der Feinde. Gemälde von L. Gardette 308
Napoleons Umzug. Gemälde von W. Schreuer 308
Der Aufstand in Tirol 1809 309-316
Joachim Haspinger predigt den Aufstand. Originalzeichnung von A. Gabl 309
Aus dem Aufstand in Tirol 1809. Gemälde von Franz v. Defregger . 310. 311
Ein Kriegsrat im Jahre 1809. Gemälde von Franz v. Defregger . . 312
Andreas Hofer auf dem Iselberge. Gemälde von Franz v. Defregger . 313
Das letzte Aufgebot. Gemälde von Franz v. Defregger 313
„Auf die Geschütze!“ Episode aus der Schlacht bei Aspern. Gemälde von A. Lalauze 314
Ein Abschied in Tirol 1809. Gemälde von A. Egger-Lienz 315
Andreas Hofers Abschied von den Seinen. Gemälde von Franz v. Defregger 316
Preußens Fall und Wiedergeburt 317-325
Königin Luise mit den Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm. Gemälde von Fr. Martin 317

Seite
Aus der Franzosenzeit. Gemälde von E. Henseler 318. 319
Königin Luise bekränzt auf der Flucht nach Memel den Prinzen Wilhelm mit Kornblumen. Originalzeichnung von A. Zick 320
Die Königin Luise und Napoleon in Tilsit. Originalzeichnung von O. Wiesnieski 321
Der Heldentod der Schillschen Offiziere vor Wesel. Gemälde von A. Hering 322. 323
G. v. Scharnhorst 324
Neith. v. Gneisenau 324
Ferd. v. Schill. Gleichzeitiger Stich 324
Friedr. Ludw. Jahn 324
Joh. Gottl. Fichte 324
Friedr. Schleiermacher 324

Die Freiheit bricht an 326–335
Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen. Gemälde von A. Kampf 325
Rückzug Napoleons aus Rußland. Gemälde von W. Wereschagin 326. 327
Karl Aug. Fürst von Hardenberg 328
General York auf dem Landtage zu Königsberg 328
Einsegnung der Freiwilligen von 1813. Gemälde von A. Kampf . . . 329
Professor Steffens begeistert seine Zuhörer für den Freiheitskrieg 1813. Gemälde von A. Kampf 330. 331
Die Errichtung der preußischen Landwehr in Breslau am 17. März 1813. Gemälde von E. Sellmer 332

Die Freiheitskriege 1813—1814 336–347
Johanna Stegen, die Heldin von Lüneburg. Gemälde von L. Herterich 333
Freiwillige Jäger von 1813. Gemälde von H. Haug 333
Auf den Altar des Vaterlandes 1813. Gemälde von A. Kampf . 334. 335
Blücher an der Katzbach 336
Die Schlacht an der Katzbach 336
Angriff der Brandenburger Husaren auf Möckern. Originalzeichnung von O. Gerlach 337
Anno 1813. Gemälde von O. Brausewetter 338. 339
Erstürmung des Grimmaischen Tores in Leipzig. Die Schlacht bei Leipzig. Gemälde von P. Heß 340
Napoleons Flucht durch Leipzig. Gemälde von L. Braun 341
Straßenkampf in Leipzig am 19. Oktober 1813. Gemälde von R. Haug 342. 343
Blüchers Rheinübergang bei Kaub. Aus dem Panorama von Ungewitter und Wendling 344
Blücher in Laon. Gemälde von R. Eichstädt 345
Heimkehr der Sieger. Gemälde von Fr. Simm 346
Aus dem Feldzuge 1814. Gemälde von Kratke 347

Die Freiheitskriege 1815 347–351
Leutnant v. Schmeling bei Ligny. Gemälde von A. v. Rößler 348
Blüchers Sturz mit dem Pferde in der Schlacht bei Ligny. Gemälde von E. Hünten 348
Blücher auf dem Marsche nach Belle-Alliance. Gemälde von R. Eichstädt 349
Nach der Schlacht bei Waterloo. Gemälde von A. C. Gow . . . 350. 351

Der Wiener Kongreß. Mit Bild von J. B. Isabey 352

Vom Geistesleben zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 353–356
Heinr. v. Kleist 353
Friedr. Rückert 353
Fritz Reuter 353
Das Burschenschafterfest auf der Wartburg. Originalzeichnung von W. Friedrich 353
Ein Spaziergang zu Biedermaiers Zeit. Gemälde von Fr. Siemering 354
Reiseabenteuer in vergangener Zeit. Gemälde von A. Kühles 355
Der Meßverkehr vor dem Grimmaischen Tor in Leipzig (1824—1840). . 355
Karl Maria v. Weber 356
Franz Grillparzer 356
Eine Schubertiade bei Ritter v. Spaun. Gemälde von H. Temple . . 356
Peter Cornelius 356
Heinrich Heine 356

Revolution und Reaktion.

1848—1852 360–363
Barrikadenkampf in Berlin am 18. März 1848. Originalzeichnung von C. Becker 357
Kampf zwischen preußischer Marinemannschaft und „Riffpiraten“ am Kap Tres Forcas am 7. August 1856. Gemälde von C. Röchling . . 358. 359
Der Einzug des Reichsverwesers Erzherzog Johann von Österreich in Frankfurt a. M. 360
Beschießung des dänischen Kriegsschiffes „Christian VIII.“ bei Eckernförde 360

Begründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I.

Seite
Wilhelm I. und Bismarck 363. 364
König Wilhelm I. (1861). Lithographie von E. Milster 361
Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Oktober 1861 . . . 361

Der Kampf um Schleswig-Holstein 1864 364–366
Die Erstürmung der Düppeler Schanzen. Originalzeichnung von A. Wald 362
Die Eroberung von Alsen. Originalzeichnung von E. Zimmer 363

Der Krieg von 1866 366
Einquartierung in Böhmen 364
Dragonerattacke bei Nachod 364
Attacke der Cambridgedragoner auf ein preußisches Karree in dem Treffen bei Langensalza. Originalzeichnung von E. Zimmer 365
Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem. Gemälde von W. Gentz 366

Der deutsch-französische Krieg 367–388
König Wilhelm 367
Kronprinz Friedrich Wilhelm 367
Relief vom Niederwalddenkmal: Auszug zum Kampf 367
Deutschlands Einigung. Gemälde von A. v. Werner 368
Erstürmung des Gaisbergschlößchens. Gemälde von C. Röchling . . . 369
Angriff auf den Spicherer Berg. Gemälde von A. v. Werner 369
Desertierende Zuaven. Episode aus der Schlacht bei Wörth. Gemälde von G. Bleibtreu 370
Moltke erwartet das pommersche Armeekorps bei Rezonville. Gemälde von C. Koch 371
Die 5. Division vor Rezonville am 16. August 1870. Gemälde von G. Henseler 372
Der Todesritt von Bionville am 16. August 1870. Originalzeichnung von Th. Rocholl 373
Bei Gravelotte. Beschleunigter Rückzug der Franzosen auf Metz, am Abend des 18. August 1870. Gemälde von E. Crofts 374
Aus der Schlacht bei Gravelotte 375
Transport Verwundeter 375
Ein unschuldiges Opfer. Gemälde von S. Seymour-Thomas 376
Bismarcks und Napoleons Zusammenkunft auf der Chaussee Sedan-Donchery nach der Schlacht von Sedan am 2. September 1870. Gemälde von A. v. Werner 377
Die Kapitulationsverhandlungen zu Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870. Gemälde von A. v. Werner 378. 379
Sturm der Garde auf Le Bourget (30. Oktober 1870). Gemälde von C. Röchling 380
Vor Paris nichts Neues. Gemälde von C. Röchling 381
Im Etappenquartier vor Paris 1870. Gemälde von A. v. Werner . . 381
Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles am 18. Januar 1871. Originalzeichnung von A. von Werner 382. 383
Der Spion. Gemälde von Cl. Meyer 384
Untergang der Fahne des 2. Bataillons des 61. Regiments vor Dijon am 23. Januar 1871. Gemälde von E. Mattschaß 385
Kaiser Wilhelm I., der siegreiche Begründer des Deutschen Reiches. Gemälde von Ferd. Keller 386. 387
Die Bildsäule der Germania auf dem Niederwalddenkmal. Von J. Schilling 388
Relief vom Niederwalddenkmal: Heimkehr der Sieger 388

Im neuen Reich. 390–400

Kaiser Wilhelm I. begrüßt den Fürsten Bismarck bei Einweihung der Siegessäule in Berlin am 2. September 1873. Zeichnung von Warthmüller-Gerlach 389
Sitzung des Deutschen Reichstages am 6. Februar 1888. Gemälde von R. Henseler 390. 391
Ich habe keine Zeit, müde zu sein. Skulptur von Michel Lock 392
Bismarck am 6. März 1892. Originalzeichnung von C. W. Allers . . 393
Richard und Cosima Wagner mit Liszt und Hans v. Wolzogen in ihrem Heim „Wahnfried“ 1880. Gemälde von W. Beckmann 394
Otto Ludwig, Gottfried Keller, Arnold Böcklin, Friedrich Nietzsche, Werner v. Siemens 395
Beschießung der Taku-Forts. Originalzeichnung von A. Kircher . . . 396
Die Einnahme von Liangshiang durch deutsche Infanterie und bengalische Lancers. Originalzeichnung von O. Gerlach 397
Aus dem Kieler Hafen auslaufendes Übungsgeschwader. Gemälde von H. Bohrdt 398. 399
Dem neuen Jahrhundert. Schlußvignette von Franz Hein 400

Kunstbeilagen.

vor Seite

Kaiser Wilhelm I. Gemälde von Franz v. Lenbach (Titelbild)

Karl der Große. Entwurf von Alfred Rethel 41

Martin Schongauer. Selbstbildnis (Kopie von H. Burgkmair) 77

Lukas Cranach. Selbstbildnis 105

Albrecht Dürer. Selbstbildnis 133

Hieronymus Holzschuher. Gemälde von Albrecht Dürer 173

Hans Holbein d. J. Selbstbildnis 193

Dr. Martin Luther. Gemälde von Lukas Cranach 205

Friedrich III. der Weise, Kurfürst von Sachsen. Gemälde von Albrecht Dürer 213

Philipp Melanchthon. Gemälde von Lukas Cranach 217

Erasmus von Rotterdam. Gemälde von Hans Holbein d. J. 221

Karl V. auf dem Schlachtfelde von Mühlberg. Gemälde von Tizian 225

Moritz, Kurfürst von Sachsen. Gemälde von Lukas Cranach 229

Georg von Frundsberg, Feldhauptmann der Landsknechte. Gemälde von Christoph Amberger 233

Albrecht v. Wallenstein, Herzog von Friedland. Gemälde von Anton van Dyck 241

Gustav Adolf, König von Schweden. Gemälde von Anton van Dyck . 249

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg (der Große Kurfürst). Gemälde von Nason 265

„Der alte Fritz.“ Originalzeichnung von Adolf v. Menzel 281

Friedrich Wilhelm v. Seydlitz. Gemälde eines unbekannten Künstlers 285

Kaiserin Maria Theresia. Gemälde von Martin de Meitens 289

Kaiser Joseph II. Originalzeichnung von P. Lion 291

Johann Sebastian Bach. Gemälde von G. Haußmann 293

Wolfgang Amadeus Mozart. Radierung von L. Michalek 295

Ludwig van Beethoven. Radierung von C. L. Dake 297

vor Seite

Immanuel Kant. Stich von Schnorr 299

Johann Gottfried v. Herder. Gemälde von Friedrich Tischbein . . . 301

Gotthold Ephraim Lessing. Gemälde von Anton Graff 303

Friedrich v. Schiller. Gemälde von Anton Graff 305

Johann Wolfgang v. Goethe. Gemälde von Joseph Stieler 309

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar. Originalzeichnung von Ferdinand Jagemann 313

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Gemälde von Franz Krüger 317

Königin Luise von Preußen. Gemälde von Gustav Richter 321

Karl Freiherr vom und zum Stein. Originalzeichnung von Julius Schnorr v. Carolsfeld 325

Ernst Moritz Arndt. Lithographie 329

General York v. Wartenburg. Gemälde von Berthold Woltze . . . 333

Theodor Körner. Originalzeichnung von Emma Körner 337

Fürst Blücher v. Wahlstatt. Gemälde von F. C. Gröger 345

Fürst Metternich. Gemälde von Sir Thomas Lawrence 353

Ludwig Uhland. Gemälde von Gottlieb Wilhelm Morff 357

König Ludwig I. von Bayern in der Hubertusordenstracht. Gemälde von Wilhelm v. Kaulbach 361

Fürst Bismarck. Gemälde von Franz v. Lenbach 369

Generalfeldmarschall Graf Hellmuth v. Moltke. Gemälde von Franz v. Lenbach 373

General Freiherr Ludwig von und zu der Tann. Naturaufnahme . . 381

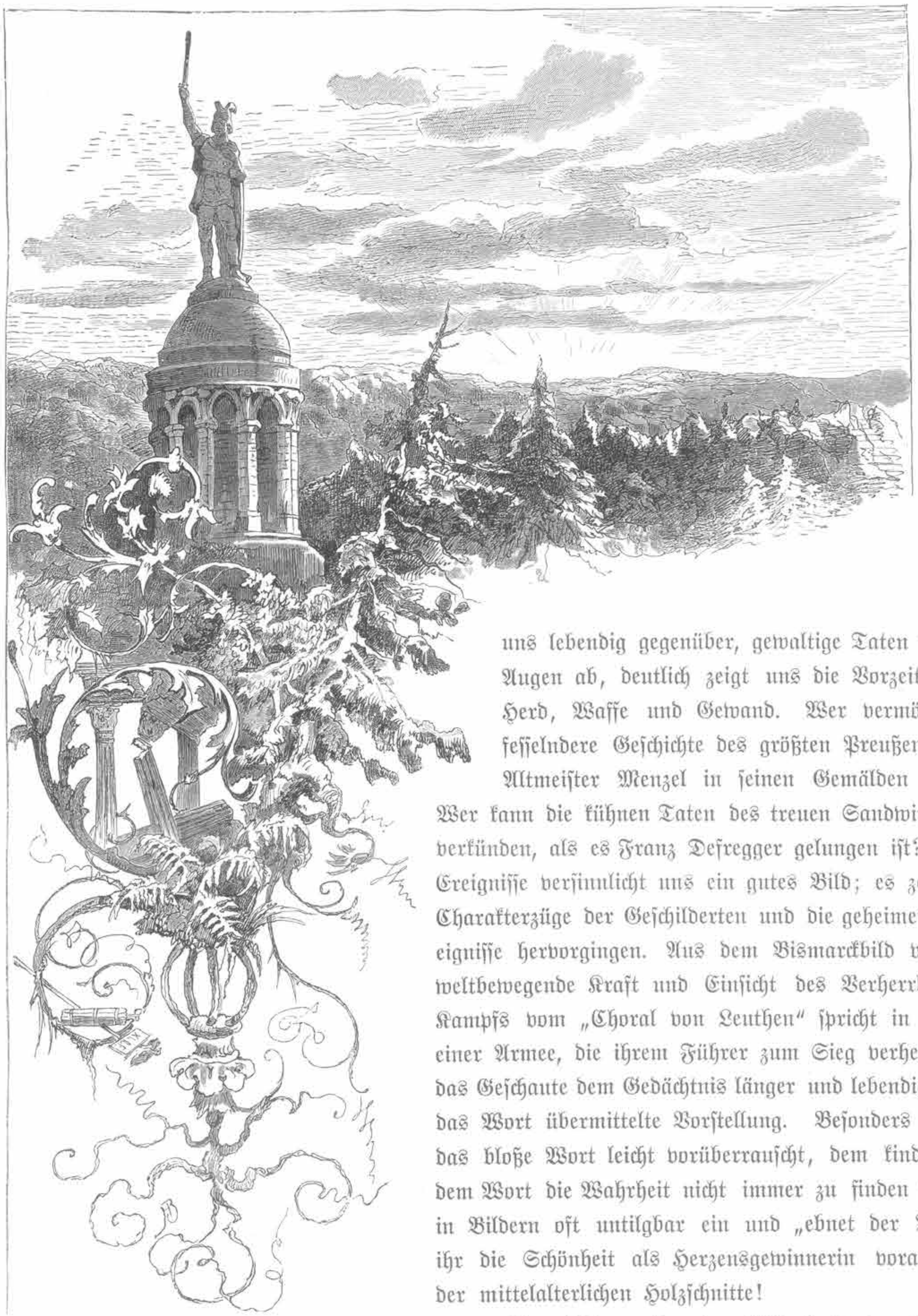
Kaiser Friedrich III. Gemälde von Heinrich v. Angeli 385

Friedrich Hebbel. Gemälde von Karl Rahl 389

Richard Wagner. Naturaufnahme 393

Adolf v. Menzel. Originalzeichnung von Jan Veth 395

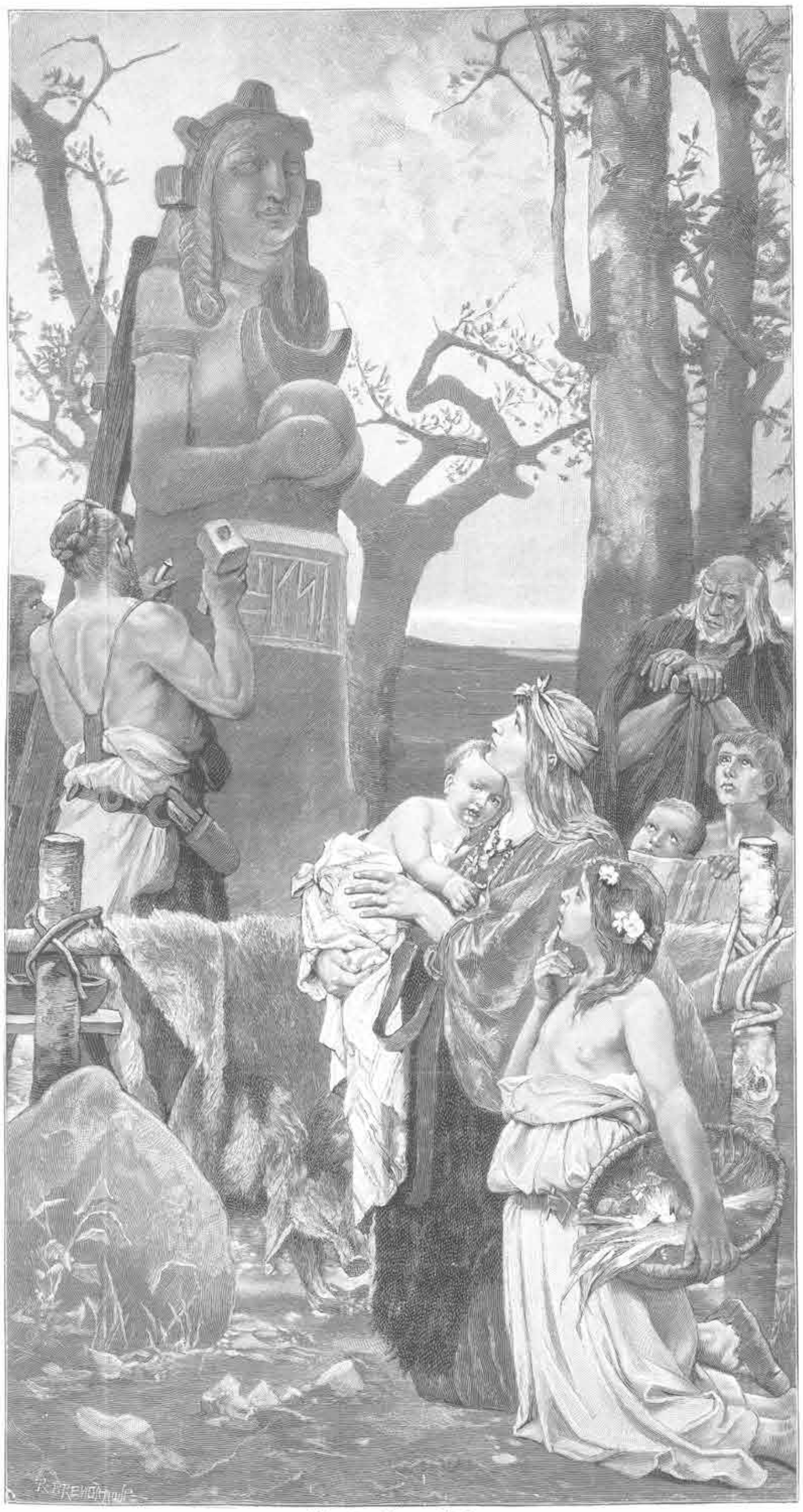
Kaiser Wilhelm II. Naturaufnahme 397



Vorwort.

Die deutsche Geschichte ist nicht nur für die Literatur, sondern auch für die bildende Kunst eine Quelle künstlerischer Anregung geworden. Zahlreiche bildnerische Meisterwerke historischen Inhalts geben unseren Kunstsammlungen Reiz, unseren Plätzen Schmuck, unseren historischen Stätten Beredsamkeit. Ferne Zeiten rücken heran, Helden treten uns lebendig gegenüber, gewaltige Taten spielen sich sichtbar vor unseren Augen ab, deutlich zeigt uns die Vorzeit Sitte und Brauch, Haus und Herd, Waffe und Gewand. Wer vermöchte z. B. eine faßbarere und fesselndere Geschichte des größten Preußenkönigs zu erzählen, als es der Altmeister Menzel in seinen Gemälden und Zeichnungen getan hat? Wer kann die kühnen Taten des treuen Sandwirts vom Passeiertale lebendiger verkünden, als es Franz Defregger gelungen ist? Und nicht nur Gestalten und Ereignisse versinnlicht uns ein gutes Bild; es zeigt uns auch die maßgebenden Charakterzüge der Geschilderten und die geheimen Ursachen, aus denen die Ereignisse hervorgingen. Aus dem Bismarckbild von Lenbach leuchtet die ganze weltbewegende Kraft und Einsicht des Verherrlichten, und aus dem Gemälde Kampfs vom „Choral von Leuthen“ spricht in eindringlichen Zügen der Geist einer Armee, die ihrem Führer zum Sieg verhelfen mußte. Dazu kommt, daß das Geschaute dem Gedächtnis länger und lebendiger erhalten bleibt als die durch das Wort übermittelte Vorstellung. Besonders dem schlichten Mann, an dem das bloße Wort leicht vorüberrauscht, dem kindlich einfältigen Gemüt, das in dem Wort die Wahrheit nicht immer zu finden weiß, prägt sich eine Geschichte in Bildern oft untilgbar ein und „ebnet der Wahrheit den Weg, indem sie ihr die Schönheit als Herzensgewinnerin vorausschickt“. Daher die Wirkung der mittelalterlichen Holzschnitte!

So möchte auch unser „Bildersaal“ in recht vielen Familien die deutsche Geschichte eindringlicher reden lassen und das Herz unseres Volkes mit patriotischer Begeisterung und nationalem Stolz erfüllen. Dieses Ziel hofft er um so eher zu erreichen, als der Hauptteil seiner Abbildungen bedeutende Gemälde, ja allgemein anerkannte Meisterwerke der bildenden Kunst wiedergibt. Es sei nur an die Holzschnitte nach Werken von Piloty, Menzel, Diez, Kampf, Prell, A. v. Werner, Bleibtreu, Schuch, Lenbach, Spangenberg, Gehrts u. a., sowie an die stattliche Reihe von Kunstbeilagen nach Porträts berühmter Meister erinnert. Und damit schließt sich unser Unternehmen der großen Bewegung an, die seit etwa einem Jahrzehnt Künstler und Pädagogen gleichermaßen ergriffen hat und hervorgegangen ist aus der Erkenntnis, daß die bildende Kunst in unserem Volksleben nicht die Stellung einnimmt, die ihr gebührt. Musik und Literatur können infolge des Buchdrucks in alle Häuser gelangen und sich heimisch machen; daher kommt es auch, daß die veredelnde Wirkung dieser Zweige der Kunst wesentlich deutlicher zu erkennen ist, als dies bei der Malerei, Bildhauerei und Architektur der Fall ist. Der bildenden Kunst fehlt eben jene Vorbedingung für ein lebendiges Wirken. Aber schon regt sich's allerorten; vielfach ist man bestrebt, dem Volke für geringen Preis die Mittel zur



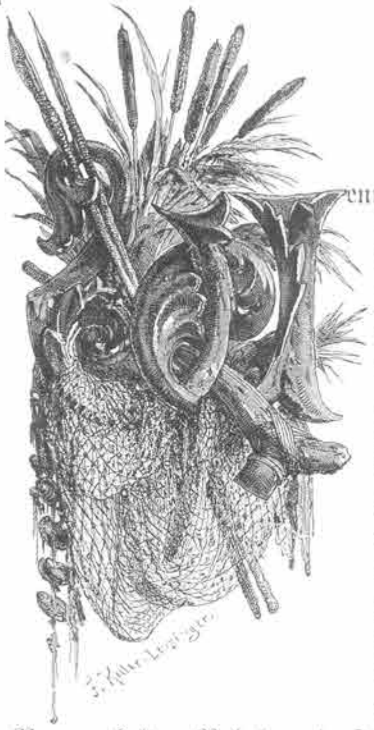
Die Kunst am Anfang.
Nach dem Wandgemälde von Karl Gehrts in der Düsseldorfer Kunsthalle.

Beschäftigung mit der bildenden Kunst in Gestalt von Reproduktionen aller Art und Originallithographien zu bieten. Und auch das vorliegende Werk möchte sein Teil dazu beitragen, daß die Bekanntschaft des deutschen Volkes mit den Werken seiner Künstler immer größer werde. Manche der im „Bildersaal deutscher Geschichte" enthaltenen Abbildungen dienen gemäß dem ersten Zweck des Werkes allerdings vor allem der historischen Veranschaulichung; viele aber sind wirkliche Kunstwerke, an welche sich sehr wohl eine Betrachtung im Sinne Lichtwarks, des bekannten Vorkämpfers für die Verallgemeinerung eines gesunden Kunstempfindens, anschließen läßt. Freilich kann auch die tadelloseste Reproduktion das Original nie ersetzen; da es aber besser ist, Mögliches tatkräftig zu fördern, als über Unmögliches zu trauern, so liegt auch in der Darbietung dieser Reproduktionen eine Beisteuer zu der neuen Wandlung, die der Förderung des Kunstverständnisses weiterer Kreise beschieden zu sein scheint.

Um das vorliegende Werk als Haus- und Familienbuch noch geeigneter zu machen, ist den Bildern ein volkstümlich gehaltener Text beigegeben, der das Verständnis des geschichtlichen Inhalts, hier und da wohl auch der Ideen des Malers, erleichtern dürfte. Wo es tunlich erschien, faßt er Bildergruppen zusammen und stellt den inneren Zusammenhang zwischen ihnen her, an anderen Stellen erschöpft er sich in einer geschichtlichen Beleuchtung des Einzelbildes. Hindeutungen auf Geschichtswerke, die ab und zu eingefügt worden sind, werden besonders dem von Nutzen sein, der diese und jene Periode genauer durchdringen möchte. Um den Text lebendiger zu gestalten, wurden Quellenstücke, sowie Äußerungen deutscher Dichter und Schriftsteller herangezogen, namentlich solche, die dem deutschen Volke lieb und wert geworden sind. Da nicht alle Perioden der deutschen Vergangenheit gleichmäßig anregend für die bildende Kunst gewesen sind, so mußte mancher Zeitabschnitt kürzer und textlich abstrakter behandelt werden, während ein anderer wieder breiter und auch in seinen Einzelheiten durch Bild und Wort veranschaulicht werden konnte. Immerhin aber dürfte der „Bildersaal" die wichtigsten Geschehnisse der deutschen Geschichte, ihre lichten Höhepunkte und ihre dunkeln Tiefen, die Zeiten ihres Ruhms und die Tage ihrer Trauer zu einem gefälligen und abgerundeten Ganzen vereinigt haben. Und da dem Werke auch eine würdige Ausstattung gegeben wurde, so hoffen wir, daß sich der „Bildersaal deutscher Geschichte" recht viele gute Freunde erwerben möge.

Die Herausgeber.

Deutscher Urwald.



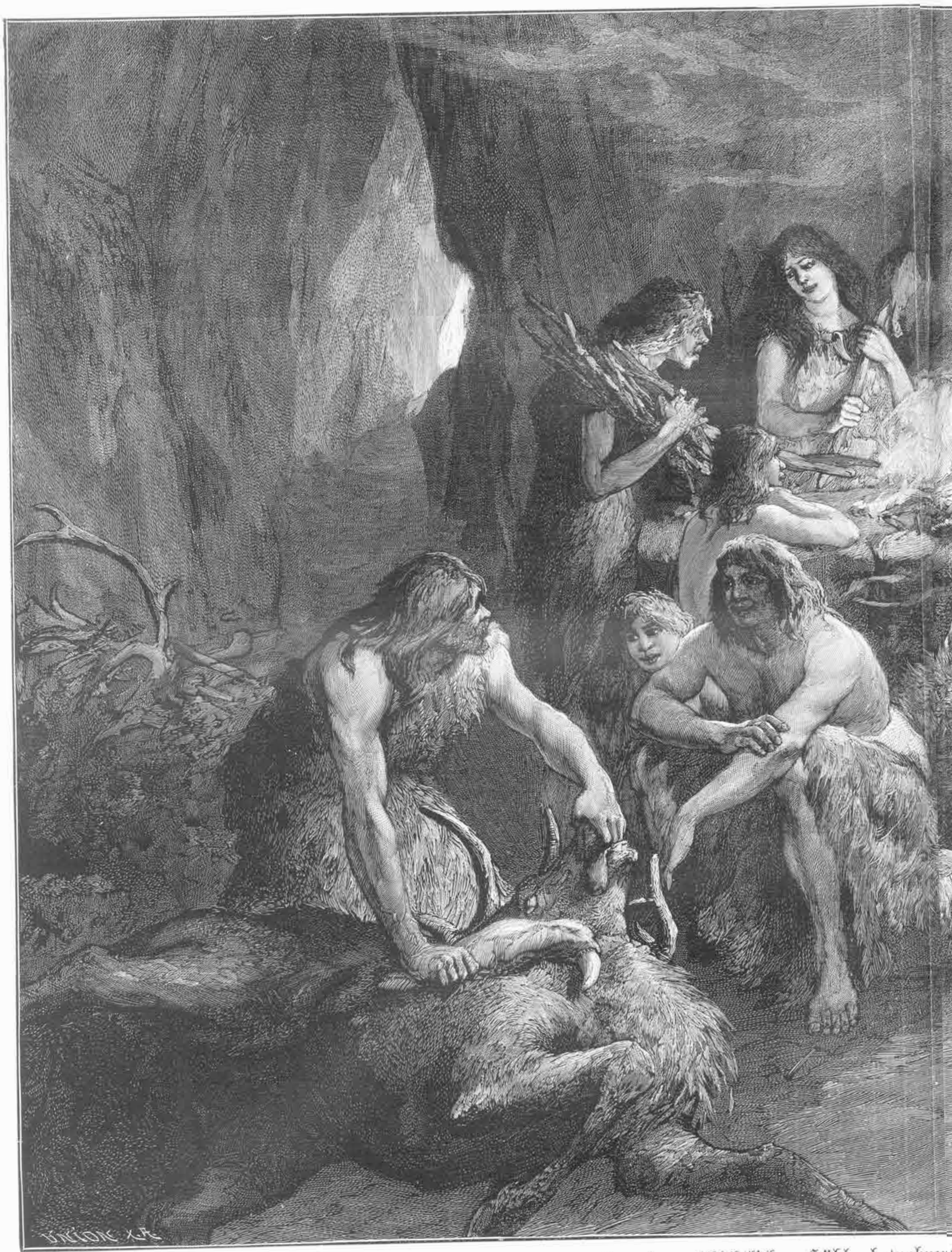
Wenn unsere Phantasie in jene nebelgraue Ferne schweift, wo der deutsche Boden noch seinem Urzustande näher war, dann denken wir uns ihn gern nach Tacitus als einen finsteren Urwald, der von wüsten Sümpfen und träge sich hinschleppenden Wasserläufen unterbrochen wurde. Wir sehen im Geist, wie in kurzer Sommerzeit die knorrigen Äste hundertjähriger Eichen sich zu einem dichten Laubdach verschlingen, wie daneben schlanke Birken und Eschen nach Luft und Licht gen Himmel ragen, und wie düsteres Erlengebüsch in den schmutzigbraunen Sumpfwassern üppig wuchert. Oder wir sehen das weite und wilde Waldgebiet in langer Winterzeit im Banne kalter Nebel und starrenden Eises. Folgen wir etwa dem Laufe der Flüsse, so kommen wir zu den unwirtlichen Küsten tosender Meere. Die wilde Nordsee droht das umspülte Tiefland zu verschlingen, und noch niemand hindert sie an ihrem Raub; die ruhigere Ostsee zernagt unaufhaltsam den Kreidefelsen Rügens. So großartig wie diese Natur in ihrer Wildheit, so gewaltig ist ihr Tierleben. Der riesige Wisent durchbricht das Dickicht, Elch und Bär sind seine starken Genossen, Adler und Reiher kreisen über den Sümpfen. — Jahrhundertelanger Arbeit der in dieses Gebiet nach und nach eindringenden Menschen bedurfte es, ehe sie der wilden Natur Herr wurden, ehe sie in ruhiger Seßhaftigkeit einen großen Teil des Waldbodens in fruchtbaren Acker oder in Weideland verwandelt und die wilden Tiere genügend weit verdrängt hatten; und dem treuen Schaffen früherer Geschlechter dankten immer die kommenden den Segen ihrer Fluren. Heute erinnern nur Orts- und Flurnamen an die einstige Beschaffenheit des Landes und seine allmähliche Kultivierung. Da künden z. B. Namen wie Harth, Hecke, Rod, Rödel, Loh, Holz, Isserode, Vollersrode, Gelmerode, Marienrode, Frankenrode, Neckerode, Braunsrode u. a. von den ehemaligen Waldbeständen, wie die Namen Rieth, Brühl, See, Teich, Weiher, Kalbsrieth, Schwansee, Frauensee u. a. von Wasser und Sumpf. — Doch blieben trotz aller Kulturarbeit der Jahrhunderte immer noch riesige Wälder dem deutschen Lande erhalten; denn unsere Vorfahren wußten, welch wundersamen Schatz sie in ihnen besaßen. Aus ihrem Schoße saugten sie gewissermaßen die unbezwingliche Kraft, mit der sie später in Jugendfrische plötzlich auf den Schauplatz der Geschichte traten; in ihrem geheimnisvollen Dunkel empfanden sie die Nähe der wohltätigen Gottheit, die im Säuseln des Laubes und im Toben der Sturmnacht zu ihnen sprach. Kein Wunder darum, wenn wir noch heute überall, wo wir wandern im deutschen Wald, den Eichen Donars oder Wodans begegnen. Ja, der vom Thron gestürzte Gott ist noch immer nicht aus unseren Forsten gewichen. Seine Raben umfliegen noch den wettergezeichneten Baum; „als wilder Jäger durchstreift er einsam den Hag; im Sturm führt er die wütende Jagd durch den Bergwald, daß die Riesenbäume ächzen; und der Forst erbraust und schwankt und wallt wie ein aufgeregtes Meer, wenn die Moosjungfern, Wald- und Heidefrauen der Sage durch das Gebüsch fliehen". Kein Wunder auch, wenn die deutsche Volksseele ihre Märchen am liebsten um den deutschen Bergwald rankt. Da flüstert geheimnisvoll die Waldfee im dichten Geheg, und Zwerglein huschen hin zum versteckten Hüttlein, wo Sneewittchen ihnen haushält.

Deutscher Urwald. Nach einer Originalzeichnung von H. Baisch.

Leben und Treiben der vorgeschichtlichen Höhlenbewohner.

Wann der erste Mensch den Boden Deutschlands betreten hat, wird die Wissenschaft wohl nie ergründen können; aber das weiß sie, daß schon lange, lange vor der Zeit, da Bewohner deutscher Gaue in die Geschichte eintraten, gewisse Gebiete, wie z. B. das schwäbische Land, von Menschen bewohnt oder wenigstens durchschweift worden sind. Diese vorgeschichtlichen Menschen mögen während des Sommers wohl meist in Zelten aus Fellen gewohnt haben; in Stunden der Gefahr aber oder bei den Unbilden einer rauhen Witterung, besonders in der langen Winterzeit, werden sie Schutz in den natürlichen Höhlen gesucht haben, wie sie die schwäbische Alb und die fränkische Schweiz, aber auch andere Gegenden Deutschlands ziemlich zahlreich aufweisen. Vielleicht dienten solche Höhlen sogar als dauernde Wohnstätten. Sind doch überall und zu allen Zeiten, selbst noch in historischer Zeit, ja bis in die neuere Zeit hinein, viele Höhlen entweder vorübergehend oder dauernd als Menschenwohnung benutzt worden.

Männer wie O. Fraas und Joh. Ranke haben die Höhlen der schwäbischen Alb und der fränkischen Schweiz gründlich durchforscht, z. B. die Hohlefels- und Bockſteinhöhlen, andere Gelehrte die Höhlen in der Rheinprovinz, in Nassau und im Harz. Fast überall haben sie Zeugnisse eines vorgeschichtlichen Menschendaseins gefunden, und wir sind auf Grund ihrer Forschungen in der Lage, uns von dem Leben und Treiben jener Höhlenbewohner ein ungefähres Bild zu entwerfen, etwa so, wie es unser Künstler in der Zeichnung festgehalten hat. Ob es freilich in allen Einzelheiten der Wirklichkeit entspricht, wer möchte es entscheiden? — Treten wir im Geist in eine solche Höhle ein! Außen ist es winterlich kalt; vielleicht haben sich Eisschichten an die Felsen des Eingangs angesetzt. Aber in der Höhle ist die Temperatur angenehmer, da sich hier die mittlere Jahreswärme nur wenig ändert. Freilich sind Boden und Wände feucht; doch tropfen diese wenigstens nicht. Durch den schmalen Eingang fällt ein dämmerndes Zwielicht in den Höhlenraum; aber ein flackerndes Feuer erhellt ihn notdürftig, auch die seitlichen Felsennischen. Es brennt auf einem niedrigen Herd, der von Steinen roh zusammengefügt ist, und wurde gewonnen, indem man mit einem Feuerstein von einem Stückchen Eisenkies Funken abschlug und auf Zunder oder trockene Blätter fallen ließ, oder indem man zwei Holzstücke lange und fest gegeneinander rieb. Um das Feuer kauert eine Gruppe von Menschen. Der eine verzehrt seine Mahlzeit, die damals der Hauptsache nach aus Fleisch bestand, das wohl meist in dünnen, handgroßen Stücken auf einem glühenden flachen Stein oder in der heißen Asche geröstet wurde. Der weite Wald mit Ur und Bär, Hirsch und Renntier, Wildpferd und Eber bot reichlich Nahrung. Eben ist ein anderer Mann im Begriff, einen gewaltigen Hirsch, der vor kurzem als willkommene Beute heimgeschleppt wurde, zu bearbeiten. Als Werkzeug dient ihm zunächst eine Art Beil, dessen Griff aus einem Bärenunterkiefer, und dessen Klinge aus dem langen und scharfen Eckzahn desselben besteht. Es ist gar stark und schneidend. Doch braucht er zum Zerlegen des Tieres noch feinere Instrumente. Mit einem Feuersteinsplitter, der in einen Hirschhorngriff gefaßt ist, durchschneidet er die Haut, und mit einem falzbeinähnlichen Werkzeug aus Renntiergeweih löst er sie vom Fleisch ab. Dann zerschlägt er wohl mit kunstgerechtem Hieb den Schädel des Tieres, um das Gehirn genießen zu können. Weiter zerlegt er sein Wild in Schlachtstücke und löst die Röhrenknochen heraus; denn



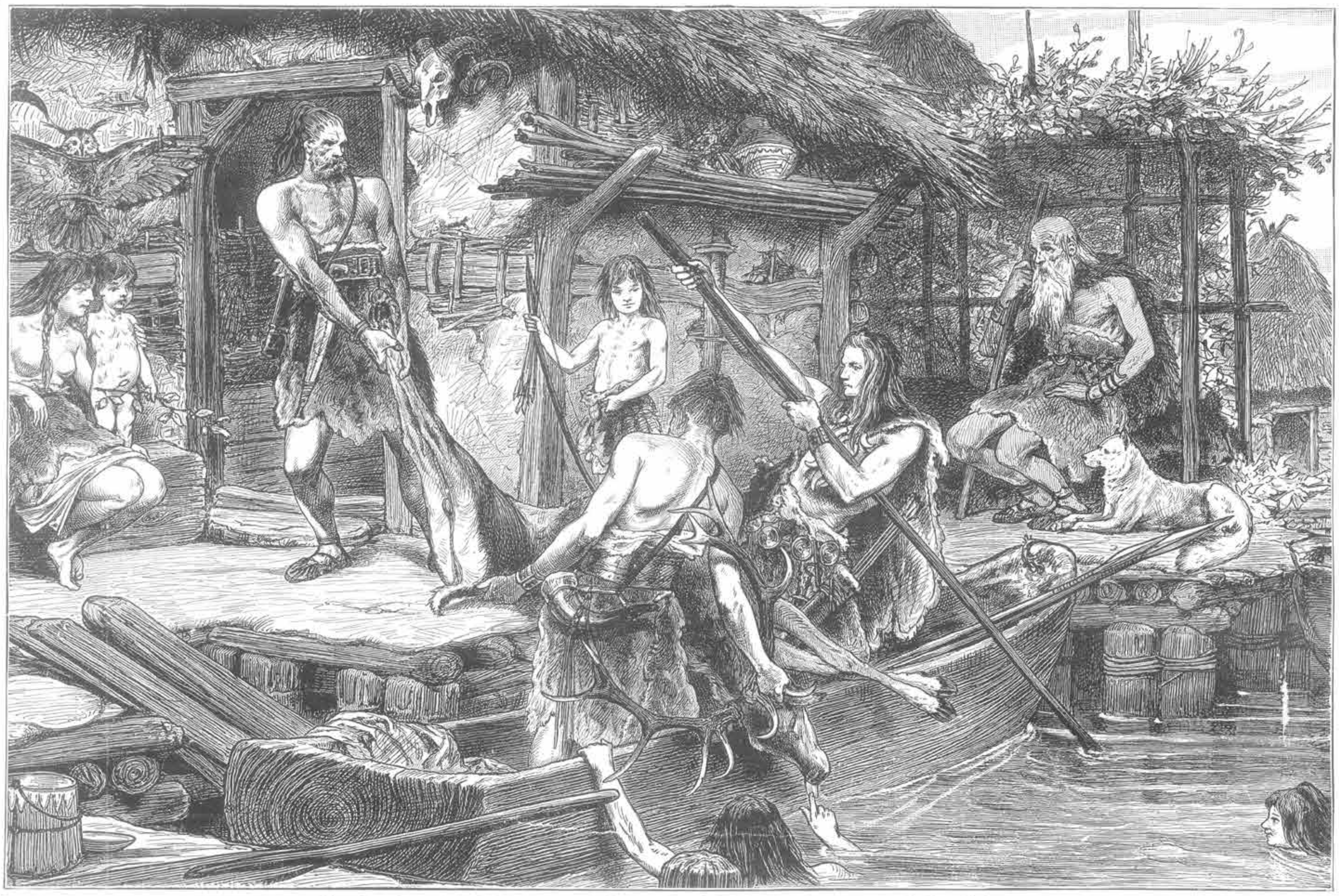
Leben und Treiben vorgeschichtlicher Höhlenbewohner.

diese bieten ihm durch ihr Mark oder wenigstens den Marksaft einen willkommenen Leckerbissen. Manches Werkzeug ist bei solcher Arbeit vielleicht stumpf oder unbrauchbar geworden und wird darum zusammen mit Knochenresten auf einen Haufen geworfen, wie wir einen seitlich links sehen können. — Den Hirsch hat man mit Pfeil und Bogen erlegt; die tödliche Wunde brachte ihm eine Pfeilspitze aus Feuerstein oder aus einem scharfen Knochen. Der ältere Mann rechts, neben der säulen-

ähnlichen Holzstütze, ist eben dabei, die Jagdgeräte in stand zu setzen. Vielleicht hat er mit dem dort liegenden Steinhammer einen größeren Feuerstein in Splitter zerschlagen und befestigt diese nun mit feinen Riemen an der Pfeilstange. Die lernbegierige Jugend der Höhlenfamilie schaut ihm dabei zu. — Die erlegten Tiere geben den Bewohnern der Höhle auch die Kleidung. Wir sehen Männer, Frauen und Kinder in Felle gekleidet, wenn auch nur notdürftig. Riemen halten diese fest am Körper, oder sie sind mit Fäden aus Renntiersehnen mittels einer scharf zugespitzten Knochenpfrieme oder mittels einer eigentlichen Nadel, z. B. aus dem Rohrbein des Schwans, lose zusammengenäht. An dem Aste des schon erwähnten Baumstammes hängen solche Sehnen zum Trocknen. Außer den Fellkleidern wird auch Schmuck getragen, besonders von den weiblichen Gliedern der Familie. Dazu dienen meist durchbohrte Schneidezähne vom Pferd und Unterkiefer der Wildkatze. Vielleicht bedeuten diese Dinge zugleich Amulette und wären alsdann ein Beweis für die Anfänge religiöser Vorstellungen. — Rechts im Hintergrunde der Höhle gewahren wir neben dem lieblichen Bilde einer Mutter mit ihrem Säugling zwei große Tongefäße, vielleicht mit Wasser gefüllt. Gehören sie wirklich schon jener frühesten Kulturperiode an, so sind sie sicherlich nicht mit Hilfe der Drehscheibe gefertigt, sondern aus freier Hand geformt und dann wohl innen und außen geglättet. Recht- und schiefwinklig sich treffende Linien nahe dem oberen Rande zeigen den Anfang der späteren keramischen Ornamentik und lassen darauf schließen, daß schon dem Höhlenbewohner Spuren eines gewissen ästhetischen Sinnes innewohnten. Andere Gefäße wurden wohl auch in einfache Formen gepreßt. Man flocht etwa aus Gras und Binsen ein Geschirrmodell, kleidete es innen mit Ton aus und glättete nur die innere Fläche. Das Gefäß trocknete in seiner Hülle und wurde auch mit ihr gebrannt, so daß es nach dem Brennen außen wie eine Art Ornament die Form des Flechtwerks zeigte. Zugleich mußte die äußere Seite rotgebrannt erscheinen, die ungeschützte innere aber vom Rauche geschwärzt sein. In den feuchten Ton mischte man winzige Steinkörnchen, besonders Quarzstückchen, jedenfalls mit Rücksicht auf bessere Haltbarkeit. —

Nach einer Originalzeichnung von Ferd. Leeke.

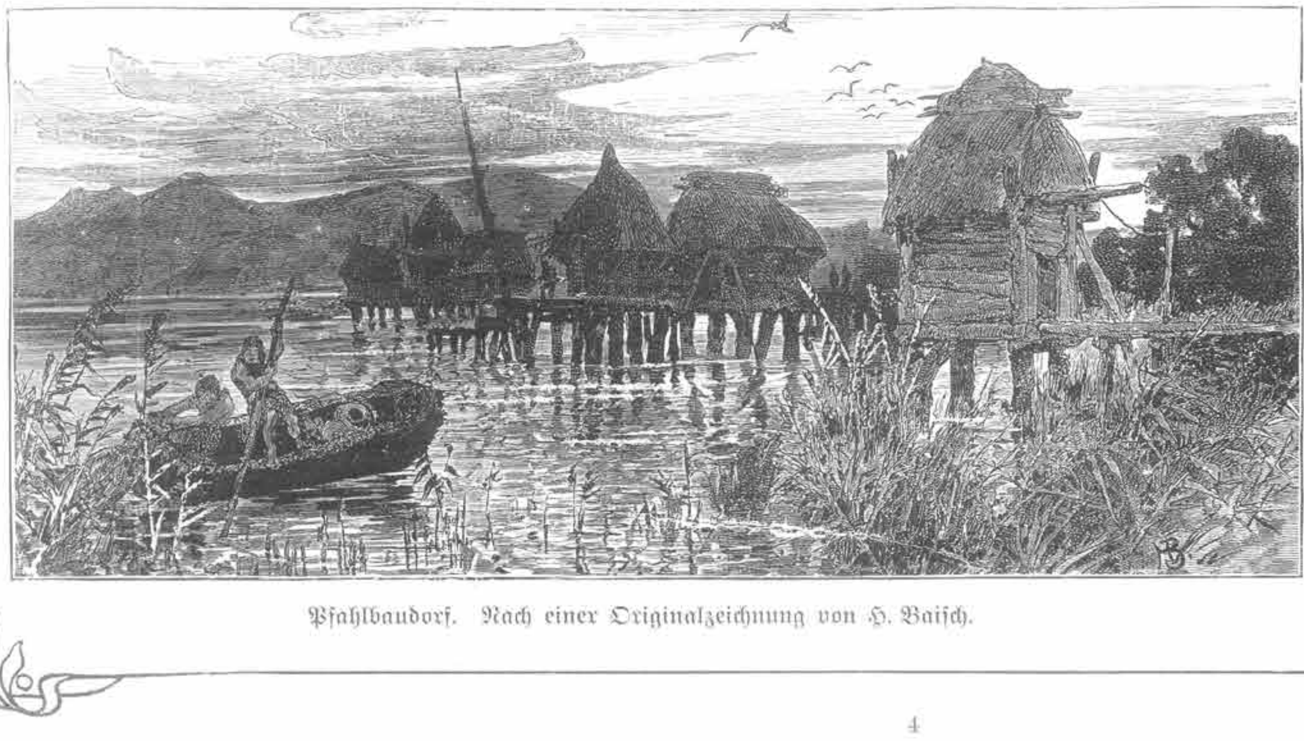
So hauste die von uns beobachtete Höhlenfamilie vielleicht jahrzehntelang an ein- und derselben Stätte, fast nur darauf bedacht, des Lebens Notdurft zu stillen. Da starb aber ein Glied der Sippe, und man begrub es, wie die alten Kulturschichten vieler Höhlen zeigen, mit einer Beigabe von Speise und Trank in der liebgewonnenen Höhle. Damit erreichte aber in der Regel ihr Bewohntsein sein Ende; denn eine gewisse Ehrfurcht und Scheu vor der Gewalt des Todes, eine bange Furcht vor schädlicher Einwirkung des Verstorbenen, kurz eine Art von Ahnenkultus trieb die Überlebenden heraus aus der bisherigen Wohnung. Vielleicht hatte solcher Gespensterglaube seinen Ursprung im Traum und Schlaf, besonders im Alpträumen, das ja in den dumpfen, sauerstoffarmen Höhlenwohnungen ungleich häufiger und schwerer auftreten mußte als bei uns. Kurzum, man machte dem Verstorbenen Platz und suchte sich eine neue Höhle. Allmählich aber, als man wohl lernte, in eigens erbauten Wohnungen sich glücklicher zu fühlen, und seien es auch nur elende Lehmhütten, oder als man wegen Mangels an Höhlen zum Bau von Wohnungen gezwungen war, wandelte man die Höhlen in Grabstätten um. Und weiter und weiter im Wechsel der Jahrhunderte bemächtigte sich Sage und Mythe derselben; aus ihren ehemaligen Urbewohnern, aus den Geistern der dort Begrabenen wurden nach Ansicht mancher Forscher, z. B. J. Rankes und O. Schraders, bald Zwerge und Wichte, bald Riesen und Unholde, die im dunkeln Schoß der Felsen ihr unheimliches Wesen trieben oder wunderbar reiche Schätze bewachten. Solche Sagen aber leben noch heute im Volke fort. So finden wir z. B. in Schwaben die Sage von dem Riesen Heim, der im Heimstein sitzt und schläft. Beim Erwachen sieht er eines Tages einen Bauern pflügen, und die Tochter rafft das kleine Wesen mit Pflug und Ochsen in die Schürze. Der pflügende Bauer ist wohl der neue Einwanderer, der mit Haustier und Pflugschar dem Urmenschen vor die Höhle rückt und ihn verdrängt.



Aus der Zeit der Pfahlbauten. Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

Aus der Zeit der Pfahlbauten.

Die Zeit der Pfahlbauten ist dem geschichtlichen Denken schon näher gerückt. Die menschlichen Behausungen sind jetzt feste Wohnungen aus Holz, die auf starken Pfählen bald in einem See, bald über Sümpfen oder an Flußläufen erbaut sind. Diese merkwürdige Bauweise erklärt sich wohl aus der Sorge um Schutz, sei es nun vor Feuchtigkeit des Bodens und plötzlichen Überschwemmungen oder vor Überfällen durch größere Raubtiere und menschliche Feinde. Dazu kamen wohl auch Rücksichten der Bequemlichkeit; denn Unrat und Abfälle konnten einfach durch die Lücken des Fußbodens hinabgeworfen werden. Pfahlbauten befinden sich besonders in den Seen der Westschweiz, aber auch in Oberösterreich und Kärnten, in den Seen und Torfmooren der schwäbisch-bayerischen Hochebene, im Rhein- und Maintal und anderen Gebieten. Am gründlichsten sind die der Schweiz durchforscht worden, und zwar hauptsächlich von ihrem Entdecker F. Keller und seinem Schüler V. Groß. Auf Grund ihrer Forschungen erhalten wir von den Schweizer Pfahlbauern folgendes Bild, das mit örtlichen Abweichungen im ganzen wohl auch sonst zutreffend sein dürfte. Sie wohnten in Dörfern, die nicht selten für Hunderte von Seelen Raum boten. Auch hielten sie Haustiere, wie Rinder, Schafe und Ziegen, Hund und Katze, trieben dazu etwas Ackerbau und buken Brot, dörrten Gras für ihr Vieh, sowie die Frucht des wilden Apfelbaums für sich selber. Natürlich boten auch Jagd und Fischerei reichlich Nahrungsmittel. Ihre Kleidung bestand in der frühesten Zeit noch aus Fellen, später auch aus Zeugen, die aus Flachs gesponnen waren. Ihre Geräte und Waffen sind zunächst noch aus Horn, Knochen und fast rohem Stein gefertigt; später werden die Steine zur Aufnahme eines Stiels durchbohrt und sorgfältig geglättet. Dann findet ein Übergang von Stein zu Metall statt, und zwar zunächst zu Kupfer, und die Kupferzeit geht endlich in die Bronzezeit über, die mit ihren kunstvollen Schmuckgegenständen, Messern und Schwertern bereits eine ansehnliche Kulturhöhe zeigt.



Pfahlbaudorf. Nach einer Originalzeichnung von H. Baisch.

Büste einer Pfahlbaubewohnerin aus der Steinzeit Europas.

Übung in den Waffen.

Häusliches Leben der Germanen.

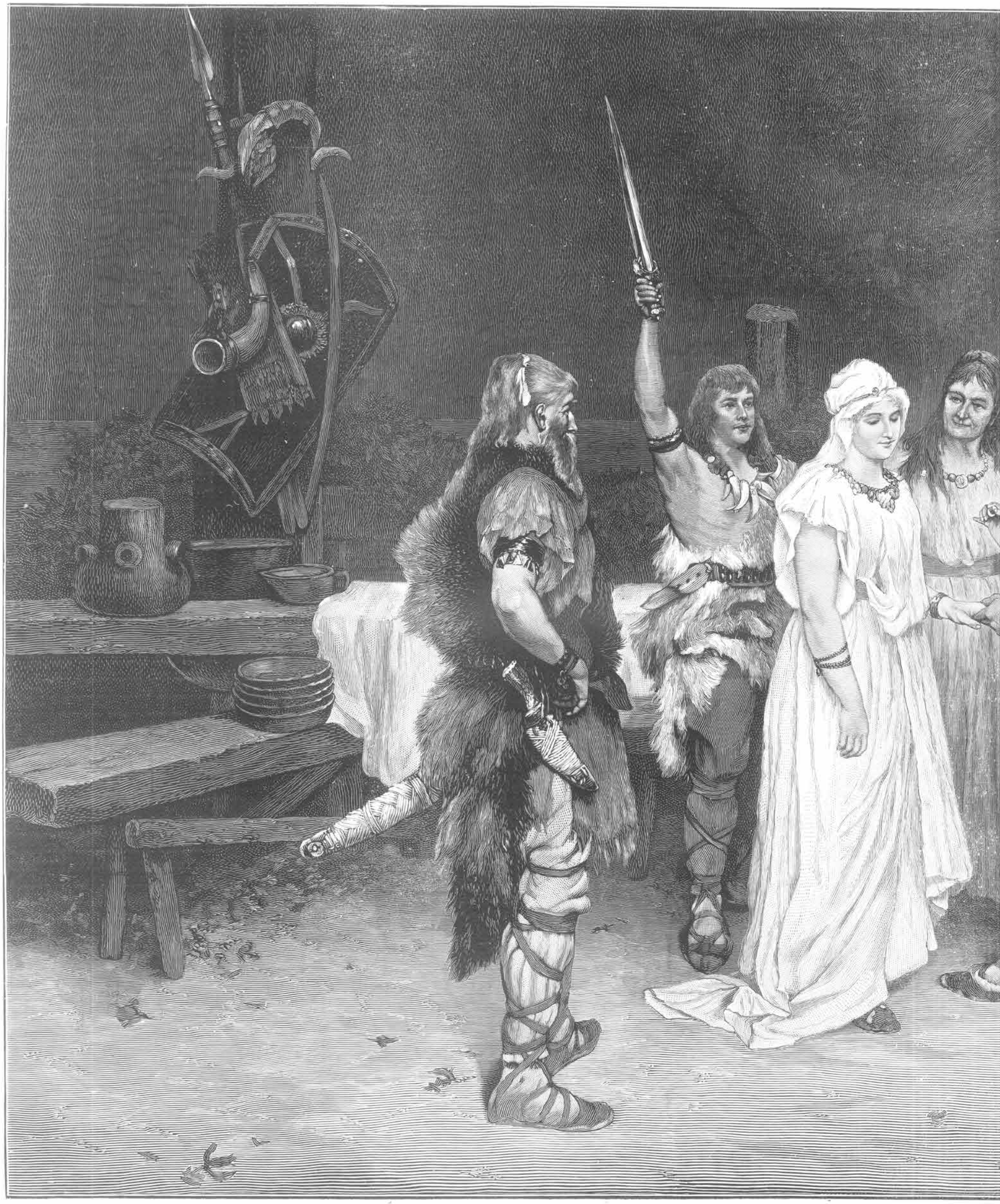
Die Germanen, die wir in geschichtlicher Zeit im Besitz des deutschen Bodens finden, waren ein sehr kriegerisches Volk.

Um das Lob eines Kriegers zu erwerben, übten sich schon die Knaben frühzeitig im Waffenspiel. „Sie rannten nach dem Ziel, sprangen über ein Roß und schossen mit dem Rohrpfeil nach der Stange.“ Die Jünglinge warfen den schweren Felsstein und sprangen ihm nach, sie schleuderten den Speer und übten sich im Reiten und Jagen. Lehrmeister war in allem der Vater, und alte und junge Glieder der Sippe schauten ermunternd zu. War der Jüngling genügend vorbereitet, so wurde er vom Vater oder Häuptling durch feierliche Überreichung des Schildes und Speeres für wehrhaft und darum mündig erklärt; nun konnte er wie ein freier Mann im Kampf erscheinen.

Kampf war ein Hauptgeschäft des freien Germanen. War ihm dazu keine Gelegenheit geboten, so ging er mit Hund und Speer hinaus in den Wald, um zu jagen, seltener wohl auch auf das Feld, um die dort arbeitenden Knechte zu beaufsichtigen. Die Frau im einfachen Linnenkleid waltete unterdessen im Hause; sie pflegte die Kinder und überwachte die Mägde. Halbnackt tummelten sich die Kleinen im kindlichen Spiel, während die heranwachsenden Töchter am Spinnrocken fleißig die Spindel drehten.

Unter der Obhut reiner Sitte wuchs die Jungfrau still im Hause heran. Begehrte sie ein Mann zur Gattin, so tat er seine Absicht dem Vater des Mädchens kund, entweder selbst oder durch eine Mittelsperson. Zugleich teilte er mit, welchen Kaufpreis an Rossen und Rindern oder Waffen er zu zahlen gewillt sei; denn die Eheschließung war nichts als ein Kaufgeschäft. Wurde man handelseinig, so galt das Paar als verlobt. Bald darauf wurde in Gegenwart von Zeugen aus der beiderseitigen Sippe der Kaufpreis erlegt und die Trauung vollzogen. Die Braut hatte das bisher frei getragene Haar aufgebunden unter einer Haube und nahte sich dem Verlobten mit mädchenhafter Scham. Dieser ergriff ihre linke Hand und steckte ihr einen Ring an; der sollte sie stets daran erinnern, daß sie gekauft worden war. Dann zog er ihr wohl Schuhe an, zum Zeichen, daß ihr Wandel fortan dem Willen ihres Mannes unterworfen sei. Währenddessen hielt ein Jüngling ein blankes Schwert empor, das dann der Vater dem neuen Gatten überreichte; denn dieser sollte von nun an nicht nur der Herr, sondern auch der Beschützer seines Weibes sein. Mit der feierlichen Heimführung der Braut in das Haus des Mannes galt die Ehe geschlossen. (Siehe Bild S. 6 u. 7.)

Häusliche Szene.



Altgermanische Trauung. Nach einem

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

ꝛ Gemälde von Ferd. Leeke. (Text S. 5)

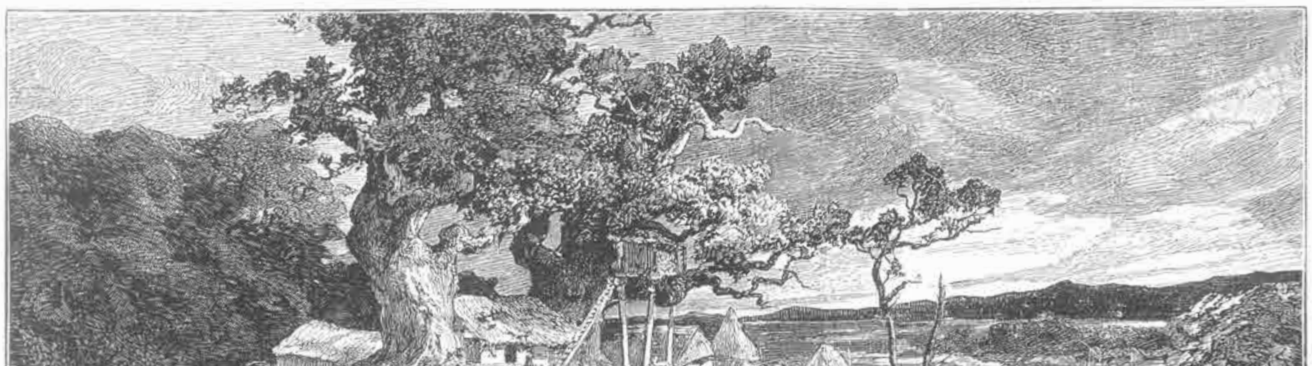
Germanischer Zweikampf (Holmgang). Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

Germanischer Zweikampf (Holmgang).

Bei den Germanen war es Rechtsgrundsatz, daß der Ankläger nicht die Schuld des Angeklagten, sondern dieser vielmehr seine Unschuld zu beweisen hatte. Er mußte sich zunächst mittels des Eides zu reinigen versuchen. Doch war sein Wort allein nicht genügend, sondern er hatte es zu bekräftigen durch „Eideshelfer" aus seiner Sippe oder Freundschaft. Begnügte sich der Ankläger nicht mit dieser Beweisführung, so konnte er ein Gottesurteil verlangen, entweder die Feuer- oder Wasserprobe oder den Zweikampf zwischen Kläger und Beklagtem. Mit dem Morgengrauen trafen die Gegner mit je zwei Schwertgesellen auf dem Kampfplatz ein, der oft auf einer Insel lag, niederdeutsch Holm genannt. Lautlos grüßten die Gesellen; dann schnitten sie von den Weiden am Ufer starke Zweige und schälten die Rinde ab. Mit den weißen Stäben und einer Schnur wurde der Kampfplatz abgegrenzt, und die Feinde traten sich gegenüber. „Sie neigten sich vor den hilfreichen Göttern und murmelten den Notsegen;" dann sprangen sie gegeneinander los mit geschwungenem Schwert. Stahl schlug an Stahl, bis einer der Kämpfer in seinem Blut am Boden lag. Die Götter hatten gesprochen, und trauernd trugen die Helfer den Toten in seinen Hof.

Altgermanischer Edelhof.

Bei den alten Germanen sind zwei Formen der Siedlung zu unterscheiden: zwischen Weser und Elbe, bis südlich an die Alpen, siedelten sie sich sippenweise in Gewanndörfern an, wo gerade eine Quelle, eine Aue oder ein Gehölz dazu einlud, westlich der Weser aber in einzelnen abgesonderten Höfen, die dann von den zugehörigen Feldern und Wiesen umgeben waren. Unser Bild zeigt wohl eine Ansiedlung westlich der Weser, und zwar einen Edelhof, der sich meist einer gewissen Stattlichkeit erfreute. Außer dem Wohnhaus gehörten zu ihm Vorratsspeicher, Viehställe, Schuppen zum Aufbewahren der Ackergeräte und Zuggeschirre, oft auch unterirdische Räume als Bergungsorte für Feldfrüchte oder als warme Winterwohnung. Die Wände der Gebäude bestanden aus Fachwerk oder waren aus Baumstämmen aufgeblockt; Schilf und Stroh, im Winter wohl auch Dünger, dienten als wärmende Decke. Einzelne Stellen der Hauptgebäude waren wohl mit farbig glänzender Erde übertüncht, und der Firstbalken trug vorn gewöhnlich ein Zeichen, die Hausmarke, meist eine eingeritzte Rune. Den ganzen Hof umgab eine Einzäunung aus Felsstücken, Baumstämmen und dergleichen, so daß er nicht selten das Aussehen einer Burg erhielt.



Altgermanischer Edelhof. Nach einer Originalzeichnung von H. Baisch.

Verfolgter Germane im Schutze des Herdes. Nach einer Originalzeichnung von M. Wiegand. (Text S. 10)

Verfolgter Germane im Schutze des häuslichen Herdes

verfolgt von den Sippengenossen seines Feindes.

Was tat er? Er brach den Frieden. Die alten Deutschen schieden scharf zwischen schwerem und gemeinem Friedebruch; schwer nannten sie den Bruch des Hausfriedens, Beleidigung der Götter, Gräberraub, Landesverrat, Heeresflucht, Unzucht und Mord, gemein nannten sie Totschlag, Körperverletzung, Raub. Schweren Friedebruch sühnte der Priester, der Graf oder Herzog im Namen der Götter. Der Friedebrecher ward den Göttern geopfert, in den Sumpf geworfen oder geächtet. Der Richter setzte den Geächteten vom Frieden in den Unfrieden: er erlaubte jedermann seinen Leib und sein Leben, er gab sein Fleisch dem Tier im Walde preis, dem Vogel in der Luft und dem Fisch im Wasser, er machte sein Weib zur Witwe und seine Kinder zu Waisen und wies ihn hinaus in den wilden Wald. Dort durfte er hausen als Waldmensch und Waldspringer, als ein Genosse der Wölfe. Gemeinen Friedebruch sühnte die Sippe des Beschädigten, wenn möglich an dem Täter, wenn nicht, an irgend einem Gliede seiner Sippe. Und diese Rache oder Selbsthilfe war nicht gegen die öffentliche Rechtsordnung, sondern von dieser erlaubt, allerdings mit der Beschränkung, daß die vergeltende Wehetat nicht größer sei als die empfangene, daß genau nach dem Worte gehandelt werde: Wie du mir, so ich dir, und daß die Rachetat offenkundig sei. Nur an einem Orte war der Täter vor der feindlichen Sippe sicher, an seinem Herd. Der war ein Asyl, dort war er geborgen. Doch gar oft war die Rache mächtiger als die Regel des Rechts. Die feindlichen Sippen stürmten über die heilige Schwelle des Hauses, am Herdfeuer entbrannte zorniger Männerkampf, der Verfolgte erlag der Übermacht und brach vor Weib und Kind zusammen. So ward aus dem gemeinen ein schwerer Friedebruch, der schwere Sühne verlangte. — Die Sippe schützte ihre Genossen, der sippenlose Mann war schutzlos. Wehe daher dem heimatlosen, fremden Manne, wenn ihm kein Gastfreund den Willkommentrunk bot und ihn an den schützenden Herd führte und so für die Dauer des Aufenthaltes in seine Sippe aufnahm. Solch eine Szene bietet das nebenstehende Bild: Frithjof bei König Ring, aber nur nebenbei; der Maler will im Anschluß an die Dichtung Tegnérs etwas anderes darstellen: die Begegnung zweier Liebenden, die sich nicht angehören dürfen. Ingeborg war Frithjofs Braut. Aber sie mußte der Liebe entsagen und, um dem Bruder Krone und Reich zu retten, einem alten Mann, dem König Ring, die Hand zum unbeglückten Bunde reichen. Sie war ihm eine treue Gattin, seinen Kindern eine fürsorgende Mutter, aber ihr Herz verzehrte sich in Sehnsucht nach dem fernen Geliebten. Da kam er.

„Beim Met saß Ring, der König, am Julfest hoch zu Tisch,
Daneben seine Gattin, so hold und jugendfrisch.
Wie Frühling und wie Herbstzeit, so sahen sie sich an,
Das Weib der warme Frühling, der kühle Herbst der Mann.

Da trat ein Unbekannter, ein Greis, zum Saal hinein,
Vom Haupt bis zu den Füßen hüllt Bärenfell ihn ein.
Man sah am Stabe schwankend und tief gebeugt ihn stehn,
Und dennoch war er höher als alle anzusehn."

Doch König Ring sah durch das Kleid, er gewahrte da einen Jüngling und sprach:

„Laß die Verkleidung fallen und zeig dich, wie du bist,
Denn nicht gedeiht der Frohsinn bei Falschheit und bei List."

Da sinkt vom Haupt des Gastes das rauhe Bärenfell,
Es ward der Greis zum Jüngling, so frisch und morgenhell.
Von seiner hohen Stirne, um Schultern breit und kühn,
Floß wie ein Strom von Golde die Lockenfülle hin.

Es hüllet ein die Glieder ein blaues Sammetkleid,
Des Waldes Tiere schaute man auf dem Gürtel breit,
Wo in getriebner Arbeit der Künstler sie gemacht,
Daß um den Leib des Helden ein Tier das andre jagt.

Des Ringes goldne Zierde saß um den Arm so reich,
Das Schlachtschwert an der Seite, gehemmtem Blitze gleich,
Das Aug' des Helden funkelt zum Königssitz empor,
Schön stand er da wie Baldur und hoch wie Asathor.

Frithjof bei König Ring. Nach ei

Nun färben rot die Wangen der Königin sich schnell,
Wie Nordlicht rötlich malet den Schnee, so weiß und hell,
Wie Wasserlilien schwanken im Sturme auf der See,
So hebt sich jetzt ihr Busen gleich Wogen in die Höh'.

Das Horn ertönt, da schwiegen die Gäste allzumal,
Freirs Eber trug man unter Gelübden in den Saal,
Die Schultern schmückten Kränze, im Mund ein Apfel steckt,
Und auf der Silberschüssel liegt er die Knie gestreckt.

Und König Ring erhob sich mit seinem Silberhaar,
Berührt des Ebers Stirne, gelobend laut und klar:

„Ich schlage Frithjof, ragt er auch hoch als Held empor,
Das walte Frei und Odin und auch der starke Thor!“
Mit trotz'gem Lachen hob sich darauf der Fremde hoch,
Ein Blitz des Heldenzornes sein Antlitz überflog,
Schlug auf den Tisch die Klinge, daß es im Saale klang,
Und von den Eichenbänken auf jeder Kämpe sprang.
„„So sag' ich denn, Herr König, auch mein Gelübde dir,
Ich kenne wohl den Frithjof, ist nah verwandt mit mir.

…nem Gemälde von Ferd. Leeke.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Ich schwör', zu schützen Frithjof, wär's gegen eine Welt,
Es soll dies Schwert mir helfen, das meine Hand hier hält.“'“

Der König aber lachte: „Es ist sehr dreist dein Wort,
Doch es ist frei die Rede im Königssaal im Nord,
Schenk Wein ins Horn ihm, Gattin, den besten, den du hast,
Es bleibt der Fremde, hoff' ich, im Winter unser Gast.“

Die Königin nun faßte das Horn, das vor ihr stand,
Der Stirn des Urs entnommen, ein Kleinod allbekannt,
Auf blanken Silberfüßen, mit manchem goldnen Ring,
Das Bilder aus der Vorzeit mit Runenschrift umfing.

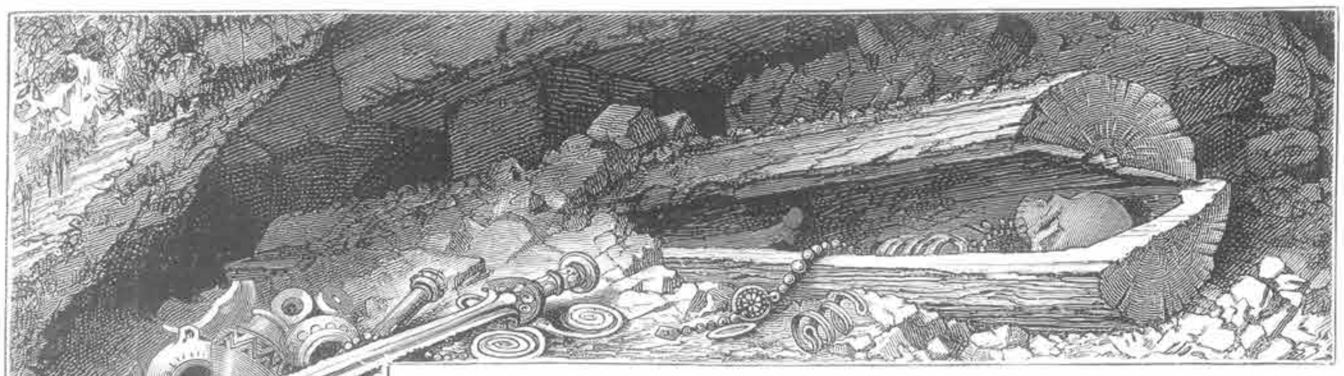
Sie schlägt die Augen nieder und reicht das Horn dem Gast,
Es netzet Wein die Hand ihr, die zitternd es gefaßt.
Wie zwischen weißen Lilien des Abends Purpur glüht,
Also mit braunen Tropfen die Hand sich überzieht.

Mit Freuden nahm der Fremdling das Horn von ihr geschwind.
Nicht leerten es zwei Männer, wie jetzt die Männer sind,
Doch leicht und ohne Zögern, der Königin zur Ehr',
Trank's der gewalt'ge Kämpe in einem Zuge leer.

Das war eine schwere Stunde für die Liebenden, schwerere kamen, aber sie harrten in Treue und Zucht aus; und traun, reiner Liebe ward der Lohn: nach König Rings Tod wurden die Liebenden vereint.

Begraben und Verbrennen der Leichen.

Es war 782 n. Chr Karl der Große hielt mitten im Sachsenlande, an den Quellen der Lippe, einen Reichstag und gab den besiegten Sachsen ein Gesetz, das ihnen unter Androhung von Todesstrafen und Geldbußen den christlichen Glauben aufzwang. Darin hieß es auch: Wenn einer den Körper eines Toten nach heidnischer Sitte verbrennt, der soll es mit dem Leben büßen. So erschienen in karolingischer Zeit Begraben und Verbrennen als gegensätzliche Merkmale von Christentum und Heidentum. Allein das Begraben der Toten reicht neben dem Verbrennen diesseit der Alpen weit über die christliche Zeitrechnung hinaus. Das Verbrennen der Leichen scheint von der Metallzeit an bei allen deutschen Stämmen mit der Erdbestattung an gleichem Orte und gleicher Zeit stets Hand in Hand zu gehen. Wenn auch die älteren Sagen nur geringe Erinnerung dieser Sitte bergen, so hat doch die Archäologie bis jetzt noch nicht die Motive dieses seltsamen Brauches der Gleichzeitigkeit beider Formen feststellen können. Vollständig unerklärlich ist aber die besonders zur Hallstattzeit weit verbreitete Sitte des Teilbrandes. Nach der Dietrichsage könnte man vermuten, daß Leichenbrand das Vorrecht der Helden sei. Dagegen läßt die Sage den Alarich im Busento und den Westgotenkönig Theodorich auf den katalaunischen Schlachtfeldern unverbrannt mit Streitroß und Waffen bestatten. Zur Zeit der Merowinger ist aber der Leichenbrand bei allen Weststämmen verschwunden. Childerich, der Sohn Merowechs, wurde ähnlich wie Alarich als Heide nach heidnischer Sitte mit seinen Waffen, seinem Streitroß und königlichem Schmuck in sein Grab an dem Heerwege auf dem östlichen Ufer der Schelde zu Tornacum beigesetzt. — Die Grabanlagen waren verschieden nach Ort und Zeit. Man unterscheidet Hügelgräber (tumuli) und Flachgräber. Aber über das Flachgrab, wohl äußerlich durch nichts gekennzeichnet, wurde oft noch ein Hügel gewölbt. Hügel können von späteren Generationen noch vergrößert und manchmal noch jahrhundertelang benutzt werden. Der Grabhügel, nicht immer auf dominierendem Platze gelegen, oft zu vielen Hunderten zu ganzen Nekropolen vereinigt, doch aber immer außerhalb der Überschwemmungszone, wurde aus Erde und Steinen aufgeschüttet. In reinen Erdhügeln decken oft Steinschichten und Steinpackungen die Leiche bezw. Leichen. Die Größe der Hügel wechselt außerordentlich; je nach Zeitperiode und Ort finden sich kleine von 2 m Durchmesser und Riesen-Tumuli bis zu 15 m Höhe und 70 m Durchmesser. Ebenso wechseln die Tiefen der Flachgräber zwischen 0,5 und 3 m. — Die alten Germanen waren vorerst Krieger. Tacitus erzählt von ihnen, daß sie keine Sache anders als in Wehr und Waffen verhandelt hätten. Die Rüstung, Schwert, Lanze, Schild und Helm gehörte zum Manne wie der Schmuck und das Kleid zur Frau. Sie hießen eigan, d. h. eigen, und darum wurden sie dem Toten mit ins Grab gegeben. Eigentümlich war dabei, daß das Schwert so gelegt



Steinkammer und Holzsarg.

ward, daß der Griff an der Schulter, die Spitze aber in der Hand ruhte. Außerdem gab man dem Toten Wegzehrung und Opfer in oft ganz beträchtlichen Mengen mit. Mehrere Schinken, Schweinsköpfe und -füße, Geflügel und Brote sind schon in ihren Resten in einem einzigen Grabe gefunden worden. Meist drei Gefäße, Schüsseln, Teller, Töpfe, Krüge und Becher, oft aber auch fünfzehn und mehr Gefäße enthalten Überbleibsel von Früchten, Gemüsen und Getränken. — Die Frau stattete man ihrem Berufe gemäß aus. Spinnwirtel und Kornquetscher sind Erkennungsmerkmale der Frauengräber. Dazu kommt noch, ähnlich wie bei Männern, Schmuck der mannigfachsten Art. Zu frühster Zeit fanden sich Ringe und Perlen aus Ton, Stein, Holz und Muschelschalen; Brustschmuckketten aus Tierzähnen, verzierte Konchylien, ferner Knochenscheiben. Horn- und Holzkämme dienen dem Gebrauch, aber auch zu Schmuck, sie sind aber auch Beigaben der Männergräber, ebenso wie Knochennadeln und Steinmesser. Miniaturwaffen, Werkzeuge und Spielzeug finden sich als Ausfluß der sorgenden Mutterliebe im Inventar der Kindergräber. Zu denken geben angefangene Waffen und Geräte mit den dabei liegenden Instrumenten zum Vollenden. Manche Beigaben (Eier und Zähne) lassen sich nur als Amulette gegen Krankheiten, allerlei Farbstoffe als Mittel zur Bemalung des Körpers erklären. Bezüglich des Materials verändert sich das Grabinventar in der Metallzeit, es wird natürlich auch reicher; zu hoher Entwicklung kommen unter den Schmucksachen besonders die Arm- und Halsringe (torques) und die nur aus dem einfachen Dorn oder der Knochennadel hervorgegangene Fibel oder Gewandnadel, die in der Merowingerzeit zu einem formenreichen Kunstwerk aus Gold und Edelstein wird.

Brandgräber der gleichen Perioden enthalten die gleichen Beigaben, aber meist angeschmolzen. Beiden Grabarten können aber auch Produkte frühzeitiger, ungeahnter Handelsbeziehungen, sowie Beutestücke altgriechischer und italischer Metall- und Tontechnik enthoben werden.

Zu ältester Zeit legte man den Leichnam auf ein Brett und senkte ihn so in die Erde (vergleiche das untenstehende Bild). Dies Brett heißt rê. Eine Erinnerung daran bewahrt das Nibelungenlied in der Erzählung vom Tod Siegfrieds: „Man zôch ûz den kleidern sinen schoenen lip und wuosch in sine wunden; man leite in ûf den rê.“ Solche Re- oder Totenbretter findet man heute noch im Salzburgischen, in dem Oberammergau, an der Regnitz und Aisch, im oberen Franken und im Bayer- und Böhmerwalde. Der Verstorbene wird bis zur Einsargung auf das Totenbrett gelegt. Diesem gibt man nach der Beerdigung in rohem Umriß die Gestalt eines Menschen, bemalt es mit bunten Farben und verzeichnet darauf Namen und

Altgermanisches Begräbnis. Nach einem Gemälde von Georg Urlaub.

Des Wikings Bestattung. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 14 u. 15)

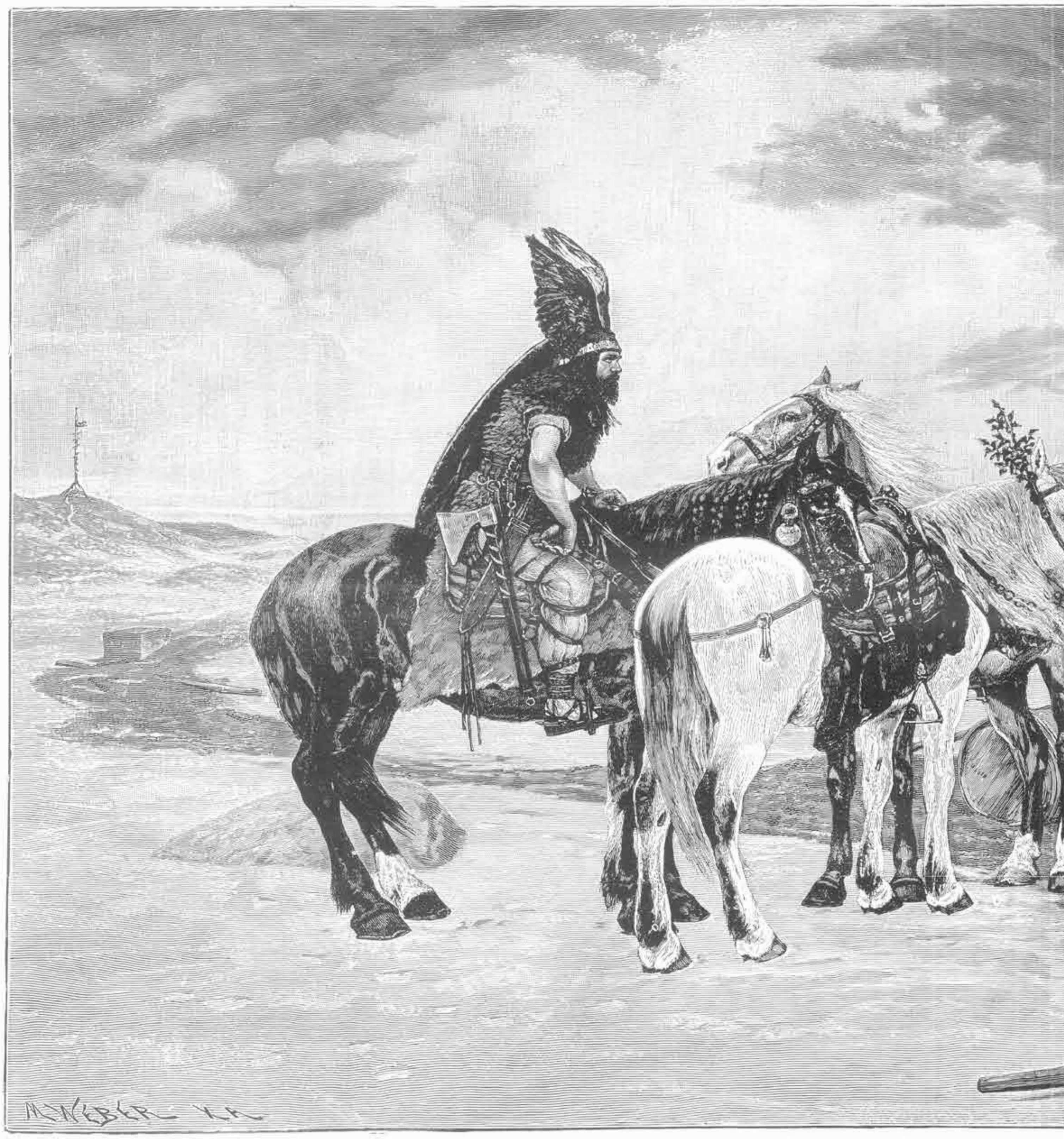
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Wikingerfahrt. Nach einem Gemälde von H. Hendrich. (Text S. 15)

Todestag des Verstorbenen. Auch tragen die Totenbretter gereimte Inschriften, wie z. B. diese:

„Auf diesem Brette bin ich gelegen,
Was ihr seid, bin auch ich gewesen,
Und was ich bin, das werd't auch ihr,
Geht nicht ohne Fürbitte von mir.“

Mit steigender Kultur erschien es der Liebe der Hinterbliebenen schrecklich, daß das Angesicht des Toten mit Erde bedeckt sei; man fand neue Bestattungsweisen: die Steinkammer und den Holzsarg (siehe Bild Seite 12). — Um den Leichnam herum ward eine niedere Mauer aufgeführt und dann mit Steinplatten überdeckt. Die einfachste und älteste Form des Holzsarges bestand aus einem in zwei Teile zerspaltenen, trogartig ausgebildeten Stücke eines Baumstammes; man nennt sie Totenbäume. Diejenigen, die man 1846 an dem Berge Lupfen bei Oberflacht in Württemberg fand, beschreibt einer der Forscher, Wolfgang Menzel, so: „Bei weitem die meisten Särge waren sogenannte Totenbäume von Eichen-, einige wenige von Birnbaumholz. Die letzteren waren meist zerfallen. Wir fanden sie insgemein von 9 Fuß Länge, die der Weiber und Kinder waren kürzer. Es sind natürliche Baumstämme, der Länge nach voneinander gespalten, inwendig wie Tröge ausgehöhlt und beide Hälften wieder übereinander gelegt, so daß eine den Deckel bildet. Sie sind alle mit der Axt bearbeitet, von Säge findet man keine Spur. Die meisten sind nur der Rinde entkleidet, nur an einigen sind Flächen angedeutet. Auf dem Sockel der meisten Särge, welche Männer enthielten, sind zwei Tierbilder in erhabener Arbeit ausgehauen, so daß ihre Leiber auf dem Rücken des Sarges zusammenlaufen, ihre Köpfe aber an den Enden des Deckels hervorstehen und als Handhaben dienen. Auf den Särgen, worin Weiber lagen, fehlen diese Tiere gänzlich, eines ausgenommen.“



Germanische Küstenwächter. Nach

Begraben war der vorwiegende Gebrauch bei allen südlichen Germanen, Verbrennen bei allen Nordgermanen. Das schönste Beispiel eines Leichenbrandes schildert uns die ältere Edda. Sigurd war Brunhilds Verlobter, aber er hatte Gunnars Schwester Gudrun zum Weibe erkoren und Brunhild gezwungen, Gunnars Weib zu werden. Sie rächte die Untreue, auf ihren Wunsch ward Sigurd ermordet; aber auch sie wollte nicht weiter leben.

„Denn wie soll ein edel
Geartes Weib
Mit fremdem Manne
Das Leben führen?“

Darum bat sie Gunnar mit eindringlichen Worten:

„Bitten will ich dich
Eine Bitte;
Ich lass' es im Leben
Die letzte sein:
Ein' breite Burg
Erbau auf dem Felde,
Daß uns allen
Darunter Raum sei,
Die samt Sigurden
Zu sterben kamen.

Die Burg umziehe
Mit Zelten und Schilden,
Erlesenem Geleit
Und Leichengewand,
Und brennt mir zur Seiten
Den Hunnengebieter.

Dem Hunnengebieter
Brennt zur Seite
Meine Knechte mit kostbaren
Ketten geschmückt:
Zwei zu Häupten
Und zwei zu den Füßen
Und der Habichte zwei.
Also ist alles
Eben verteilt.

So fällt dem Fürsten
Nicht auf die Ferse
Die Pforte des Saals,
Die ringgeschmückte,
Wenn auf dem Fuß ihm folgt
Mein Leichengefolge.
Ärmlich wird meine
Fahrt nicht sein.

Ihnen folgen mit mir
Der Mägde fünf,
Dazu acht Knechte
Edeln Geschlechts,
Meine Milchbrüder,
Die seinem Kinde
Budli geschenkt.“

Nach Brunhildens Tode wurden zwei Scheiterhaufen gemacht, einer für Sigurd, einer für Brunhild. Nach Sigurds Verbrennung erfolgte die Brunhilds.

Grausiger als die Leichenverbrennung auf dem Scheiterhaufen war die bei den Wikingern übliche: ein Schiff, das den Leichnam trug, ward angezündet und dann hinaus ins Meer gestoßen (Bild S. 13). Eine Schilderung davon gibt uns folgendes Gedicht von Alexander Scholtz:

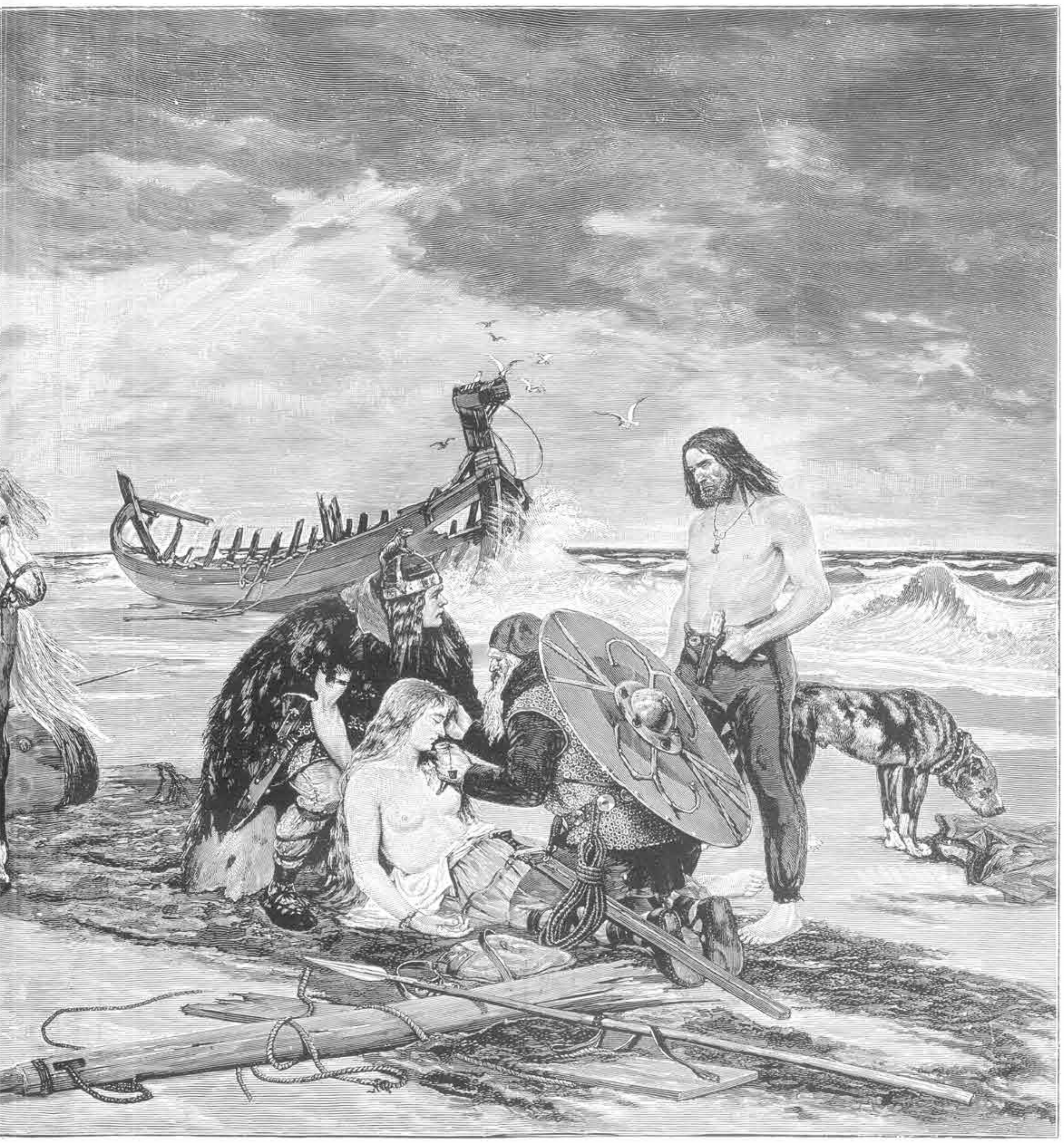
König Sigurd Rings Brautfahrt.

So tat einst König Sigurd Ring,
Als tot sein Lieb, das bleiche:
Er rüstet sein gutes Drachenschiff,
Trug selbst hinein die Leiche

Und legte sie auf den Holzstoß dann,
Die Braut im Festgewande.
Die lohende Fackel warf er dann
Hinein zum Totenbrande.

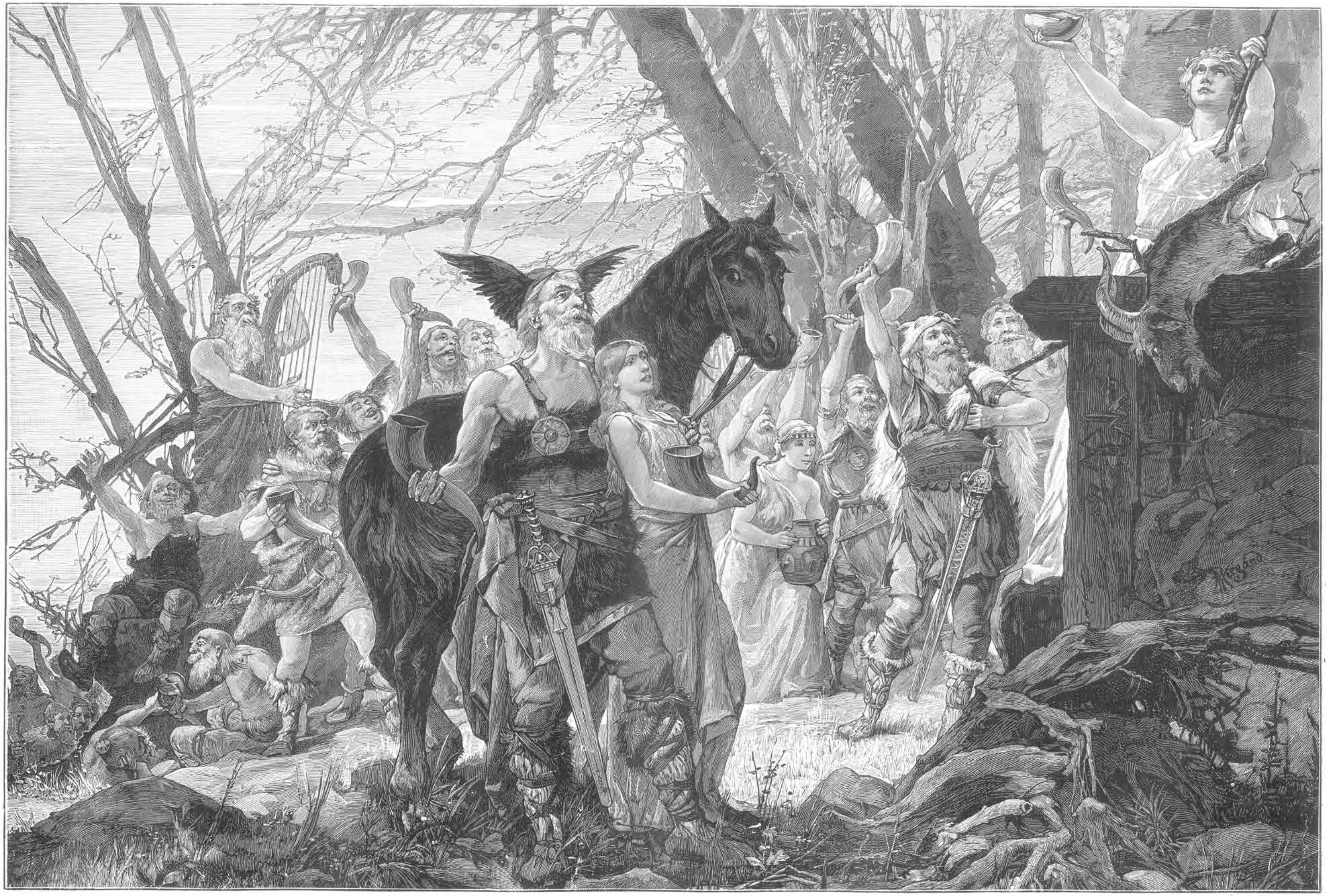
Drauf setzte er ans Ruder sich
Und ließ die Segel schwellen,
Indes der Abendsonne Gold
Lag auf dem Kamm der Wellen.
Noch einmal küßt' er Alffolds Stirn,
Winkt Abschied den Genossen,
Und meerwärts flog sein Schiff dahin,
Von Feuer rings umflossen.

So fahr' denn, stolzer König, hin!
Glutblumen dich umsprießen.
Magst da an deiner Frauen Hand
Walhalla froh begrüßen!
Des Abendrotes Schein verging,
Doch flammten fern die Gluten.
Das war die Brautfahrt Königs Ring.
Weiß niemand, wo sie ruhten.



einem Gemälde von Johs. Gehrts.

Aber die Wikinger kannten auch das Begraben. — Der Wikingerheld lebte auf seinem Schiff; es in Sturm und Wogendrang durchs Meer zu führen (siehe Bild: Wikingerfahrt von H. Hendrich S. 13), die feindliche Küste zu gewinnen, dort Beute zu machen und diese heimzuführen, das war sein Heldentum. Blitzschnell war er da, und darum lernten es die bedrohten, der Meerfahrt unkundigen Bewohner, Küstenwächter auszustellen, damit diese die Gefahr sofort meldeten und alle Wehrfähigen zur Verteidigung herbeiriefen. Gar oft hatten diese aber auch Gelegenheit, bei eintretenden Schiffsunglücken den Gestrandeten Samariterdienste zu leisten (siehe obenstehendes Bild). — Dem Wikingerhelden war sein Schiff lieb wie ein trautes Weib; darum wollte er sich von ihm auch nicht im Tode trennen. Er ließ sich in seinem Schiff und mit ihm begraben. Das untrüglichste Zeugnis bietet uns das Schiff, das im Jahre 1880 aus einem Grabhügel auf Gokstadt in der Nähe des Badeortes Sandefjord in Norwegen (etwa 150 km von Christiania, am westlichen Eingange des Christianiafjords) ausgegraben wurde. Es lag hier ein großer Grabhügel, in der ganzen Gegend unter dem Namen Königshügel bekannt. In ihm war das Schiff in blauer feuchter Tonerde eingebettet. Das Schiff selbst, jetzt im Garten der Universitätsgebäude in Christiania aufbewahrt, hat im Kiel eine Länge von 20,10 m, in der Mitte eine Breite von 5,10 m. Es ist aus Eichenholz gebaut, von 16 Planken übereinander genietet; im Innern laufen 27 Rippen, 3 Fuß übereinander, quer über den Kiel bis auf die Mitte der elften Planke hinauf, wo sie durch Querhölzer abgeschlossen werden. Das Schiff wurde durch Segel und Ruder bewegt. Unser besonderes Interesse erregt ein Balkenbau am Mast, die Grabkammer. Die Balken ruhen auf Längsbalken, die auf dem Boden liegen, und laufen gegen einen Firstbalken dachförmig zusammen. Die vordere Wand der Grabkammer lehnt sich unmittelbar an den unteren Teil des Mastes an. Das Schiff ist mit voller Rüstung eingegraben worden. Man hat zum Beispiel gefunden: die Reste von drei kleineren Böten, von Ruderstangen, von Schilden, eine Kette und darunter einen großen kupfernen Kessel, einige Stücke von hölzernen Schlitten, Federn eines Pfauen. In der Grabkammer selbst fand man einige Stücke seidenen Zeugs, mit Gold durchwirkt, einen ledernen Beutel, Schmucksachen aus vergoldeter Bronze und aus Blei. So mag damals die Bestattung vor sich gegangen sein. Als der Häuptling gestorben und der Platz seines Hügels neben der See bestimmt war, wurde ein Schiff von seinen Pferden aus dem Wasser aufs Ufer gezogen und in den blauen Tongrund etwas vergraben, und zwar mit dem Vordersteven gegen die See gerichtet. Dann wurde die Grabkammer errichtet, der Mast in derselben Höhe abgehauen und nun der Verstorbene in die Kammer eingelegt. Er trug sein Prachtgewand und seine Waffen. Hierauf ward die Grabkammer verschlossen und mit Birkenrinde überdeckt. Das ganze Schiff, die Grabkammer ausgenommen, wurde mit einer Schicht von blauem Ton überdeckt, darüber ward eine Schicht von Moos und Zweigen gelegt, und über das Ganze ward dann ein Hügel aufgeworfen. — Die aufgefundenen Schmucksachen lassen auf das neunte Jahrhundert als Zeit der Bestattung schließen. Es war in dieser Zeit der Wikingergeschichte eine nicht ungewöhnliche Sitte, den Toten in einem Boote oder Schiffe zu bestatten. In vielen Grabhügeln hat man die verbrannten oder bestatteten Gebeine der Toten in einem Fahrzeuge niedergelegt gefunden. — Nach germanischem Glauben lebten die gefallenen Helden in Walhalla bei Wodan. Beim heiligen Opfermahl zu Ehren der Götter ward auch ihrer gedacht, man trank zu ihrem Gedächtnis und nannte das Minnetrinken (Bild S. 16). So fordert Hagen auf, zu Siegfrieds Gedächtnis zu trinken: nu trinken wir die minne.



Minnetrunk. Nach einer Originalzeichnung von M. Wiegand. (Text S. 15)

Germanen auf der Wanderung. Nach einer Originalzeichnung von O. Knille.

Kämpfe mit den Römern.

Im Jahre 115 v. Chr. trafen in den Ostalpen römische Heere auf zwei wandernde Völker, auf die Cimbern und Teutonen. Es waren Horden, die mit Weib und Kind und aller ihrer Habe unter der Führung ihrer Herzöge (Könige!) in der Sommerzeit vorwärts rückten und so das Festland in Kampf und Sieg durchzogen. Im Heimatland, im altgermanischen Lande vom Ufer der Elbe bis zur Ostsee, war der Nahrungsraum zu eng geworden; denn das Volk war gewachsen, und das Land vermochte es nicht zu ertragen, daß so viele bei einander waren. Der Volksüberschuß mußte wandern (siehe die Bilder dieser Seite). Die Wanderer zogen die Elbe aufwärts, durch Böhmen, über die Marchebene an die Donau und dann südlich bis in die Ostalpen, voran die Cimbern, ihnen nach die Teutonen, um ein Land zur Ansiedlung zu suchen. Römische List wollte sie im Hinterhalte vernichten, aber ihre ungestüme Kraft siegte über römische Feldherrnkünste. Im Jahre 113 v. Chr. schlugen sie das römische Heer bei Noreja (Neumarkt) in Kärnten so gewaltig, daß es nur infolge eines plötzlich eintretenden Gewitters der Vernichtung entging.

Aber die Sieger verstanden ihren Sieg nicht auszunutzen; statt durch die unbeschützten südlichen Alpenpässe nach Italien vorzudringen, wandten sie sich westwärts. 109 v. Chr. standen sie bei Genf und schlugen den römischen Konsul Silanus. Darauf überfluteten sie vier Jahre lang das mittlere und südliche Gallien, alle römischen Heere vor sich niederwerfend. Rom zitterte, es fürchtete, die Barbaren möchten bis vor seine Tore dringen; die Konsuln hatten Mühe, ihre Heere zu ergänzen; der cimbrische Schrecken lähmte die Kraft des Volkes, das sich den Weltkreis unterworfen. Rom brauchte als Feldherrn einen Mann, erprobt im Kampf, ruhig in Gefahr, voll Glauben an sich und sein Volk. Das war Marius. Gegen das Gesetz, das das Konsulat mehr als einmal zu übernehmen verbot, ward er im Jahre 104 zum zweitenmal und dann noch mehrmals zum Konsul gewählt und mit dem Oberbefehl gegen die Cimbern und Teutonen betraut. Als Marius im Frühjahr des Jahres 104 v. Chr. im Rhônegebiet ankam, fand er den Feind nicht mehr. Die Teutonen und Cimbern hatten sich getrennt, um Italien von zwei Seiten anzugreifen; die Cimbern wollten von den Ostalpen her die Etsch abwärts dringen, die Teutonen an den Küsten des Ligurischen Meeres entlang. Marius hielt sich streng in der Defensive

und bereitete seine Soldaten durch Übungen, Märsche und große Schanzarbeiten auf den kommenden schweren Kampf vor. Dieser begann im Jahre 102 v. Chr. Im Laufe des Sommers überschritten die Teutonen die Rhône und rückten auf den beiden Ufern nach Süden, um den Weg nach Italien zu gewinnen. Marius sperrte ihnen den Weg; drei Tage hintereinander versuchten sie das römische Lager zu stürmen, vergeblich. Da beschlossen sie, an dem Lager vorbeizugehen.

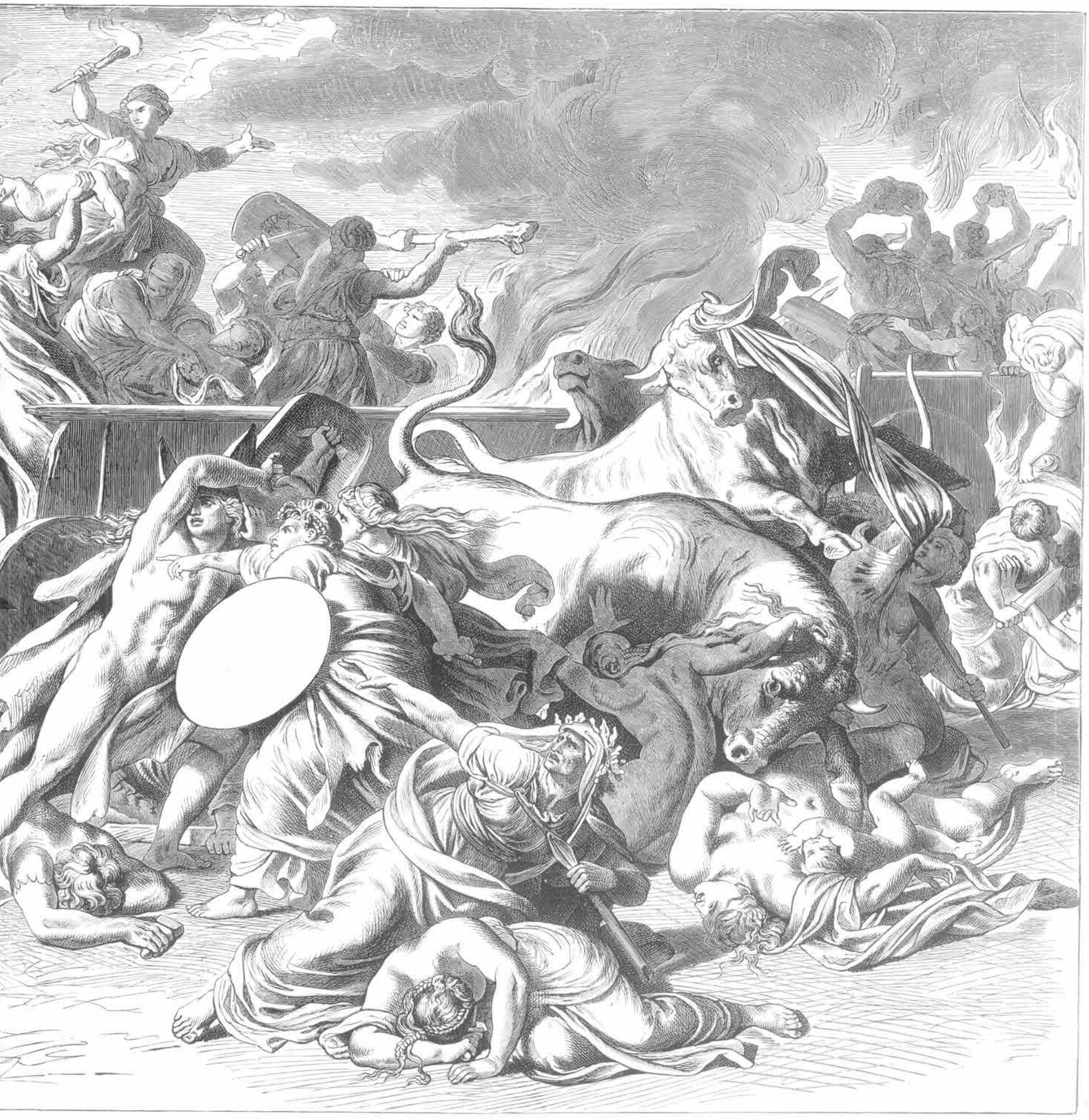
In langen Kolonnen bewegten sich ihre Wagen daher, und sie riefen den Römern spottend zu, ob sie etwas an ihre Weiber in Rom zu bestellen hätten. Aber Marius blieb ruhig, er wollte seine Truppen erst noch mehr

Die Cimbernschlacht. Nach ei

an den Anblick und die Art des gefürchteten Gegners gewöhnen. Am siebten Tage aber stellte er sich ihnen bei Aquä Sextiä (Südfrankreich) entgegen und vernichtete sie vollständig. Wer nicht Schwert und Wurflanze erlag, der wurde gefangen; unter letzteren war auch König Teutobod.

Unterdessen waren die Cimbern siegreich vorgedrungen; sie hatten den Brenner überschritten, das Tal der Etsch gewonnen, den römischen Feldherrn Catulus auf das rechte Po-Ufer gedrängt und überfluteten die nördliche Po-Ebene. Hier erwarteten sie ihre Freunde, um mit ihnen den Sieg nach Rom zu tragen. Aber es kam Marius und brachte ihnen die Kunde davon, daß er die Teutonen vernichtet habe. Sie baten noch einmal um Land und Saatkorn, umsonst. Da entschlossen sie sich zum Entscheidungskampf und baten den Gegner, Ort und Zeit fest-

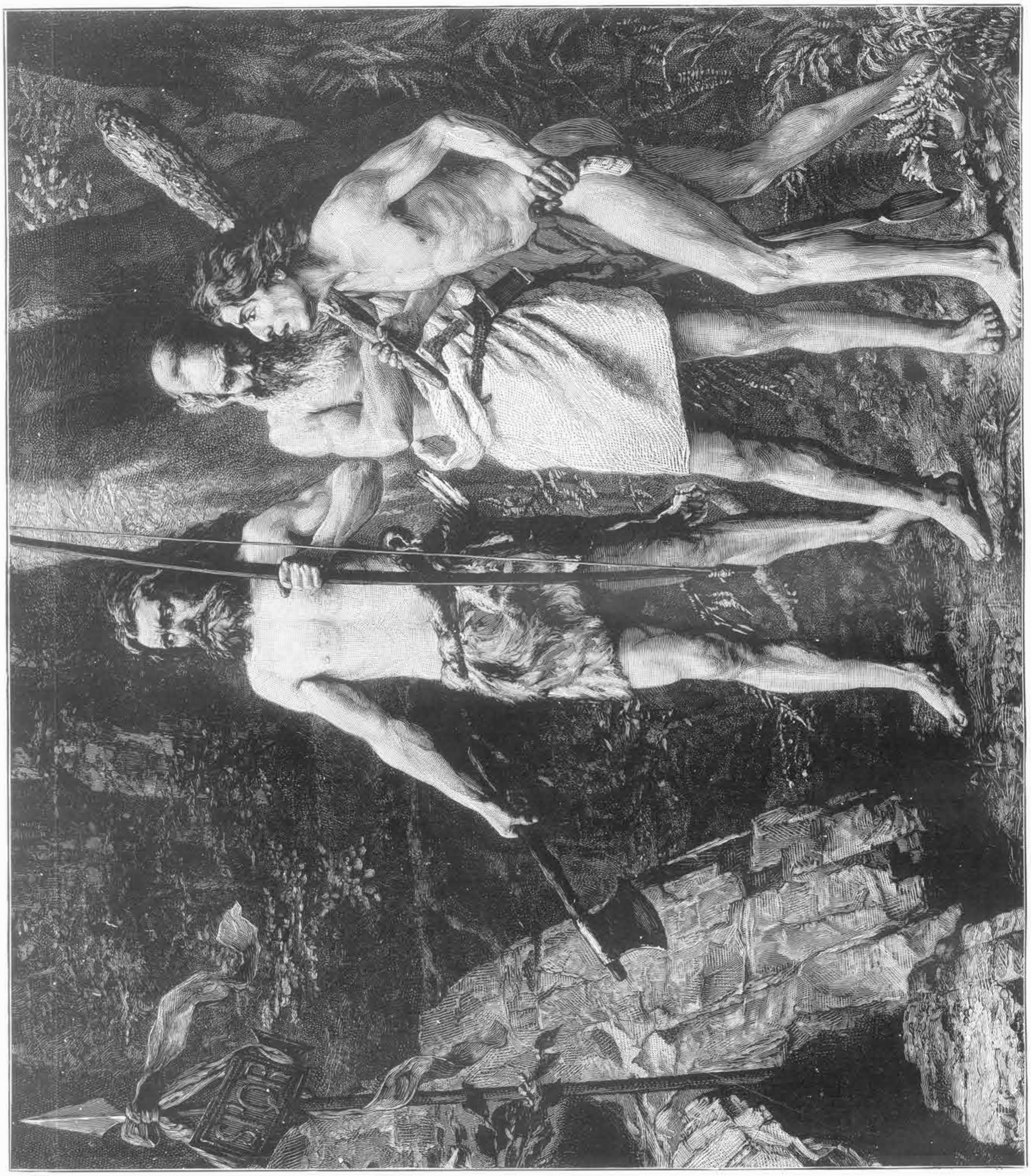
zusetzen. Marius wählte den folgenden Tag, 30. Juli 102 v. Chr., und das raudische Feld südlich von Vercellä. Die schlauen Römer hatten die Aufstellung so gewählt, daß die brennenden Sonnenstrahlen den Cimbern ins Gesicht fallen mußten. Bei Tagesgrauen begann der Kampf; vom Nebel verhüllt stießen die Heere aufeinander. Die cimbrische Reiterei wich zurück und brachte das Fußvolk, das seine Schlachtordnung noch nicht vollendet, in Verwirrung; die Cimbern sammelten sich, brachen von neuem vor und rangen in langem Streit. Aber die Glut der südlichen Sonne entkräftete die Leiber, ihre Strahlen den Blick, und so kamen die Flügel des feindlichen Heeres heran und fielen in die Flanken ein. Der Sieg



nem Karton von A. Rahl.

war verloren; die cimbrischen Helden lagen erschlagen neben ihrem König Bojorix auf der Walstatt. Neben den toten Helden saßen ihre Hunde und fielen die römischen Soldaten an. Der Kampf war jedoch noch nicht vorüber, denn auf der Wagenburg standen die Frauen und Töchter der Erschlagenen, die Waffen in der Hand, um kämpfend zu sterben (siehe obenstehendes Bild). Sie erlagen. Aber durch die Seele der Sieger zog eine Ahnung von künftigen Schlachten mit dem ungestümen Barbarenvolke des Nordens und sagte ihnen, daß Rom ihnen doch noch erliegen werde. — Roms Macht in Gallien zu befestigen und zu erweitern, sich selbst aber den Ruhm des siegreichen Feldherrn zu erwerben, ward im Jahre 58 v. Chr. Julius Cäsar Prokonsul in Gallien. Von Osten her drangen germanische Völker über den Rhein, um sich das schöne

Land zu erobern. Mitten in Gallien stand König Ariovist, eben dabei, das nichtrömische Gallien seinem Machtgebot zu unterwerfen und ein großes germanisches Reich zu errichten. Sollte Gallien römisch oder deutsch werden? Cäsar erkannte die Frage und gab die Antwort. Im oberen Elsaß vernichtete er Ariovists Heerscharen und trieb die Flüchtlinge über den Rhein zurück. Aber im nördlichen Gallien drangen andere Germanen ein. Die Usipeter und Tenkterer hatten im Winter 56—55 v. Chr. durch einen verstellten Abzug ins Landinnere die gallischen Menapier über den Rhein gelockt, diese dann plötzlich überfallen, überwältigt und ihr Land in Besitz genommen. Da kam Cäsar, sie erbaten von ihm das eroberte Land, er nahm jedoch die als Gesandte bei ihm erschienenen Fürsten gefangen, vernichtete das führerlos gewordene Heer



Alte Germanen finden ein römisches Feldzeichen. Nach einem Gemälde von François Halkett.

fast völlig und trieb die Flüchtlinge über den Rhein. Dort fanden sie Schutz bei den Sugambern. Cäsar aber wollte die Germanen im eigenen Lande aufsuchen und ihnen dort den Schrecken vor Roms Macht in die Seele pflanzen. Zweimal, im Jahre 55 und 53 v. Chr., überschritt er den Rhein auf kunstvoll erbauten Brücken nördlich von Andernach. Die Germanen wichen jedoch vor ihm ins Innere zurück. Wohl brannte er ihre Hütten nieder und vernichtete ihre Saaten, aber ihre Freiheit retteten sie und schauten voll Trotz und Stolz auf die Verfolger (siehe Bild: Die Freiheit gerettet! S. 21). So endeten die ersten Kämpfe der Deutschen um den Rhein, sie waren überwunden, der Weg nach dem Westen war ihnen gesperrt. Aber die Niederlage ward ihr Sieg; nun mußten sie sich dauernd niederlassen und den Acker Jahr um Jahr bebauen. Das Land östlich vom Rhein ward deutsch, und deutsch sollte es bleiben, im Kampfe gegen Rom sollten die Deutschen ihre Kraft gewinnen und erproben.

Die Freiheit gerettet! Nach einem Gemälde von E. Henseler. (Text S. 20)

Bald kam die Zeit, da das ganze Volk einen großen Freiheitskrieg durchkämpfen mußte. In Rom herrschte Kaiser Augustus (30 v. bis 14 n. Chr.); noch immer versuchten germanische Völkerschaften am Niederrhein in Gallien einzubrechen. Da faßte Augustus den Plan, das Land zwischen Rhein und Elbe, von woher alle diese Angriffe kamen, zu unterwerfen, damit der Rhein gesichert sei. So wollte er die Verteidigung durch den Angriff führen. Dies Werk leisteten seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius. Drusus sicherte sich zunächst eine feste Operationsbasis, indem er die am Rhein vorhandenen Befestigungen bei Mainz, Köln und Castra Vetera durch Brückenköpfe auf dem rechten Ufer vermehrte und außerdem etwa 50 Befestigungen auf beiden Ufern errichtete, darunter Saalburg bei Homburg, das Kaiser Wilhelm II. neu erbauen läßt. Viermal (12 bis 9 v. Chr.) brach er in Germanien ein; zuletzt (9 v. Chr.) drang er von Mainz aus ins Land der Chatten, dann östlich bis zur Elbe. Es war ein ungeheurer Erfolg römischer Kriegskunst: Über Ströme, durch Urwälder und Sümpfe trug der unerschrockene Feldherr die römischen Adler. Aber an der Elbe verließ ihn das Glück. Ein Versuch, sie zu überschreiten, scheiterte; denn drohend standen Semnonen und Langobarden auf dem jenseitigen Ufer. Und die Sage berichtet, daß eine germanische Seherin dem Drusus den Übergang verboten und ihm sein baldiges Ende verkündet habe. Auf dem Rückzuge stürzte er mit dem Pferd, brach den Schenkel und starb 30 Tage darauf, am 14. September 9 v. Chr., 30 Jahre alt, in den Armen seines Bruders Tiberius. Dieser setzte die Kämpfe mit Erfolg fort, so daß seit 5 v. Chr. Germanien als römische Provinz galt und wie alle Provinzen einen Statthalter empfing, zuerst den klugen Sentius Saturninus, dann Quintilius Varus.

Kampf der Germanen gegen die Römer. (Text S. 23 u. 24)

Varus war vordem Statthalter in Syrien. „Arm kam er in das reiche Land, und reich verließ er das arme Land,“ so lautete das Urteil über seine Verwaltung. Und auch hier in Germanien wollte er seine Habsucht befriedigen. Die Männer, die ihre Freiheit darin sahen, daß sie keinem, auch ihren Fürsten nicht, zinspflichtig waren, wurden zur Zahlung großer Tribute

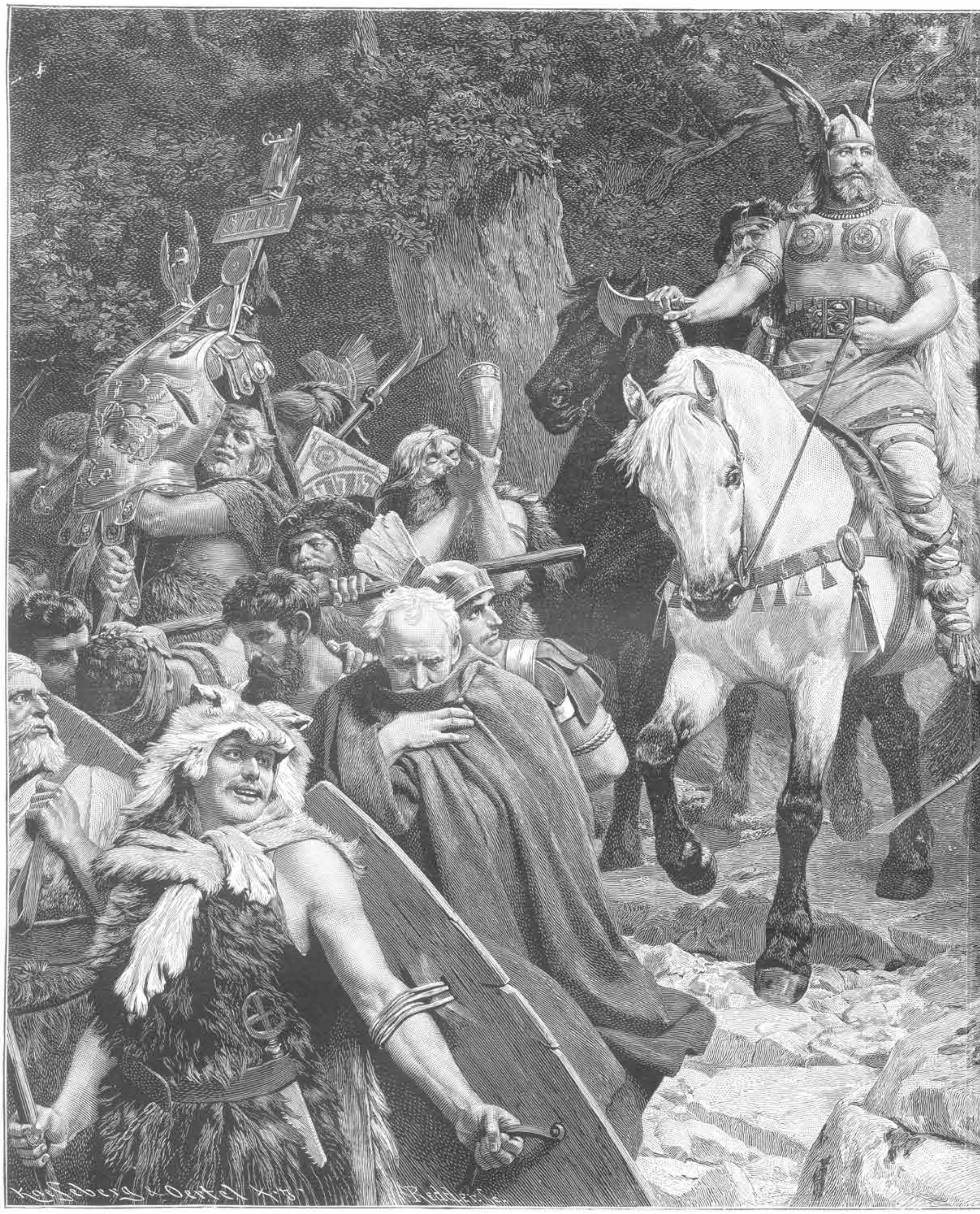
gezwungen. Das Recht sprach der römische Richter, nicht mehr das Gericht der freien Männer; mit Rute und Beil wurde die Strafe vollzogen. Und die Fürsten, einst die Führer des Volkes, mußten sich vor dem gewalttätigen Römer beugen und seinen Befehlen gehorchen. Dumpfe Gärung ging durch das Volk; die Greise dachten voll Wehmut der Tage ihrer Jugend, da sie freie Männer waren; die Männer ergriffen voll Grimm Bogen und Beil, und die Jünglinge ersehnten den Tag der Errettung, an dem sie dem Feinde mit der Keule das Haupt zerschmettern oder ihm den Ger ins Herz stoßen konnten (Bild: Alte Germanen finden ein römisches Feldzeichen, Seite 20). Aber noch fehlte der Führer; doch Rom zog ihn selbst groß, es war Armin, ein Fürst der Cherusker.

„Ein Jüngling von edlem Geschlechte, tapferen Armes und gewandten Geistes, Namens Armin, ein Sohn Segimers, des Fürsten der Cherusker, gedachte, die Sorglosigkeit des römischen Befehlshabers sich zu nutze zu machen. Er hatte früher die Römer auf vielen Feldzügen begleitet und besaß außer dem römischen Bürgerrecht auch den Rang eines römischen Ritters. Jetzt dachte er gar klug, niemand sei leichter zu überwältigen, als wer nichts fürchte, und nichts sei öfter der Anfang des Unglücks gewesen als Sorglosigkeit und das Gefühl der Sicherheit. Zuerst weihte er wenige, dann mehrere als Genossen in seine Pläne ein. Daß es möglich sei, die Römer zu besiegen, behauptete er mit Zuversicht, überzeugte davon auch seine Gefährten, und er bestimmte eine Zeit zum Überfalle. Das wurde durch Segest, einen Cherusker, Varus gemeldet. Aber das waltende Schicksal hatte den Geist des Varus verdunkelt.

„Einen offenen Aufstand wagten die Germanen nicht, weil sie meinten, die Zahl der Römer, die am Rheine und im Inneren des Landes standen, sei zu groß. Sie nahmen vielmehr den Varus so auf, als ob sie allen seinen Forderungen sich fügen wollten, und lockten ihn vom Rheine weiter in das Land der Cherusker und bis zur Weser. Auch hier lebten sie mit ihm in Frieden und Freundschaft und ließen ihn glauben, daß sie auch ohne die römischen Waffen den Befehlen der Römer gehorchen würden.

„So geschah es, daß Varus nicht, wie er in Feindesland hätte tun sollen, seine Truppen zusammenhielt, sondern viele seiner Leute nach verschiedenen Seiten hin sandte, sei es, um gewisse Plätze zu beschützen, sei es, um Räuber aufzugreifen oder Transporte von Lebensmitteln zu decken.

„Die vornehmsten Verschworenen, welche später auch im Kriege die Anführung übernahmen, waren Arnim und Segimer, welche beide stets um Varus waren und oft an seiner Tafel saßen. Während nun Varus ganz zuversichtlich war und sich keines Argen versah, vielmehr alle, welche ihn zur Vorsicht mahnten, wegen allzu großer Ängstlichkeit schalt, empörten sich zunächst der Verabredung gemäß einige entferntere Stämme. Sie wollten dadurch den Varus, wenn er gegen die Empörer zöge, in eine Falle locken und ihn verhindern, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wenn sie sich alle zugleich empörten. So geschah es denn auch. Als Varus aufbrach, begleiteten sie ihn eine Strecke, dann aber blieben sie zurück, angeblich, um Bundesgenossen zu werben und sie ihm zuzuführen. Nachdem sie die Hilfsmacht, welche schon an einem bestimmten Platze bereit stand, an sich gezogen hatten, rückten sie gegen



Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutob

Varus vor und zeigten sich nun nicht als Untertanen und Bundesgenossen, sondern als Feinde.

„Die Gebirge, in denen sich Varus jetzt befand, waren schluchtenreich und zerklüftet, die Waldungen undurchdringlich dicht und voll gewaltiger Stämme, so daß die Römer schon vor dem Erscheinen der Feinde mit dem Fällen der Bäume, dem Wegebahnen und dem Schlagen von Brücken volle Arbeit hatten. Die Römer führten auch wie im Frieden viele Wagen und Lasttiere mit sich, und Kinder, Weiber und Diener folgten ihnen, so daß schon dadurch wenig Ordnung in dem Zuge war. Dazu kamen, um sie noch mehr auseinanderzubringen, Regen und heftiger Wind, und der schlüpfrig gewordene Boden sowie die Wurzeln und die umgestürzten Baumstämme gestatteten nur unsichere Tritte.

„Während solcher Not fielen die Feinde aus den dichten Wäldern über die Römer her. Der Wege besser kundig, umzingelten sie die Römer von allen Seiten und beschossen sie mit ihren Pfeilen und Speeren, anfangs aus der Ferne; dann aber, als die Römer sich nicht zur Wehr setzten, rückten sie ihnen dichter auf den Leib. Die Römer, deren Zug vielfach durch Wagen und durch Unbewaffnete unterbrochen war, konnten sich nicht leicht auf einem Punkte sammeln und erlitten daher, den Angreifenden selbst nicht an Zahl gewachsen, große Verluste, ohne den Feinden etwas anhaben zu können.

„Als sie einen tauglichen Platz fanden, soweit dies in dem Waldgebirge möglich war, schlugen sie ein Lager auf, verbrannten die Mehrzahl ihrer Wagen und anderes, was sie entbehren konnten, oder ließen es zurück und zogen dann am anderen Tage in besserer Ordnung weiter. Sie waren zwar so glücklich, bis zu einem lichteren Orte vorzudringen, doch geschah auch das nicht ohne Verluste. Als sie von da aufbrachen, gerieten sie wieder in dichte Waldungen. Sie wehrten sich zwar gegen die Andringenden, gerieten aber auch dadurch in nicht geringe Not; denn sobald sie sich an engeren Stellen zusammentaten, um in geschlossenen Gliedern, Reiterei und Fußvolk, gegen den Feind vorzurücken, wurden sie daran durch ihre eigene Menge sowie durch den Wald gehindert.

„Als sie am dritten Tage sich wieder auf den Weg machten, strömten Regengüsse hernieder, und es erhob sich ein furchtbarer Sturm. Sie vermochten weder weiter zu ziehen noch auch sicheren Fuß zu fassen. Ja, sie konnten nicht einmal von ihren Waffen Gebrauch machen; denn Pfeile, Wurfspieße und Schilde waren durchnäßt und nicht gut zu gebrauchen. Ihre Feinde, die meist leicht bewaffnet waren und deshalb je nach den Umständen angreifen oder sich zurückziehen konnten, hatten von solchen Unfällen weniger zu leiden. Zudem waren sie den Römern an Zahl weit überlegen; denn auch die früher Bedenklichen hatten sich, wenn auch nur, um Beute zu machen, jetzt eingefunden. Sie umringten die schwächeren Römer, die schon in den vorangegangenen Kämpfen viele Leute verloren hatten, um so leichter und machten sie nieder. So kam es, daß Varus und die angesehensten Führer, welche schon verwundet waren, fürchteten, daß sie lebendig in die Hand des Feindes geraten oder von dem erbitterten Gegner grausam getötet werden könnten, und legten Hand an sich selbst; der besiegte Feldherr stürzte sich in sein Schwert.

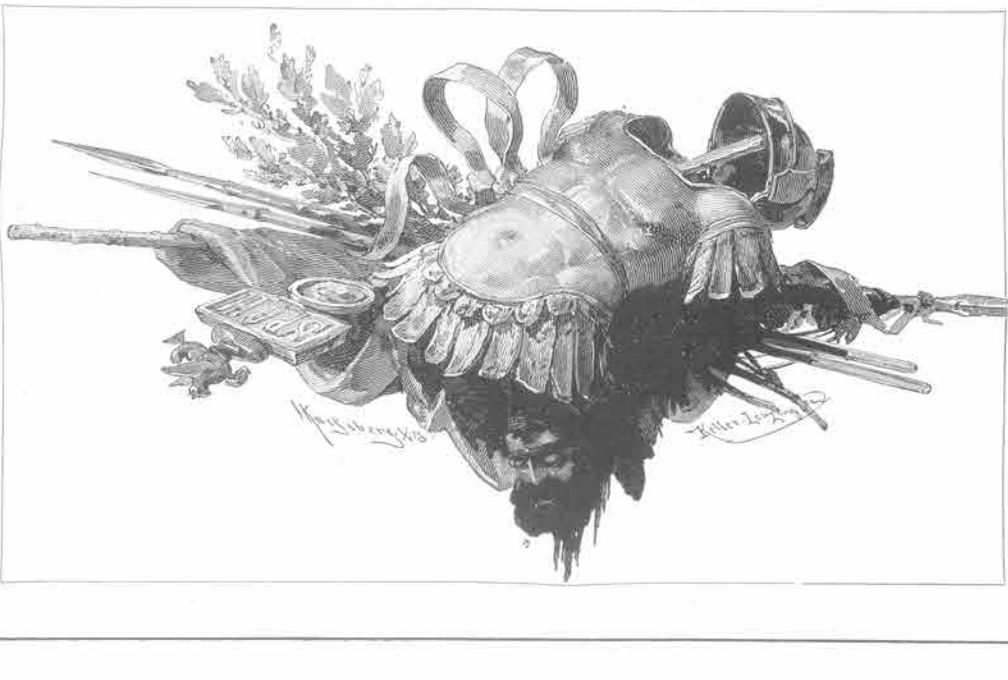
Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

rger Wald. Nach einem Gemälde von Paul Thumann.

Hermann der Cherusker übergibt den erbeuteten römischen Silberschatz der Priesterschaft am Galgenberge.
Nach Hermann Prells Wandgemälde im Rathaus zu Hildesheim.

„Als die Kunde davon sich verbreitete, setzte sich keiner, wenn er auch noch Kräfte hatte, weiter zur Wehr. Die einen ahmten dem Beispiele ihrer Führer nach, die anderen warfen die Waffen weg und ließen sich ohne Gegenwehr niedermachen. An Flucht war, wenn man auch wollte, nicht zu denken. Alle wären umgekommen oder in Gefangenschaft geraten, wenn nicht die Feinde nach Beute zu begierig gewesen wären. So gewannen die kräftigsten unter den Römern einen Vorsprung, um zu entkommen.

„Nichts Blutigeres gab es je als das Schlachten in den Sümpfen und Wäldern Germaniens (siehe Bild S. 21). Vorzugsweise hatten es die Feinde auf die Sachwalter abgesehen. Einigen stachen sie die Augen aus, anderen schnitten sie die Hände ab; einem nähten sie den Mund zu, nachdem sie ihm die Zunge ausgerissen hatten. Diese nahm einer der Barbaren in die Hand und sprach: ‚Nun höre endlich auf zu zischen, Schlange!‘“ (Nach Vellejus Paterculus und Cassius Dio aus ‚Richters Quellenbuch‘.) — Der Feind war vernichtet, die Freiheit war wiedergewonnen, und einer war es, der alles klug geleitet und zum guten Ende geführt: Armin. Der Jubel der Befreiten, ihr Lob und Preis war sein Dank. (Siehe Bild S. 22 u. 23.)



Der Held selbst aber wußte, daß ihm Wodan den Sieg gegeben; ihm wollte er danken. Darum ritt er mit seinen Getreuen zum Galgenberg (beim heutigen Hildesheim) und übergab dem Priester des Gottes den römischen Silberschatz, den er im Kampfe erbeutet (eine Annahme, gegründet auf den im Jahre 1868 am Galgenberg bei Hildesheim gefundenen, aus der Zeit des Kaisers Augustus stammenden Silberschatz, der jetzt im Nationalmuseum in Berlin aufbewahrt wird). Sie aber ehrten ihn mit einem Zweig der heiligen Eiche aus dem Haine des Gottes (siehe obiges Bild).

Der Feind war vertrieben, aber er kam wieder. Nach dem Tode des Augustus übernahm Germanicus, der

Armin bei der Seherin vor der Entscheidungsschlacht mit Germanicus. Nach einer Originalzeichnung von Ferd. Leeke. (Text S. 29 u. 30)

Sohn des Drusus, die Verwaltung der Provinz Gallien und den Oberbefehl im germanischen Kriege. Ihn dürstete, die Schmach des Jahres 9 n. Chr. zu rächen und den Ruhm seines Vaters zu erwerben. Dreimal, in den Jahren 14, 15 und 16 n. Chr., brach er in Germanien ein, und leicht ward ihm mancher Sieg, denn unter den Cheruskern herrschte innerer Zwiespalt. Fürst Segest, von je ein Freund der Römer und im Jahre 9 nur widerwillig in den Kampf mit fortgerissen, lag im Krieg mit Armin um seine Tochter Thusnelda. Der Vater hatte sie einem jungen Krieger anverlobt; aber ihr Herz gehörte dem Befreier ihres Vaterlandes. Armin war gekommen, hatte sie entführt, und sie war sein Weib geworden; darüber hatte sich Streit entsponnen. Der Vater hatte seine Tochter wieder in seine Gewalt gebracht und ward nun von Armin bedroht, der Segest in seiner starkbefestigten Hofburg belagerte, um sein Weib wiederzugewinnen. Diesen Streit wußte Germanicus gut zu benutzen; er kam und befreite Segest. Der zeigte keine Furcht, für seine Teilnahme am Aufstande des Jahres 9 bestraft zu werden. Er rühmte sich stolz, seinem Volke aus klarer Überzeugung der Vorteile den Anschluß an Rom geraten zu haben; er habe Varus noch in der Nacht vor dem Aufbruch gewarnt, er übergebe sich der Gnade des Imperators, und der möge entscheiden, ob er Thusnelda als seiner Tochter verzeihen oder ihr als der Gattin Armins zürnen wolle. Erhobenen Hauptes, die Hände über dem Herzen gefaltet, blickte Thusnelda tränenleeren Auges voll Verachtung auf ihren Vater, den Feind seines Volkes und seines Kindes, und den Römer, der so zum Siege schritt (siehe nebenstehendes Bild). Sie ward gefangen hinweggeführt und gebar bald darauf einen Knaben, Thumelicus; dessen Schicksal ist uns nicht näher bekannt. Armin aber schrie um Rache. Er flog durch alle Gaue der Cherusker und rief zum Kampf gegen den Räuber seines Weibes; er erinnerte sie an die schmachvollen Zeiten des Varus, an den herrlichen Sieg im Teutoburger Walde. Der Held riß die Cherusker und ihre Nachbarvölker endlich fort. Der Kampf entbrannte von neuem. Im Jahre 15 rückte Germanicus an die Lippe und besuchte das Teutoburger Schlachtfeld, ließ sich aber durch Armin in unwegsames Waldland locken: seine Reiterei und seine Hilfstruppen wurden durch einen plötzlichen, auf scheinbare Flucht folgenden Angriff fast völlig geschlagen. Hierauf kehrte er zum Rhein zurück. Sollte er aber den Plan seines Vaters, Germanien bis zur Elbe zu unterwerfen, aufgeben? Durch einen gleichzeitigen Angriff von der See und vom Rheine her sollten die Empörer vernichtet werden. Er ließ auf dem unteren Rheine und seinen Nebenflüssen eine Flotte von 1000 Segeln erbauen; auf der batavischen Insel war der Sammelplatz. Die Germanen kannten die Gefahr, die ihnen von dem Meere her drohte. Wohl hielten sie treue Küstenwacht, selbst Frauen wagten sich mit hinaus auf die stürmende Flut, den nahenden Feind zu erspähen, schnelle Reiter eilten, die Botschaft ins Innere zu tragen (Bild S. 14 und 15) — aber sie konnten die römische Flotte nicht aufhalten. Sie kam durch die Nordsee und fuhr in die Ems bis zum festen Kastell Amisia, wo die Truppen ausgeschifft wurden. Am linken Ufer der Weser vereinigte sich das gesamte römische Heer; am rechten Ufer standen die Cherusker und ihre Verbündeten. Wem wollten die Götter den Sieg verleihen? Mit vertrauten Helden ging Armin (Bild S. 25 nach dem Gedicht von F. Stilke: Rinold und Tuiskomer) zu einer Hagatisse, dort Antwort zu holen. Sie zündete ein Feuer an, durchschnitt einem

Thusnelda wird von ihrem Vater Segest dem römischen Feldherrn

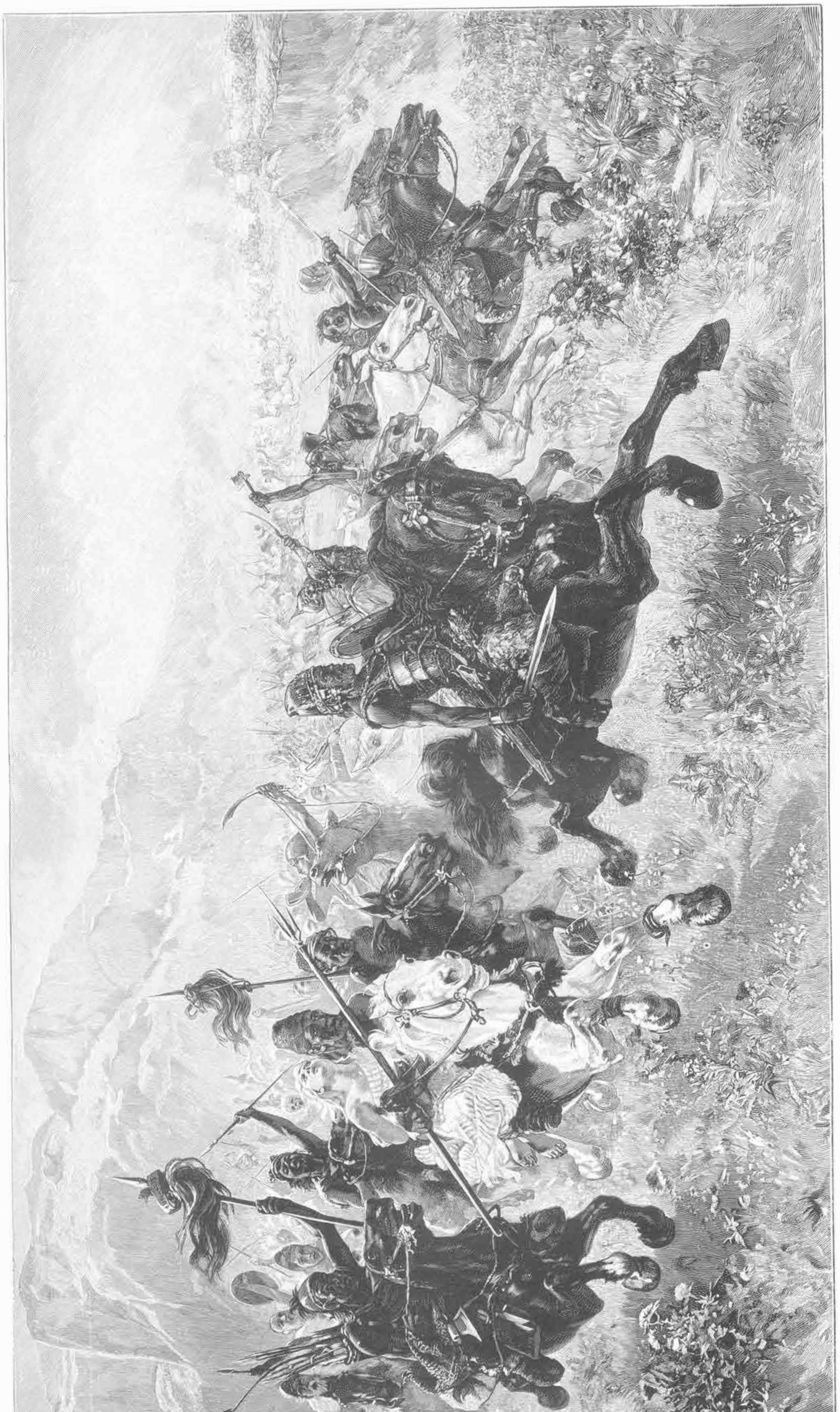
schwarzen Huhn den Hals, träufelte das Blut in den Kessel und verkündete, daß die Römer sich zum Rhein zurückziehen müßten. Voll Siegeshoffnung schritt der Held in den Kampf. Er ließ den Feind über den Fluß setzen, auf der Elfenwiese (Idisiaviso) kam es zur Schlacht; aber

Germanicus übergeben. Nach einem Gemälde von Richard Böhm.

durch einen gegen Armins Rat vorzeitig unternommenen Angriff ging sie verloren. Armin bestrich sich, um unkenntlich zu sein, das Gesicht mit dem Blut seiner Wunden und entkam dank seiner Heldenkraft und seines Rosses Schnelligkeit. Zwischen Weser und Elbe stellten sich die germanischen Völkerschaften den Römern noch einmal entgegen. Germanicus rief seinen Soldaten zu: „Mordet nur zu, ich bitte euch, wir brauchen keine Gefangenen; dieser Krieg ist nur zu Ende, wenn das ganze Germanenvolk ausgetilgt ist!“ Er schrieb sich den Sieg zu und kehrte an den Rhein zurück. In Köln angelangt, wurde er vom Kaiser Tiberius abberufen; denn dieser hatte die Erfolglosigkeit der germanischen Feldzüge klar erkannt. Er wußte von den Streitigkeiten der germanischen Völker und baute auf deren eigene Zerrüttung. Seit der Schlacht im Teutoburger Walde und den Kämpfen mit Germanicus ward Armins Stellung unter den Cheruskern und ihren Verbündeten immer stärker; er und seine Getreuen hatten eingesehen, daß Einheit stark macht; in seiner Hand vereinigten sich alle politischen und militärischen Kräfte des Landes, es war der Weg zum Königtum. Ob er dahin strebte? Viele Fürsten und Edelinge fürchteten es, sie wollten ihre Macht nicht verlieren: im Jahre 21 fiel Armin durch die Hand eines Mörders aus seiner eigenen Sippe. Tiberius hatte richtig gerechnet. Durch ihre Uneinigkeit aber schwächten die germanischen Völker ihre Kraft, sie waren für Rom auf lange Zeit hinaus nicht mehr gefährlich.

Freilich erkannte das Rom nicht sofort. Es wollte Gallien und Italien gegen die Barbaren schützen und setzte darum bis ins zweite Jahrhundert den von Drusus und Tiberius begonnenen Bau einer Verteidigungslinie fort. So entstand der römische Grenzwall (limes). Man unterscheidet die Rhein-, Neckar- und Donauwehr. Die Rhein-Neckarwehr war ein durchschnittlich 16 Fuß hoher Erdwall, auf der äußeren Seite durch eingerammte Pfähle und einen 20 Fuß breiten und 10 Fuß tiefen Graben geschützt. Unter dem Wall lief die Heerstraße. Immer 500 zu 500 Schritt standen Wachthäuschen, deren Inwohner den in größeren Entfernungen vorhandenen Lagern durch Feuersignale Kunde gaben von dem, was geschah. Die Donauwehr war in ähnlicher Weise angelegt.

So war Rom gegen die Germanen geschützt. Hier am Grenzwall mußten diese Halt machen, und mehr als die schwerste Niederlage im Kampf hat diese Grenzwehr die unstet Wandernden zur Seßhaftigkeit gezwungen. Und vor und hinter dem Grenzwall wurden die Deutschen die Schüler der Römer. Das kündet uns nichts besser als das deutsche Lehnwort (Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts). Ein paar Beispiele! Das altgermanische Haus war ein Holzbau, dessen Lichtöffnung den schönen Namen ahd. ougatora = Augentor trug. Im römischen Steinbau war diese Öffnung ganz anders gebaut und hieß auch anders: fenestra, ahd. venstar, nhd. Fenster; lat. tegula ward ahd. ziagal, nhd. Ziegel, lat. murus ahd. muri, nhd. Mauer. Und wie im Bau des Steinhauses, so waren unsere Vorfahren auch Schüler der Römer im Wein- und Obstbau (lat. vinum, ahd. vin, nhd. Wein; lat. pruna, ahd. pfrûma, nhd. Pflaume).



Hunnen vor dem Feinde. Nach einem Gemälde von B. Chera.

Aus der Völkerwanderung.

Im Jahre 375 brach aus dem inneren Asien ein wildes Reitervolk hervor, die Hunnen (siehe nebenstehendes Bild). Ein Zeitgenosse schildert sie so: „Alle haben gedrungenen, festen Körperbau und starken Nacken und gleichen roh behauenen Holzfiguren. Die Männer sind an ihre häßlichen, aber ausdauernden Pferde wie angewachsen, Tag und Nacht leben sie auf ihnen. In wildem Durcheinander, einen der Häuptlinge voran, stürzen sie auf alles, was ihnen entgegentritt. Mit furchtbarem Schlachtgeschrei beginnen sie den Angriff, selten erwarten sie ihn. Außerordentlich schnell und gewandt zerstreuen sie sich plötzlich, jagen zurück, sammeln sich zu neuem Ansturm und fallen dann über die bestürzten Gegner her. Nichts gleicht der Gewandtheit, mit der sie im Kampf aus der Ferne den spitzen Knochenpfeil abschießen. Im Handgemenge brauchen sie das Schwert mit rücksichtsloser Verwegenheit. Aber während der Feind sich gegen ihre Schwerthiebe wehrt, wissen sie ihm mit der linken Hand eine Fangleine überzuwerfen, um ihn so zu verstricken und wehrlos zu machen."

Dieses wilde Volk warf sich auf die Goten, die damals am Nordufer des Schwarzen Meeres siedelten. Die Ostgoten mußten ihnen Heeresfolge leisten, die Westgoten aber entwichen, ein Teil unter Athanarich in das siebenbürgische Bergland, ein anderer unter Fritigern fand durch Kaiser Valens Aufnahme im oströmischen Reiche. Aber hier drohte ihnen bald der nationale Untergang; sie wählten 395 zum König des gesamten Volkes Alarich aus dem Geschlechte der Balten, das ist der Kühnen. Und kühn waren Alarichs Ziele, er wollte die Eifersucht der beiden ersten Staatsmänner des ost- und weströmischen Reiches, des Rufinus und Stilicho, benutzen, auf römischem Boden einen germanischen Staat zu gründen. Er führte sein Volk nach Griechenland, nach Illyrien und brach 401 in Italien ein,

Germanenzug. Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

ward aber 405 von Stilicho wieder hinausgedrängt. Stilicho ward im Auftrage seines undankbaren Kaisers Honorius ermordet; jetzt hatte Italien keinen Beschützer mehr. Alarich stellte seine Forderungen von neuem: Geld und Land; umsonst. Da beschloß er, den Kaiser zu zwingen; dreimal belagerte er Rom, 408, 409 und 410. Als er zum erstenmal vor Rom lag, drohten ihm die Gesandten der Stadt, daß das Volk bewaffnet und zum Kampfe entschlossen sei. Höhnend antwortete der Sieger: Je dichter das Gras, um so leichter das Mähen. Und als sie, erschrocken über seine Forderungen, fragten, was er ihnen denn übrig lassen wollte, sagte er kurz und bedeutungsvoll: Das Leben. Er empfing 5000 Pfund Gold, 30000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder und 3000 purpurgefärbte Felle. Trotzdem erfüllte Honorius die Forderungen Alarichs nicht, so daß dieser Rom zum zweiten- und drittenmal belagern mußte. Von der letzten Belagerung wird das Ereignis erzählt, das unser nebenstehendes Bild darstellt. Bei der Plünderung fanden die Goten kostbare Heiligtümer in der Hut einer christlichen Jungfrau. Darin den Kirchenschatz von St. Peter erkennend, gab Alarich den Befehl, die Reliquien und ihre Hüterin nach St. Peter zu geleiten. Der Zug verwandelte sich auf dem Wege in eine Prozession. Fliehende Christen, Frauen, Kinder und Greise, die sich schutzsuchend herzudrängten, die eben noch leidenschaftlich erregten gotischen Krieger, alle schlossen sich an. Der Lärm der Plünderung ward übertönt durch feierliche Hymnen, und so, sagten die Kirchenväter, entstand ein Triumphzug der christlichen Religion. —

Alarich wandte sich südwärts. Am Busento ereilte ihn jedoch ein früher Tod; im Busento ward er in der bekannten, von Platen dargestellten Weise bestattet. Sein Schwager Athaulf führte die Westgoten nach Gallien, und hier und im nördlichen Spanien entstand durch ihn und seinen Nachfolger Walja (415—419) ein westgotisches Reich, dessen Hauptstadt Toulouse war.

Bald drohte ihnen und dem noch römischen Teile Galliens, dessen Statthalter um 450 Aëtius war, große Gefahr. Seit 444 herrschte über die Hunnen König Attila. Mit Hunnen, Ostgoten, Gepiden und Thüringern brach er 451 in Gallien ein; auf den katalaunischen Feldern stellten sich ihm Aëtius und der Westgotenkönig Theoderich entgegen, unterstützt von Franken, Alanen, Burgunden und Sachsen. Es war eine furchtbare Schlacht. Das Bächlein, das in den flachen Ufern der Ebene vorbeifloß, soll vom Blute der Gefallenen und Verwundeten zum Gießbach angeschwollen sein. Und die Verwundeten tranken, um ihren brennenden Durst zu stillen, das mit Blut vermischte Wasser.

„Der König Theoderich wurde, während er ermutigend sein Heer durcheilte, vom Pferde gerissen, und von den Seinigen zertreten, endete er sein Leben. Da trennten sich die Westgoten von den Alanen und drangen auf die Scharen der Hunnen ein; fast hätten sie Attila getötet, wenn er nicht geflohen wäre und sich und die Seinen sogleich in das Gehege seines Lagers, das er mit Wagen umgeben hatte, eingeschlossen hätte. Wenngleich dies nur eine gebrechliche Schutzwehr war, so suchten doch dort diejenigen Fristung ihres Lebens, die vorher meinten, daß kein Mauerwall ihnen widerstehen könnte.

„In dieser durch die ganze Welt berühmten Schlacht, in welcher die tapfersten Völker sich miteinander maßen, sollen auf beiden Seiten 165000 Mann gefallen sein. Am Tage nach der Schlacht beleuchtete die aufgehende Sonne ein Gefilde, das, von Leichen und Verwundeten bedeckt, einen schrecklichen Anblick bot. Da die Hunnen keinen neuen Angriff wagten, schrieben die Römer und Westgoten sich den Sieg zu; denn sie waren überzeugt, daß Attila, wenn er sich nicht für besiegt hielte, sicherlich nicht das Schlachtfeld geräumt hätte. Aber obgleich er überwunden war, tat er doch nicht wie einer, der niedergeworfen ist, sondern unter Waffenlärm ließ er die Hörner blasen, und er schien bereit zu einem Angriff, wie ein Löwe, der verwundet am Eingange

Alarich in Rom im Jahre 410. Nach ein

seiner Höhle auf und ab geht und nicht wagt, aufzuspringen, aber unaufhörlich mit Gebrüll seine Feinde schreckt. So ängstigte der kriegerische König seine Besieger noch, als er eingeschlossen war.

„Goten und Römer waren zu einer Beratung zusammengekommen und überlegten, welche Maßregeln man dem besiegten Attila gegenüber ergreifen sollte. Man kam überein, ihn einzuschließen und durch eine Belagerung auszuhungern, da er keinen Vorrat an Lebensmitteln hatte. Es schien dieser Entschluß der beste zu sein, weil der König seine Bogenschützen zwischen den Karren seiner Wagenburg aufgestellt hatte, von wo aus jene durch einen Pfeilregen jeden Angriff abzuweisen vermochten. Attila aber soll in dieser verzweifelten Lage, noch an der Schwelle des Todes voll mutiger Entschlossenheit, sich aus Pferdesätteln einen Scheiterhaufen haben erbauen lassen, um sich, wenn es den Gegnern gelingen sollte, die Verschanzung zu durchbrechen, in die Flammen zu stürzen. So sollte niemand die Freude haben, ihm den tödlichen Streich zu versetzen oder den Herrn über so zahlreiche Völker in seine Gewalt zu bringen.

nem Gemälde von W. Lindenschmit.

„Während man die Hunnen umschlossen hielt, suchten die Westgoten auf dem Schlachtfelde nach ihrem Könige, die Söhne Theoderichs nach ihrem Vater. Endlich fand man ihn unter einem dichten Haufen Erschlagener. Da stimmten die Goten zu seiner Ehre Totenlieder an und führten im Angesichte der Feinde den Leichnam hinweg. Tränen wurden dabei vergossen, wie sie einem wackeren Helden geziemten. Und nachdem die Goten ihrem Könige die schuldige Ehre erwiesen hatten, erwählten sie unter Waffengeklirr Thorismund (siehe Bild S. 32) zu ihrem neuen königlichen Herrn. Dieser aber führte sein Volk wieder hinein in die alten Wohnsitze und nahm die sterblichen Überreste des geliebten Vaters mit sich.

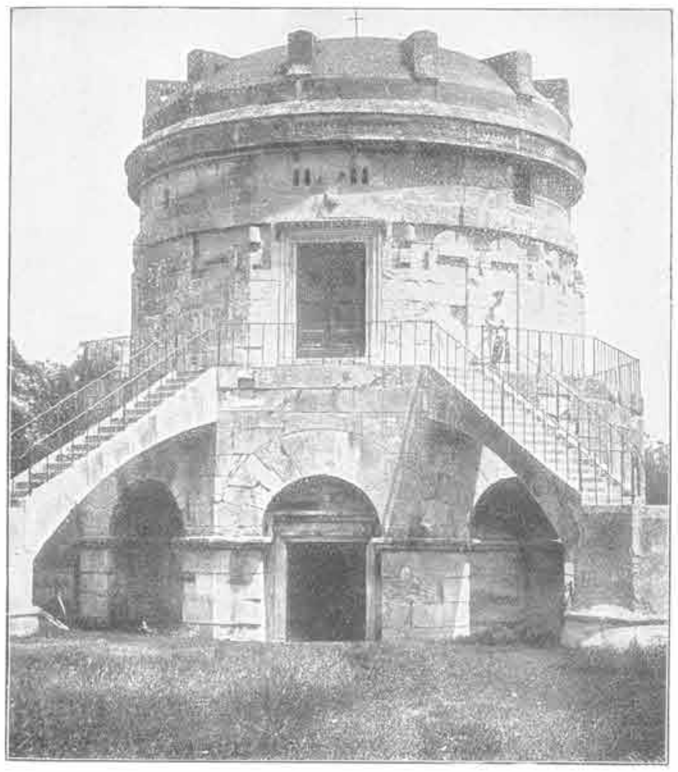
„Sobald Attila von dem Abzuge der Goten Kunde erhielt, dachte er, wie man es einem unerwarteten Ereignisse gegenüber zu tun pflegt, zunächst an eine List der Feinde und hielt sich längere Zeit vorsichtig im Lager. Aber als nach Abmarsch der Feinde Stille ringsumher eintrat, erhob sich sein Geist zu neuer Siegeshoffnung und das Vertrauen auf das alte Glück kehrte ihm zurück." (Jordanes, Geschichte der Goten.)

Attila zog heim ins Donauland; aber er fand keine Ruhe; 452 brach er in Italien ein und gewann Aquileja, Pavia und Mailand. Die erschreckten Bewohner flüchteten auf die nahen Inseln an der Küste der Adria, und manche Forscher glauben, daß damals die Gründung des später so mächtigen Venedig geschehen sei. Doch nach Rom zog Attila nicht. Wußte er, daß ein Barbarenheer niemals fähig ist, feste Städte dauernd zu belagern und zu gewinnen? Oder war wirklich der Eindruck des greisen Papstes Leo I., der ihm statt des schwachen Kaisers Valentinian III. entgegentrat, so gewaltig, daß er den ferneren Sieg nicht zu hoffen wagte? Wir kennen seine Beweggründe nicht, er kehrte um und heim ins Donauland. Auf dem Rückzug starb er plötzlich bei der Vermählung mit der schönen Hildiko. Neun Jahre, 444—453, war Attila alleiniger König der Hunnen, und in dieser kurzen Zeit erfüllte der Schrecken seines Namens die Welt. Insbesondere hat er viele deutsche Völkerschaften unter sein Zepter gezwungen, andere vernichtet. Die Kraft und Gewalt seiner Persönlichkeit war allen Germanen tief in die Seele geschrieben. Und so ist es geschehen, daß sich um ihn ein weiter Sagenkreis, der hunnische, gebildet und daß dieser sich mit dem fränkischen und ostgotischen zu unserem Nationalepos, dem Nibelungenlied, verbunden hat. Die Nibelunge erlitten Not in der Burg Attilas, Etzels. Dort fielen die drei Könige und ihre treuen Mannen. Er selbst hat das Reich von Gunther, Gernot und Giselher, das Burgunderreich von Worms, nicht vernichtet, das war schon vor ihm, 437, durch Aetius mit Hilfe hunnischer Söldner geschehen; aber sein Name riß die Taten anderer an sich und übergab sie als Sage kommenden Geschlechtern.

Thorismund wird nach der Schlacht auf den katalaunischen Feldern von den Westgoten zum König erhoben. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 31)

Germanische Völker auf italienischem Boden.

Im Jahre 488 führte Theoderich, König der Ostgoten, sein Volk nach Italien. Hier besiegte er in drei Schlachten den germanischen Söldnerkönig Odoaker, der sich 476 des weströmischen Thrones bemächtigt hatte, und tötete ihn 493 nach der Einnahme von Ravenna. Damit wurde Italien ein ostgotisches Reich, und Theoderich, dessen Streben nun darauf gerichtet war, Goten und Römer in Anschauungsweise und Lebensführung zu verschmelzen, erlangte bald große Machtstellung; denn Heerbann und Rechtshoheit, Staatsland und Steuern gehörten ihm. Von den Einnahmen verwandte er hohe Summen auf Bauten, z. B. auf sein gewaltiges Grabmal in Ravenna (siehe nebenstehendes Bild), in welchem der große König 526 beigesetzt wurde. In der Sage lebt er fort als Dietrich von Bern. —



Theoderichs Grabmal in Ravenna.

Die Herrschaft der Ostgoten war nicht von langer Dauer. Schon 535 landete der oströmische Feldherr Belisar an der Südküste Italiens, um dieses für seinen Kaiser Justinian zu erobern; bald erreichte er Rom, wo ihm die Bürger die Tore öffneten. Die Goten hatten unterdessen ihren feigen König Theodahad gestürzt und den tapferen Vitiges auf den Schild erhoben. Als er die Einnahme Roms vernahm, eilte er 537 mit 150000 Goten herbei und belagerte es. Aber die Stadt wurde von Belisar umsichtig verteidigt. Dabei ereignete sich auch die Szene, die unser untenstehendes Bild darstellt. Nach einjähriger Belagerung zogen die Goten ab, wozu sie besonders durch den Mangel an Lebensmitteln veranlaßt wurden. —

Zwanzig Jahre lang haben die Goten Italien zu behaupten versucht, erst gegen Belisar, dann gegen Narses; doch der Übermacht mußten sie endlich erliegen. Es ist ein ergreifendes Schauspiel, wie sie 553 mit ihrem König Tejas dort am Vesuv noch einmal versuchen, im verzweifelten Kampfe gegen Narses ihr Geschick zu wenden oder wenigstens ruhmvoll zu sterben. Einer ihrer Feinde, der römische Geschichtschreiber Prokopius, berichtet uns darüber folgendes: „Wutentbrannt stürmten

Belagerung Roms durch den Ostgotenkönig Vitiges:
Die Römer verteidigen die Stadt durch Hinabwerfen von Marmorstatuen.

beide Teile aufeinander ein, die einen, um den Tod zu suchen, die anderen, um den Lohn ihrer Tapferkeit zu finden. Allen sichtbar, den Schild vorhaltend und die Lanze zum Stoße vorgestreckt, stand Tejas, Freund und Feind sichtbar, vor seinem Schlachthaufen. Als die Römer den König erblickten, meinten sie, der Kampf werde sogleich ein Ende nehmen, wenn der Führer falle. Daher drangen die Mutigsten in großer Menge auf ihn ein. Lanzen wurden gegen ihn geschwungen und Wurfgeschosse geschleudert; aber standhaft fing Tejas mit dem deckenden Schilde alle Speere auf und stürzte dann plötzlich hervor, eine Menge der Feinde erlegend. War der Schild voll von den darin haftenden Speeren, so gab er ihn seinen Schildträgern und ergriff einen anderen.

„So hatte der Held ununterbrochen den dritten Teil des Tages gestritten. Eben wurde der von zwölf Speeren starrende Schild seinem Arme zu schwer, und er vermochte ihn nicht mehr nach Belieben zu bewegen, noch die Angriffe damit zurückzuweisen. Eilig rief er daher einen seiner Schildträger herbei. Aber er verließ seine Stellung nicht, er wich nicht um eines Fingers Breite zurück, ließ

Abzug der Goten nach der Schlacht am Ves

suv. Nach einem Aquarell von Fr. Roeber.

die Feinde nicht anrücken, noch lehnte er seinen Rücken auf den Schild oder wandte er sich zur Seite. Der Gerufene reicht sofort einen anderen Schild, und der König vertauschte alsbald den von Wurfgeschossen beschwerten Schild mit dem neuen. Nur einen Augenblick blieb dabei seine Brust unbedeckt, und in diesem Augenblicke traf ihn ein Wurfspeer und tötete ihn auf der Stelle. Aber auch jetzt gaben die Goten den Kampf noch nicht auf. Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden; aber an derselben Stelle harrten beide Heere bewaffnet aus, und sobald am anderen Tage das erste Licht den Himmel rötete, erhoben sie sich wieder gegeneinander und kämpften bis zur Nacht, trotzig entschlossen, nicht zu weichen, nicht zu fliehen oder nur zurückzugehen, obwohl auf beiden Seiten viele Krieger erschlagen zu Boden sanken." (Richter, Quellenbuch.) Endlich bat das letzte Häuflein Goten um freien Abzug, und Belisar gewährte ihn aus Achtung vor ihrer Tapferkeit. Trauernd zogen sie mit der Leiche ihres Königs an dem Römer vorüber (siehe das nebenstehende Bild), nordwärts hin nach den Alpen, und verschwanden von da aus der Geschichte.

Wenige Jahre nach dem Untergange der Ost=

Der Langobardenkönig Alboin zwingt seine Gemahlin Rosamunde, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. (Text S. 37)
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

Der fränkische Fürst Ragnachar wird nach verlorner Schlacht von Chlodwig niedergehauen.
Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Closs.

goten drangen die Langobarden in Italien ein. Sie sollen von Narses herbeigerufen worden sein, der sich dadurch an Kaiser Justinian rächen wollte, weil er bei ihm in Ungnade gefallen war. 568 eroberten sie Oberitalien und gründeten hier unter ihrem König Alboin ein germanisches Reich. Alboin erfreute sich jedoch nur kurze Zeit seiner Herrschaft, da er bald ermordet wurde. Wie das kam, deutet unser Bild an (S. 36). Hören wir darüber den gelehrten Langobarden Paulus Diakonus: „Als Alboin in Verona einst fröhlich bei einem Gelage saß, den Becher vor sich, den er aus dem Schädel seines Schwiegervaters, des Königs Kunimund, hatte machen lassen, da befahl er, auch der Königin in diesem Becher Wein zu reichen, und er selbst forderte sie auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Als nun Rosamunde solches hörte, regte sich tiefer Schmerz in ihrem Herzen, den sie nicht zu unterdrücken vermochte; und sie glühte von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie verschwor sich bald darauf mit Helmichis, des Königs Schildträger, zur Ermordung Alboins.

„Als dieser einst um die Mittagszeit sich zur Ruhe gelegt hatte, hieß Rosamunde alles im Palaste stille sein, und sie schaffte alle Waffen beiseite bis auf des Königs Schwert, das sie zu Häupten seines Ruhebettes festband, daß er es weder aufheben noch aus der Scheide ziehen konnte. Dann ließ das unnatürlich grausame Weib den Mörder Helmichis herein. Alboin erkannte, sobald er erwachte, die Gefahr, die ihm drohte, und griff schnell nach seinem Schwerte. Aber es war so fest angebunden, daß er es nicht wegreißen konnte; da nahm er eine Fußbank und wehrte sich damit einige Zeit. Aber ach, der streitbarste und kühnste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und ward wie ein Schwächling umgebracht. Sein Leichnam wurde unter lautem Jammern und Klagen der Langobarden begraben.“ (Richter, Quellenbuch.) Das Reich der Langobarden aber bestand bis 774. Der letzte König war Desiderius.

Chlodwig und die Gründung des Frankenreiches.

Als Italien von Goten durchzogen wurde, breiteten sich auf gallischem Boden Franken aus. Besonders die Meerfranken oder Salier und die Uferfranken oder Ripuarier drangen von Rhein und Maas aus immer weiter nach Westen vor. Anfangs standen sie noch unter einer größeren Zahl von Gaukönigen; aber seit 481 entstand durch den salischen König Chlodwig aus dem Hause der Merowinger ein einheitliches gewaltiges Frankenreich; denn in rascher Folge besiegte er Syagrius, der den letzten Rest des weströmischen Besitzes in Gallien bisher behauptet hatte sowie seine germanischen Nachbarn, die Alemannen, Burgunder und Westgoten, und vergrößerte dadurch sein Gebiet. Dann vereinigte er alle Frankenstämme durch allmähliche Beseitigung ihrer Könige. Dabei verfuhr er nicht ohne Hinterlist und Grausamkeit, wie uns Gregor von Tours erzählt. So überzog er König Ragnachar ohne Grund mit Krieg und verleitete dessen Mannen durch Übersendung von goldenen Armspangen und Wehrgehängen zum Verrat. Als nun Ragnachar sein Heer geschlagen sah, wollte er durch Flucht sein Leben retten. Doch die Seinigen ergriffen ihn, banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn zugleich mit Richar, seinem Bruder, vor Chlodwig. (Siehe das obenstehende Bild.) „Warum“, fragte der König, „hast du unser Geschlecht so erniedrigt, daß du dich binden ließest? Besser wäre es gewesen, du wärest gestorben!“ Sprach's und zerschmetterte ihm mit dem Beile das Haupt. Darauf wandte er sich zu dem Bruder und sprach: „Hättest du deinem Bruder Hilfe geleistet, wahrlich, nimmer wäre er gebunden worden!“ Und in gleicher Weise tötete er ihn mit der Streitaxt.

Nicht weniger heimtückisch zeigte er sich gegen Sigibert von Köln. Er ließ dem Sohne desselben sagen: „Siehe, dein Vater ist alt und

hinkt mit schwachem Fuße. Wenn jener sterben sollte, so würde dir mit unserer Freundschaft zugleich sein Reich zufallen!“ Nachdem aber der herrschsüchtige Sohn wirklich seinen Vater getötet hatte, wurde er von Chlodwigs Boten selbst meuchlings ermordet.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung des Frankenreiches war der Übertritt Chlodwigs zum katholischen Christentum; denn dadurch wurde im Innern der konfessionelle Gegensatz vermieden, der für das Bestehen des Reiches hätte verhängnisvoll werden können, und zugleich das Königtum mit dem Klerus verbunden. Über die Beweggründe, die Chlodwig dabei leiteten, erzählt uns Gregor von Tours:

„Die Königin Chlotilde, eine burgundische Königstochter, ließ nicht ab, in ihren Gemahl zu dringen, daß er den wahren Gott bekenne und ablasse von den Götzen. Aber auf keine Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einmal mit den Alemannen in einen Krieg geriet. Da zwang ihn die Not, zu bekennen, was sein Herz vordem verleugnet hatte. Als die beiden Heere zusammenstießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbade, und Chlodwig war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das sah, erhob er seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Tränen, und er sprach: ‚Jesus Christ, Chlotilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes; Hilfe sollst du den Bedrängten, Sieg sollst du geben denen, die auf dich hoffen; ich flehe dich demütig an um deinen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, und erfahre ich so jene Macht, die das Volk, das deinem Namen sich weiht, an dir erprobt zu haben rühmt, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mich, wie ich nun erfahren, verlassen mit ihrer Hilfe. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich rufe ich an, und will an dich glauben, wenn du mich den Händen meiner Widersacher entreißest!‘

„Da Chlodwig solches gesprochen hatte, wandten sich die Alemannen und begannen zu fliehen; und als sie sahen, daß ihr König gefallen war, entschwand ihnen der Mut ganz. Sie unterwarfen sich der Macht Chlodwigs und sprachen: ‚Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen, denn wir sind schon die Deinen!‘ Da tat Chlodwig dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. Da freute sie sich und ließ heimlich den Bischof von Reims, den heiligen Remigius, rufen und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Da ging der Bischof zu dem Könige und drang in ihn, er solle an den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, glauben und den Götzen den Rücken wenden, die weder ihm noch anderen helfen könnten. Der König aber sprach: ‚Gern höre ich dich, heiligster Vater, aber eins macht mir noch Bedenken. Das Volk, das mir folgt, wird nicht dulden, daß ich seine Götter verlasse. Aber ich will hingehen und mit dem Volke sprechen nach deinem Wort!‘ Als er dann mit den Seinigen sich beriet, riefen sie alle einmütig: ‚Wir verlassen, o König, die sterblichen Götter und sind bereit, dem unsterblichen Gotte zu dienen, den Remigius predigt!‘“ (Richter, Quellenbuch.)

Neben den von Gregor mitgeteilten Gründen werden den König bei seinem Religionswechsel wohl auch politische Rücksichten geleitet haben, namentlich das Streben, sich an den katholischen Bischöfen eine Stütze

Altdeutsche Spiele. Nach einem

im Innern und eine Handhabe in den Nachbarreichen zu gewinnen. Diese letzte Absicht erhellt deutlich aus den Worten, die er 507 vor seinem Kriege gegen die arianischen Westgoten sprach: „Es schmerzt mich tief, daß die Ketzer noch einen Teil Galliens besitzen! Wohlan, laßt uns gegen sie ausrücken und mit Gottes Hilfe ihr Land uns zueignen!“ Zudem hatte er ja von jeher gute Beziehungen zur katholischen Kirche unterhalten; waren doch sogar seine beiden ersten Söhne

katholisch getauft worden. — Die Taufe Chlodwigs (siehe unser Bild auf S. 40) geschah durch Bischof Remigius. „Mit bunten Teppichen wurden die Straßen behängt, mit weißen Tüchern die Kirche geschmückt, das Taufbecken wurde in Ordnung gebracht, Wohlgerüche verbreiteten sich, hell schimmerten die brennenden Kerzen, und der ganze Raum um das Taufbecken war von Duft und Wohlgeruch derart erfüllt, daß alle, die zugegen waren, in das Paradies versetzt zu sein meinten. Der König verlangte, zuerst getauft zu werden, um in dem Bade der Taufe die Flecken seiner früheren Taten abzuwaschen. Als er zur Taufe herantrat, sprach der Bischof zu ihm: ‚Beuge deinen Nacken, stolzer Franke! Bete an, was du verbrannt hast, und verbrenne, was du angebetet hast!‘ Also bekannte der König den allmächtigen Gott und ließ sich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und er wurde gesalbt mit dem heiligen Öle unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Gefolge aber ließen sich an diesem Tage taufen mehr als dreitausend.“ (Richter, a. a. O.)

Eine spätere Sage berichtet, eine weiße Taube habe das heilige Öl in einem Fläschchen vom Himmel gebracht. Von dem römischen Bischof Anastasius erhielt Chlodwig den Beinamen des „allerchristlichsten Königs“, da er zum katholischen und nicht, wie früher die Goten, zum arianischen Glauben übergetreten war.

Gemälde von A. Tadema.

Altdeutsche Spiele.

Als Chlodwig das bisher römische Gallien mit Franken besetzt hatte, standen sich die beiden Nationen, Römer und Franken, noch ziemlich schroff gegenüber. Christliche und heidnische Religionsgebräuche, lateinische und germanisch-fränkische Sprache wohnten nebeneinander. Doch allmählich verschmolzen die beiden Kulturen, besonders als nach dem Übertritt der Franken zum Katholizismus Glaubensgemeinschaft und deshalb auch Ehegenossenschaft eingetreten war. Die rauhen Sitten der Franken milderten sich unter dem Einfluß der höheren Kultur der Römer; zugleich aber ging leider wohl auch vieles von altgermanischer Art und Kraft verloren; dennoch blieb mancher deutsche Zug noch lange Zeit erhalten, so die allen Germanen fest eingewurzelte Liebe zum Waffenspiel. — Es ist bekannt, welch große Gewandtheit die alten Germanen in der Waffenführung erlangten; z. B. erzählt die Sage von König Olaf, daß er den Messerwerfer Endridi besiegte, indem er mit drei Messern Fangball spielte und dabei den äußersten Rand eines Segelschiffes umwandelte. Und in späterer Zeit, vor der Schlacht bei Taginä 553, gab der Ostgotenkönig Totila dem Heere Belisars ein Zeugnis seiner Fertigkeit in kunstvollem Waffenspiel. Auf hohem Roß galoppierte er in verschlungenen Kreisen, warf dabei seine Lanze hoch in die Lüfte und fing sie abwechselnd mit der rechten und linken Hand wieder auf. Solche Gewandtheit verlangte freilich frühzeitige Übung. Tacitus berichtet denn auch, wie die deutschen Knaben und Jünglinge sich in den Waffen übten, oder wie es ihnen eine Lustbarkeit war, nackt zwischen aufgesteckten Schwertern und Speeren zu tanzen. Und ebenso sehen wir auf dem nebenstehenden Bilde, wie zwei prächtige Germanenknaben mit kleinen Wurfäxten nach zwei Scheiben werfen. Freilich wohnen sie auf fremder Erde, wie uns die Säulen der Halle zeigen. Sind es vielleicht gar Chlodwigs Söhne? Nun, mögen sie Franken- oder auch Gotenkinder aus dem sonnigen Süden Hispaniens sein, sie zeigen sich jedenfalls ihrer germanischen Abkunft würdig; denn sie trafen ihr Ziel recht gut, wie uns die Scheiben künden. Freunde und Hausgenossen schauen ihnen mit teilnehmender Aufmerksamkeit zu; aus den Zügen des Vaters spricht freilich auch etwas wie Sorge. Werden sie den Boden festhalten, den ihr Volk erstritten, das Reich mehren, das die Väter gegründet? Nun, sind die Knaben Chlodwigs Söhne, dann war die Sorge vergebens; denn sie haben später das Frankenreich bedeutend vergrößert und gefestigt, z. B. durch Unterwerfung des Königreichs Thüringen.

Die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig zu Reims am Weihnachtstage 496. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 39)

Kopf Karls des Großen.

Entwurf zu dem Freskogemälde im Aachener Rathaus: Otto III. in der Gruft Karls des Großen von Alfred Rethel.

Aus dem Leben Karls des Großen.

Karl der Große gehört zu jenen gewaltigen Naturen, die von Zeit zu Zeit unter der Menschheit aufstehen und alle Strebungen und alle Kraft ihrer Zeitgenossen in sich zusammenfassen, die mit klarem Herrschergeist deutlich erkennen, was die anderen nur dunkel ahnen, und mit starker Schöpferhand durchführen, was andere nicht vermocht, „in der einen Hand das Schwert der Eroberung, in der anderen die Pflugschar der Gesittung haltend, Quäler und Wohltäter der Menschen zugleich“. (Scherr.) Er stammte aus dem Hause der Pippiniden, die als fränkische Hausmeier dem schwach und morsch gewordenen merowingischen Königtum allmählich alle Macht entwanden, und war ein Sohn Pippins des Kurzen, der 752 den letzten Merowinger ins Kloster geschickt und sich selbst zum König gemacht hatte. Von 768—771 teilte er sich mit seinem Bruder Karlmann in die Herrschaft des Frankenreiches; dann wurde er Alleinherrscher, und die Bahn war frei für seine große, die Welt umwälzende Wirksamkeit.

Reiterbild Karls des Großen.
Nach der Bronzestatuette im Museum Carnavalet in Paris.

Wir besitzen ein zuverlässiges Bild Karls von seinem Freund Einhard und erfahren daraus über seine äußere Erscheinung folgendes: „Er war von breitem und kräftigem Körperbau und hervorragendem Wuchs, jedoch nicht übermäßig groß — seine Länge betrug sieben seiner Füße — der obere Teil seines Kopfes war rund, die Augen groß und lebhaft. Die Nase ging etwas über das Mittelmaß hinaus, sein Haar war schön weiß, sein Gesicht freundlich und heiter. So war seine Erscheinung, er mochte stehen oder sitzen, stets durchaus hoheits- und würdevoll. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung; seine Stimme war hell. Seine Kleidung war die vaterländische, fränkische Tracht.“ (Übersetzung von Purlitz.)

Karl der Große läßt sich den Plan zur Aachener Palastkirche vorlegen.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten Karls, daß er mit derselben Teilnahme den höchsten wie den niedrigsten Dingen entgegenkam, daß er ruhelose Sorge für alles und jedes zeigte. So traf er genaue Bestimmungen über die Bewirtschaftung der königlichen Güter. Da wurde z. B. festgesetzt, wie viel Gänse und Hühner jährlich gehalten und an die Hofküche abgeliefert werden mußten, oder welche Blumen und Gemüsearten man anbauen sollte. Und unter seinem ordnenden Blick entwickelten sich die Güter bald zu Musterwirtschaften. — Große Aufmerksamkeit wandte er der Bildung seines Volkes zu. Darum gründete er Schulen, besonders in Verbindung mit Klöstern, wo die Kinder Schreiben und Lesen, den Glauben und das Vaterunser lernten, und er ermahnte die Mönche zu fleißigem Unterricht und zu regem Eifer in den Wissenschaften. Oder er ließ Sänger aus Italien kommen, die den Kirchengesang seiner Franken verbessern sollten, und berief gelehrte Männer an seinen Hof, um mit ihnen an der Abfassung einer deutschen Grammatik zu arbeiten. — Seiner besonderen Zuneigung erfreute sich die Baukunst, wobei wohl seine Bekanntschaft mit römischen Bauten und Denkmälern befruchtend auf ihn einwirkte. Aus Rom und Ravenna ließ er sogar Bausteine, Marmor und Säulen kommen, und nach römischem Muster baute er in den verschiedensten Städten seines weiten Reiches Kirchen und Paläste. So entstand z. B. in Aachen, wo er sich der warmen Quellen wegen gern aufhielt, die kuppelförmige Marienkirche und die prächtige Kaiserpfalz, zu deren Kapelle Karl nach unserem nebenstehenden Bilde eben die Pläne prüft.

Die gewaltige Größe Karls zeigt sich besonders in seinen zahlreichen Kriegen; denn gegen Langobarden und Sachsen, Normannen und Mauren, Bayern, Slaven und Avaren hat er das Schwert gezogen, und immer war er siegreich und mehrte dadurch sein Reich. Im Langobardenkriege z. B., 774, nahm er den König Desiderius gefangen, schickte ihn in

ein Kloster und nannte sich selbst König von Lombardien. Ähnlich erging es dem stolzen und mächtigen Herzog Tassilo von Bayern, der die fränkische Oberhoheit nicht anerkennen wollte. Auch er wurde 788 ins Kloster verbannt und Bayern dem Frankenreiche einverleibt. — Das blutigste Drama in der großen Kette von Kämpfen war der Krieg mit den Sachsen. Sie wohnten nordöstlich von den Franken; doch waren beider Gebiete nur an einigen Stellen durch größere Waldungen oder Bergmassen scharf voneinander geschieden; sonst verlief die Grenze fast überall in der Ebene, und so kam es, daß nach Einhards Bericht auf beiden Seiten Mord, Raub und Brandstiftung etwas Alltägliches war; dazu dienten die Sachsen noch ihren heidnischen Göttern, wodurch der Haß zwischen beiden Völkern sich immer mehr verschärfte. Karl wollte den Grenzkriegen durch Unterwerfung des Landes ein Ende bereiten und zugleich die Sachsen zum Christentum bekehren. Also kein sittliches, nicht einmal ein politisches Recht drückte ihm die Waffen in die Hand, sondern er folgte nur seiner „fanatischen und machtgierigen Natur", seinem frommen Wahn, zur Ausrottung der Heiden erkoren zu sein. (Dahn.) Die Sachsen aber waren ein tapferes und zähes Volk; wer wollte es ihnen verdenken, daß sie für den Glauben ihrer Väter, für die Eigenart ihrer Sitte, für Heimat und Freiheit bis aufs äußerste kämpften? Und so begann denn ein mehr als dreißigjähriges Ringen zwischen beiden Gegnern. — Im Jahre 772 brach Karl im Sachsenlande ein, erstürmte die Eresburg an der Diemel, stürzte die Irmensäule, ein hochverehrtes altes Volksheiligtum (siehe Bild S. 44) und drang siegreich bis zur Weser vor. Da baten die Feinde um Frieden und stellten Geiseln. Dem Heere Karls folgten Priester und Mönche und begannen alsbald das Bekehrungswerk, sowie Bauleute, um Kirchen und Klöster zu errichten und feste Burgen anzulegen. Nachdem aber der Kaiser das Land verlassen hatte, standen die Sachsen unter ihrem Führer Widukind wieder auf. Vergessen war ihr Treuwort, Rache für ihre Götter wollten sie nehmen. Kirchen wurden verbrannt, Burgen niedergerissen, und die fränkische Besatzung vertrieben. Freilich zwang sie Karls strafende Hand bald wieder nieder, aber auch der Versuch, sein Joch abzuschütteln, wiederholte sich, so daß Einhard meint, es sei schwer zu sagen, wie oft sie, überwältigt, sich dem König auf Gnade und Ungnade unterwarfen, und wie oft sie wieder treulos wurden. — Doch immer dichter wob sich das Netz der Kirchen und Klöster und Frankenburgen im Sachsenlande, und durch furchtbar strenge Gesetze suchte Karl das einst freie Sachsenvolk seinem Willen untertan zu erhalten. „Wenn einer das heilige vierzigtägige Fasten aus Mißachtung des Christentums außer acht läßt und Fleisch ißt, sterbe er des Todes." „Wenn einer den Leib eines verstorbenen Menschen nach dem Brauche der Heiden durch das Feuer verzehren läßt und seine Gebeine zu Asche brennt, soll er mit dem Tode bestraft werden." „Wer sich gegen den König treulos erweist, der werde mit dem Tode bestraft." „Ebenso bestimmen wir nach Gottes Gebot, daß alle den zehnten Teil ihres Vermögens und ihrer Arbeit den Kirchen und Priestern geben sollen." So und ähnlich lauteten die Bestimmungen des sogenannten Kapitulare von Lippspringe aus dem Jahre 782. — Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der Sachsen. Sind denn die

heimischen Götter tot? — Da schleuderte Widukind, der den Nachstellungen Karls bisher immer rechtzeitig entflohen war, aufs neue die Fackel des Aufruhrs in die Haufen seines erbitterten Volkes. „Wohlauf, zerreißt die fränkischen Ketten! Die Götter wollen es!" Und das verzweifelte Volk folgte ihm und vernichtete am Süntelgebirge, unweit der Weser, ein fränkisches Heer. Jetzt kannte aber auch der Zorn Karls keine Grenzen. Er hielt ein furchtbares Strafgericht und befleckte seinen

Ruhm durch grauenvolles Blutvergießen, indem er an einem Tage zu Verden an der Aller 4500 Aufständische hinrichten ließ. Aber auch das konnte die Sachsen nicht schrecken, sondern der Aufruhr loderte nun erst recht empor, und mit dem Mute der Sterbenden versuchte das tapfere Volk noch einmal, in offener Feldschlacht seine Freiheit zu retten. Doch vergebens; bei Detmold und an der Hase wurden sie von dem starken Gegner zermalmt. Die Götter wollten ihr Verderben. Mut und Tapferkeit unterlagen der Kriegskunst und besseren Bewaffnung. Da verzagte Widukind an einem glücklichen Ausgang; er söhnte sich darum mit Karl aus und ließ sich 785 in Attigny bei Paris taufen. Seinem Beispiel folgte bald der größte Teil des Sachsenvolkes, so daß Karl sein Ziel nahezu erreicht hatte. Nur die nördlich wohnenden Stämme versuchten noch wiederholt kleinere Aufstände, die aber immer rasch niedergeschlagen wurden. Dabei führte der Sieger Tausende von Menschen von beiden Ufern der Elbe hinweg, um sie in Mittel- und Süddeutschland anzusiedeln, während er ihre Gebiete mit Franken besetzte.

Als Karl während des Sachsenkrieges 777 einen Reichstag in Paderborn abhielt, erschienen mohammedanische Gesandte aus Spanien, das seit 711 von Mauren oder Arabern besetzt war, und baten um Hilfe gegen den Kalifen von Cordova. Angestachelt durch ihre Vorspiegelungen, leistete Karl dem Gesuch Folge und zog 778 an der Spitze eines Heeres über die Pyrenäen. Zwar hatte er durch Unterwerfung einzelner Städte einigen Erfolg; aber der Rückzug schloß mit einem schweren Unfall, indem die Nachhut des Heeres in den Schluchten der Pyrenäen, der Sage nach bei Roncesvalles, vernichtet wurde. Unter den gefallenen Helden war auch **Roland**, der zwar geschichtlich nur wenig bekannt ist, dem aber Sage und Dichtung Unsterblichkeit verliehen haben. Hören wir, was sie von seinem Kampf und Tod bei Roncesvalles erzählen! Einen Tag lang schon hatten die Karlinge gegen das Heer des Maurenkönigs Marsilie gestritten, da sprengten die Heiden des anderen Morgens abermals auf die Walstatt; wild ertönte ihr Schlachtgesang, und großer Waffenlärm erscholl auf beiden Seiten. Allen voraus drang Held Roland tief in die feindlichen Haufen, und die Karlinge mit flammenden Blicken hinter ihm her. Die Funken flogen aus den kieselharten Helmen und Panzern, als wäre Himmelsfeuer auf die Feinde gefallen. Aber die Menge der Feinde war zu viel. Das Christenhäuflein schmolz unter dem Unmaß ihrer Speere und Pfeile wie der Schnee am Bergeshang, wenn die Frühlingssonne an ihm leckt. Als nun Roland einen nach dem anderen seiner lieben Heergesellen fallen sah, erkrachte ihm das Herz von Grimm und Leide. Da sprach der Bischof Turpin zu ihm: „Roland, blase dein Horn Olivant! Zwar ist das unser jüngster Tag, und der Kaiser kann uns nicht mehr helfen; aber wo er des Hornes Ruf vernimmt, so wird er umkehren und unser Leben an den Feinden rächen.“ Da umfing Roland mit beiden Händen den guten Olivanten, setzte ihn an den Mund und begann zu blasen (siehe nebenstehendes Bild) und blies mit solcher Macht, daß er sich kaum im Sattel zu halten vermochte; hallend wie ein Donner dröhnte das Horn des Helden. Weithin flog der Schall in die Lande. Und der tiefe Klang Olivantens ereilte den Kaiser und seine Mannen, und sie erkannten daran für gewiß, daß die Helden in Nöten wären. Da kam bitterer Gram über sie; dem Kaiser brach der Angstschweiß aus; er wußte vor schmerzlicher Ungeduld sich nicht zu fassen und raufte sich jammernd das Haar. Ritter und Bischöfe riefen nach ihren Rossen; unter Tränen und Jammer legte man die Waffen an, saß auf, spornte die Rosse in die Weichen, und in atemloser Hast eilte der Zug über das Gebirge zurück nach der Walstatt von Roncesvalles. — Unterdessen kämpfte der Rest der Karlinge den Todes-

Photographie im Verlag von E. Lecadre & Co. in Paris.

Roland in der Schlacht bei Roncesvalles. Nach einem Gemälde von Louis Guesnet.

Die Kaiserkrönung Karls des Großen im St. Peter. Nach einem Gemälde von Friedr. Kaulbach.

kampf; denn Mann fiel über Mann. Herrlich von allen stritt der preiswerte Held Roland; 24 heidnische Vorkämpfer schlug er nieder, und auch Marsilien gab er den Tod mit auf den Weg. Doch bis auf drei Ritter war das Frankenheer zusammengeschmolzen. Da setzte Roland noch einmal Olivanten an den Mund und blies mit aller Macht seines Odems, als wär' es der letzte Gruß, den er Kaiser Karlen über die Berge sende. Und als er das Horn vom Munde nahm, lauschte er eine kleine Weile, ob der Klang wohl bis zu des Kaisers Ohr gedrungen sei; und mit einemmal antwortete der Schall von sechzigtausend Hörnern, daß Berg und Tal erklangen. Da leuchteten die Augen des Helden vor seliger Freude. Doch die Heiden vernahmen mit Entsetzen den Klang der schmetternden Hörner der Karlinge. Bleich und bebend wandten sie sich zur Flucht. Von den Karlingen war Roland allein übrig geblieben; aber seine Wunden bluteten stark, seine Kraft war erloschen, und ohnmächtig sank er neben die toten Gefährten. Noch einmal erwachte er wie aus einem tiefen Schlaf, zerschlug Olivant an einem heranschleichenden Heiden und versuchte vergebens, sein gutes Schwert Durendart am Felsen zu zerschmettern. Dann verschied er. Karl kam zu spät. (Nach Bäßler.)

Im Jahre 799 erschien in Paderborn, wo Karl Reichstag hielt, Papst Leo III. als ein Hilfeflehender; denn die Römer hatten ihn gemeiner Verbrechen bezichtigt und ihn verjagt. Karl nahm ihn freundlich auf und ließ ihn feierlich nach Rom zurückführen. Bald aber erschien er selbst und hielt Gericht über den Papst und seine Widersacher, wobei er Leos Unschuld erkannte. Als er dann am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in der Peterskirche erschien, setzte ihm der Papst nach der Messe eine goldene Krone auf und huldigte ihm durch Kniebeugung als seinem Kaiser. (Siehe obenstehendes Bild.) Das Volk aber rief: „Heil Karl Augustus, dem von Gott gekrönten, Friede bringenden Kaiser der Römer!“ Nach Einhard habe sich Karl unwillig über diesen Akt geäußert. Doch ist wohl anzunehmen, daß ihm nur der gewählte Zeitpunkt und die vom Papst beliebte Form nicht recht waren; denn die Krönung lag in seiner Absicht, und er hatte auch mit Leo und Ostrom deswegen verhandelt. Zu der universalen Machtstellung,

Sturz der Irmensäule durch Karl den Großen. (Text S. 42)

Karl der Große empfängt in Aachen die Gesandtschaft Harun al Raschids. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 47)

König Karls Meerfahrt. Nach einem Gemälde von Jos. Flüggen. (Text S. 47)

Normannenfahrt. Nach einem Gemälde von O. Wergeland.

die er durch seine gewaltigen Eroberungen und durch seinen Eifer für den christlichen Glauben gewonnen hatte, wollte er als rechtlichen Ausdruck noch den Titel als Kaiser hinzufügen. So wurde die Krönung durch die Wucht der Tatsachen herbeigeführt.

Durch die Annahme der Kaiserkrone strahlte Karls Ruhm in immer weitere Fernen, so daß er mit allen Völkern des bekannten Erdkreises in Berührung trat. Zum Beispiel bewarb sich auch der mächtige Kalif Harun al Raschid von Bagdad um seine Gunst und zeichnete ihn mit Ehren und Geschenken aus. Und als Karl im Jahre 802 eine Gesandtschaft nach dem heiligen Grabe und an Harun schickte, vermutlich um für die dort wohnenden Christen eine Erleichterung ihrer Lage zu erwirken, bewilligte der Kalif nicht nur das Begehren Karls, sondern er verlieh ihm angeblich sogar eine Art Schutzherrschaft über das heilige Grab. Bei Rückkehr der Gesandten schickte er auch seinerseits Gesandte mit Gewändern und Spezereien und vielen anderen orientalischen Kostbarkeiten an den Kaiser. (Siehe Bild S. 45.)

Im Hinblick auf die gewaltige Größe Karls ist es erklärlich, daß sich ein Kranz von Sagen um seinen Namen wand. Eine davon erzählt, wie er auf einer Meerfahrt zum heiligen Lande mit seinen zwölf Genossen vom Sturm verschlagen wurde. (Siehe Bild S. 46.) Auch dabei zeigte er seine überlegene Natur. Während z. B. Held Roland bekannte: „Ich kann wohl fechten und schirmen, doch hält mir diese Kunst nicht stand vor Wellen und vor Stürmen!" oder Erzbischof Turpin seufzte: „Wir sind die Gottesstreiter; komm, liebster Heiland, über das Meer und führ uns gnädig weiter!" und ähnlich auch die anderen Helden klagten, sprach Karl, der am Steuer saß, kein Wort, sondern „lenkte das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen." (Ludwig Uhland.)

Nach Karls Tode, 814, überkam sein Sohn Ludwig der Fromme Krone und Reich. Doch schon 817 ernannte er seinen ältesten Sohn Lothar zum Mitregenten und seine beiden anderen Söhne zu Königen, Pippin über den Südwesten, Ludwig über Bayern und den Südosten. Nachdem er sich aber 819 zum zweitenmal vermählt hatte, wurde ihm ein vierter Sohn geboren, Karl, meist der Kahle genannt, und sein Streben richtete sich nun darauf, auch ihn mit Land auszustatten. Darum warf er die früheren Bestimmungen um, veranlaßte aber dadurch blutige Zwiste zwischen sich und den älteren Söhnen. Auch als Karl der Kahle nach dem Tode Pippins dessen Gebiet erhielt, hörte der Streit nicht auf, weil Ludwig, später der Deutsche genannt, damit unzufrieden war. Erst 843, drei Jahre nach des Kaisers Tode, schlossen die Brüder Frieden und regelten ihren Besitz durch den Vertrag von Verdun. Ludwig bekam das Gebiet östlich vom Rhein, dazu Speier, Worms und Mainz auf dem linken Ufer, Karl die Länder westlich von Maas, Schelde und Rhône, Lothar das Mittelstück, das von Friesland bis Italien reichte. Später fanden neue Teilungen zwischen Karl und Ludwig statt, wobei es sich besonders um Lothringen handelte. (Siehe Bild S. 48.)

Normannenfahrt.

Die Normannen, Bewohner Norwegens und Dänemarks, waren anfangs kühne Seeräuber. Mit ihrem „schaumhalsigen Wellenroß" zogen sie aus und brandschatzten die Küste Deutschlands und Galliens oder die Ufer der Weser, Elbe und anderer Nordseeflüsse. Schon Karl dem Großen hatten sie darum schwere Sorgen bereitet, und durch Wachtschiffe hatte er das Reich vor ihnen zu schützen gesucht; doch unter seinen Nachfolgern wurden sie um so kühner. Später wagten sie sich weiter ins Meer hinaus, um neue Wohnsitze zu gewinnen. So setzten sie sich seit 911 in Frankreich, England und Unteritalien fest. Die Normannenfahrer unseres Bildes steuern Island zu, weil sie sich in Norwegen der Herrschaft des christlichen Königs Harald Harfagr nicht unterwerfen wollten. Im Anblick des Zieles ruft ihnen der Führer zu: „Getrost nun, Genossen — das Land ist nah, noch wenige Ruderschläge! Nur meidet die dräuende Klippe mir da, die umbrandete, zackige Säge!" (Gedicht von Felix Dahn.)

Karl der Kahle erhält bei seiner Hochzeit die Forderung seines Bruders Ludwig auf Teilung des Reiches. (Text S. 47)

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Roeber.

Heinrich der Vogler wirbt um Mathildis. Nach einer Originalzeichnung von Ferd. Leeke. (Text S. 50)

Heinrich I.

Im Jahre 912 war der Frankenherzog Konrad I. zum deutschen König gewählt worden. Als er seinen Tod nahen fühlte, sandte er die Reichskleinodien durch seinen Bruder Eberhard dem Herzog Heinrich von Sachsen und sprach den Wunsch aus, man möge diesen zu seinem Nachfolger bestimmen; so wurde denn auch Heinrich im Jahre 919 in Fritzlar feierlich gewählt, freilich nur von Franken und Sachsen. Die Sage berichtet, Herr Heinrich habe gerade dem Vogelfang obgelegen, als man ihm die Nachricht seiner Wahl brachte (siehe nebenstehendes Bild), und darum nennt man ihn Heinrich den Vogler oder Finkler.

Heinrichs Macht entsprach der neuen Würde; denn er hatte das väterliche Erbe durch zwei Heiraten bedeutend vermehrt. In erster Ehe war er mit Hatheburg, der Tochter des Grafen Erwin von Merseburg, vermählt; doch wurde diese Verbindung von der Kirche gelöst, weil Hatheburg nach dem Tode ihres ersten Gemahls den Schleier genommen hatte. Seine zweite Ehe verband ihn mit Mathilde, der Tochter des Grafen Thiederich, der seine Abkunft von Widukind herleitete. Unser Bild S. 49 zeigt uns die Werbung. Die herrlich erblühte Jungfrau befand sich zu ihrer Ausbildung im Frauenkloster zu Herford. Dort hatte sie Dietmar, der Erzieher Heinrichs, gesehen, und auf seine begeisterte Schilderung begab sich dieser in Begleitung edler Mannen nach dem Kloster. Hier sah er ihren Liebreiz mit eigenen Augen, als sie in der Kirche betete. Dann brachte er seine Werbung zunächst bei der Äbtissin vor, die die Großmutter der Geliebten war. Der stattliche Mann im Herzogsgewand fand gern Gehör bei der würdigen Frau und gewann auch schnell die Liebe der schönen Mathildis. Nachdem auch die Eltern der Jungfrau ihr Einverständnis erklärt hatten, fand zu Wallhausen i. Th. die Hochzeit statt, im Jahre 909.

Heinrich I. ist bekannt durch sein entschiedenes Auftreten gegen die Ungarn. Sie standen, ähnlich den Hunnen der Völkerwanderung, auf der tiefsten Stufe der Kultur. Rohes Fleisch und Pferdemilch waren ihre Nahrung, ein Fell ihr Kleid, Pfeil und Bogen ihre Waffe. Auf unansehnlichen, aber schnellen Rossen schwärmten sie in zahlreichen Scharen aus und überschwemmten seit etwa 900 fast alljährlich das deutsche Land,

Heinrich der Vogler. Von Paul Thumann.

Ungarn auf einem Raubzug. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Begegnung des deutschen Königs Heinrich I. mit König Karl III. von Frankreich. Nach einem Karton von Fr. Keller. (Text S. 52)

überall sengend und brennend, raubend und mordend. (Siehe Bild S. 50.) Da gelang es Heinrich 924, einen ihrer vornehmsten Anführer in seine Gewalt zu bringen, und das benutzte er, um gegen Zahlung eines Tributs einen neunjährigen Waffenstillstand für Sachsen und Thüringen zu erlangen. Zu dieser Ruhezeit wußte er die militärische Sicherheit bedeutend zu erhöhen. Er erweiterte und verstärkte die schon vorhandenen Burgen seines Landes oder legte neue an; er ummauerte Bischofssitze und Pfalzen und versah die so gewonnenen sicheren Plätze, in denen von jetzt ab auch Märkte und Feste abgehalten werden sollten, mit Vorratsspeichern und einer Besatzung von Dienstleuten. Endlich bildete er aus seinen Vasallen eine zahlreiche Reiterei und übte sein Heer im Kampfe gegen slavische Völkerschaften. Darum gelang es ihm, die Ungarn nach Ablauf des Waffenstillstandes 933 zu besiegen, wohl bei Riade an der Unstrut.

Den Ungarn gegenüber handelte Heinrich wesentlich als Herzog von Sachsen und Thüringen; doch hat er auch für das Reich Gutes geschaffen. Wie wir sahen, war seine Macht anfangs auf Sachsen und Franken beschränkt. Bald wußte er durch geschickte Verträge auch Schwaben und Bayern zu seiner Anerkennung zu bewegen, wenn er dabei auch wichtige Königsrechte, z. B. die Verfügung über die Güter der Kirche, den Herzögen preisgab. Ebenso suchte er Lothringen, dessen Herzog Giselbert sich 912 dem französischen König Karl III. (dem Einfältigen) unterstellt hatte, wieder an Deutschland zu bringen. Freilich gelang ihm das nicht gleich; denn im Frieden zu Bonn, der 921 auf einer Rheininsel zwischen ihm und Karl geschlossen wurde (siehe Bild S. 51), mußte er Lothringen bei Frankreich lassen; dagegen erkannte ihn der eigentlich erbberechtigte Karolinger als König der Ostfranken an, so daß durch diesen Frieden die Selbständigkeit Deutschlands auch für künftig gewährt wurde. Im Jahre 925 endlich erreichte Heinrich sein Ziel; Giselbert erkannte seine Oberhoheit an, und Lothringen war dem Deutschen Reiche zurückgewonnen. So hatte Heinrich seinem Königreiche Einheit geschaffen, aber eine Einheit, in der jedem Stamme und seinem Herzog eine gewisse Selbständigkeit bewahrt blieb. Doch hoch über allem Volke und allen Landen stand als Erster unter Gleichen der König, „der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volks, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche“. (Giesebrecht.)

Otto I. söhnt sich mit seinem Bruder Heinrich aus. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

Otto I.

Eine wesentlich andere Auffassung vom Königtum hatte Heinrichs Sohn Otto I., der nach dem Tode des Vaters 936 in Aachen feierlich zum deutschen König gekrönt worden war. Er mochte sich den Herzögen nicht mehr gleichstellen, sondern betrachtete sie mehr als seine Beamten und Lehensträger; sein Streben war unablässig darauf gerichtet, sie in strenger Abhängigkeit vom Königtum zu erhalten. So kam es, daß er bald in schwere Kämpfe mit ihnen verwickelt wurde, so vor allem mit Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen, die sich durch Ottos Machtansprüche gekränkt fühlten. Der Kampf wurde dadurch schwieriger, daß sich Eberhard zuerst mit Ottos Halbbruder Thankmar verband, der wegen angeblicher Schmälerung seiner Erbschaft gegen den König Groll hegte, und später im Verein mit Giselbert Ottos jüngeren Bruder Heinrich zur Empörung aufreizte. Dieser glaubte nämlich berechtigtere Ansprüche auf die Königskrone zu haben, weil er nach der Thronbesteigung des Vaters geboren war. Doch Otto blieb Sieger; Eberhard wurde in einem Gefecht bei Andernach erschlagen, und Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein; Heinrich jedoch erhielt Verzeihung. Aber bald empörte sich der ehrgeizige Jüngling aufs neue, und um ihn scharten sich viele Anhänger. Diese Sache, erzählt Widukind, der Geschichtschreiber der Sachsen, erwuchs zu so gewaltigem Frevel, daß sie eine Verschwörung bildeten und den Plan faßten, am bevorstehenden Osterfest den König zu töten. Doch die Verräterei wurde auf-

Otto I. verzeiht seinem Sohne Ludolf. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Roeber. (Text S. 54)

Kaiser Otto III. im Grabgewölbe Karls des Großen. Nach einem Gemälde von W. v. Kaulbach.

gedeckt; Gottes schützende Hand bewahrte ihn auch jetzt, wie immer. Da erteilte er Befehl, die Verschwörer lebend oder tot zu ergreifen. Auch Heinrich wurde gefangen und nach Ingelheim in strenge Haft gebracht. In der Einsamkeit kam er zur Einsicht seiner Verirrungen, so daß er durch Vermittlung seiner Mutter und etlicher Bischöfe um Verzeihung bat. Und als am Weihnachtstag des Jahres 941 Otto im Dom zu Frankfurt seine Andacht verrichtete, warf sich ein Büßer in härenem Gewande und mit nackten Füßen vor ihm nieder; es war Heinrich. (Siehe Bild S. 52.) Seine Bitte um Frieden und Versöhnung erweichte des Bruders Herz. Otto hob ihn auf und schloß ihn verzeihend in die Arme. Fortan schien Heinrich wie umgewandelt. Seine Herrschsucht wurde dem Bruder gegenüber zur tiefsten Ergebenheit. Alle Absichten desselben suchte er zu unterstützen und jeden Willen zu erfüllen.

Um die Teilgewalten des Reiches inniger mit dem Königtum zu verbinden, verlieh Otto die erledigten Herzogtümer an Glieder seines Hauses; so erhielt sein Bruder Heinrich Bayern, sein Sohn Ludolf Schwaben, sein Schwiegersohn Konrad der Rote Lothringen. Aber auch das bewahrte ihn nicht vor Kämpfen mit den Herzögen; denn als er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Edith 951 mit Adelheid, der jungen Erbin von Oberitalien, vermählt hatte, erregte Ludolf im Verein mit Konrad und anderen Unzufriedenen einen Aufstand gegen den Vater. Vielleicht fürchtete er, daß durch einen Sohn aus der neuen Ehe sein Nachfolgerecht in Frage gestellt werden könne. Wieder durchtobten blutige Kämpfe das Reich. Schließlich setzte sich Ludolf in Regensburg fest und wurde hier hart belagert. Da bat er endlich um Waffenstillstand und versprach, auf einem Reichstag in Fritzlar zu erscheinen. Noch vorher flehte er den Vater, vermutlich bei Berka a. d. J., um Verzeihung an. (Siehe Bild S. 53.) Widukind erzählt hiervon: „Als der König des Weidwerks pflegte, warf der Sohn sich mit bloßen Füßen vor ihm nieder, von der tiefsten Reue ergriffen; durch rührende Worte erpreßte er erst seinem Vater, dann allen Anwesenden Tränen. So wurde er durch väterliche Liebe wieder zu Gnaden angenommen.“ (Krämer, Historisches Lesebuch.) Freilich verlor er, wie auch Konrad, sein Herzogtum.

Kaiser Otto III. im Grabgewölbe Karls des Großen.

Otto I. erlangte allmählich eine ähnliche universale Machtstellung wie der von ihm verehrte Karl der Große. Zugleich trat er in ein inniges Verhältnis zur Kirche, aus der er sich durch Stärkung ihrer sittlichen und finanziellen Kraft eine feste Stütze gegen die Herzogsgewalten schuf. Aus beiden Gründen ließ er sich im Jahre 962 vom Papst zum römischen Kaiser krönen und wurde dadurch Schutzherr der christlichen Kirche und Gründer des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“. Auch seinen nächsten Nachfolgern schwebte eine Kaiserherrlichkeit wie die Karls des Großen als ersehntes Ziel vor Augen, besonders dem jugendlichen, gelehrten und phantastischen Otto III. Beweis ist u. a. sein Besuch in der Gruft Karls des Großen im Jahre 1000. Ein Begleiter des Kaisers berichtet darüber: „Karl lag nicht im Grabe, sondern saß aufrecht wie ein Lebender auf seinem Thron. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupte, ein Zepter in den Händen. Diese waren mit Handschuhen bedeckt, durch welche die Nägel hindurch gewachsen waren. Über ihm erhob sich ein Baldachin aus Marmor und Kalk.“ (Ebner.)

Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II., wird der Feuerprobe unterworfen. Nach einer Originalzeichnung von K. Weigand. (Text S. 56)

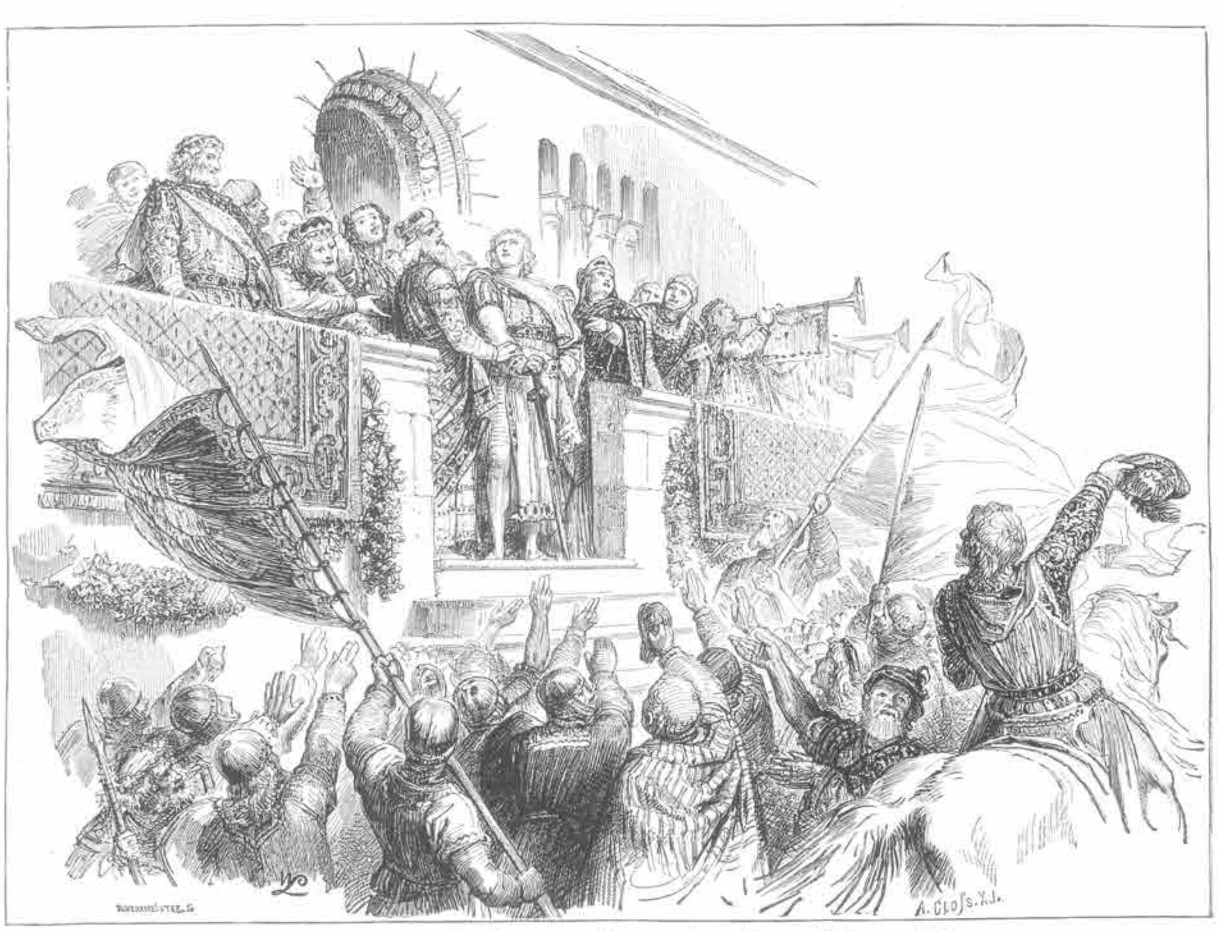
Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II. wird der Feuerprobe unterworfen.

(Zum Bild auf S. 55.)

Nach dem frühen Tode Ottos III., der im Jahre 1002 kinderlos starb, wurde Heinrich II., ein Enkel von Ottos I. Bruder Heinrich, deutscher König. Er fühlte sich den Laienfürsten gegenüber schwächer als Otto I., und darum stützte er sich mehr noch als dieser auf die Kirche, indem er ebenfalls zugleich ihre wirtschaftliche Macht ganz bedeutend stärkte. Dazu machte ihn auch seine persönliche Frömmigkeit und der fromme Sinn seiner Gemahlin Kunigunde geneigt. Unser Bild zeigt uns freilich die Kaiserin in einer peinlichen Lage; denn sie wird der Feuerprobe unterworfen, d. h. sie soll barfuß über die 6 vor ihr liegenden glühenden Pflugscharen gehen, um ihre Unschuld zu beweisen. Aber welchen Verdacht soll sie entkräften? Es war gegen sie der Vorwurf ehelicher Untreue erhoben worden; doch die Sage erzählt, sie habe sich durch Bestehen der Probe vor dem erzürnten Kaiser glänzend gerechtfertigt. Tatsächlich war sie ihrem Gemahl eine treue Helferin in seinen frommen Werken und ist deshalb auch im Jahre 1200 heilig gesprochen worden.

Konrad, der Frankenherzog, wird zum deutschen König erwählt.

Auch Heinrich II. starb kinderlos, 1024. Damit war der Stamm der sächsischen Kaiser erloschen, und Konrad II., aus dem Geschlecht Konrads des Roten, wurde auf den Schild erhoben. Über seine Wahl berichtet der gelehrte Wipo, der als Augenzeuge zugegen war, folgendes: „Zwischen den Gebieten von Mainz und Worms zieht sich eine weite Fläche hin, die wegen ihres ebenen Bodens eine große Menschenmenge aufnehmen kann. Als dort alle Großen und Kraft und Kern des Reiches zusammengekommen waren, schlugen sie diesseits und jenseits des Rheines ihr Lager auf. Da der Fluß Gallien von Germanien trennt, versammelten sich auf der deutschen Seite die Sachsen mit den angrenzenden Slaven, die Ostfranken, die Bayern und Schwaben, auf Galliens Seite aber die rheinischen Franken, die Ober- und Niederlothringer. Nicht über eine geringe Angelegenheit soll beraten werden, sondern über eine solche, die, wenn sie nicht mit größtem Eifer erwogen wird, zuletzt den ganzen Körper des Reiches zu Grunde richten muß.



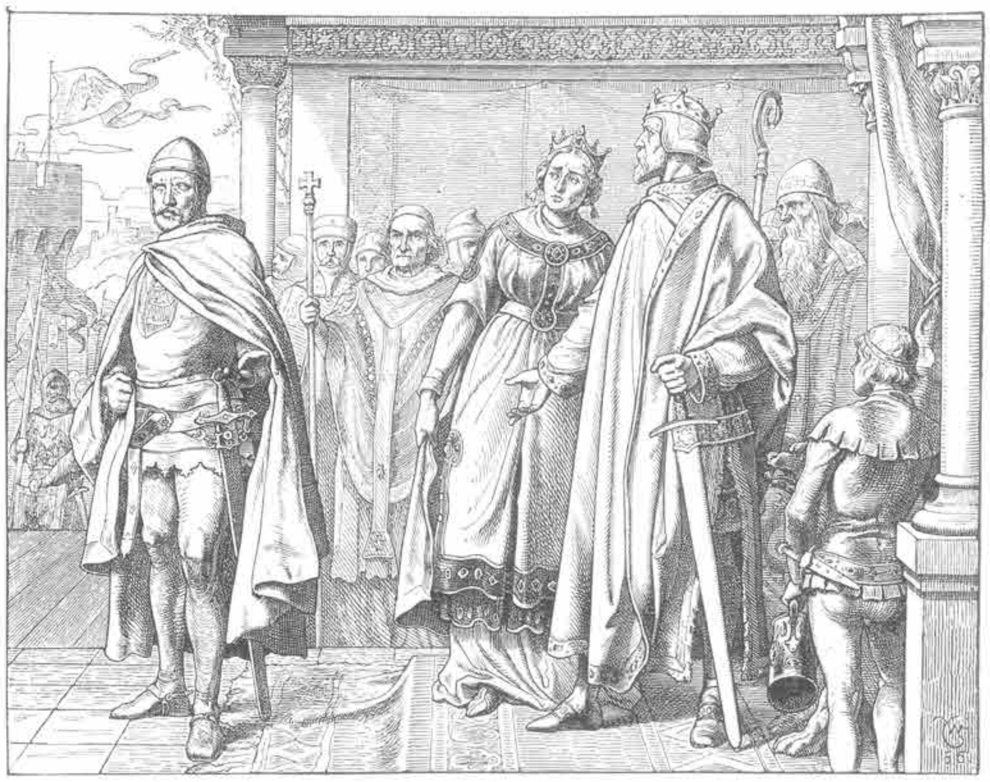
Konrad, der Frankenherzog, wird zum deutschen König erwählt.

Nachdem man lange gestritten hatte, wer herrschen sollte, und nachdem man den einen wegen seines zu jugendlichen, den anderen wegen allzu sehr vorgerückten Alters, diesen wegen Mangels an erprobter Tüchtigkeit, jenen um seines offenkundigen Hochmuts willen ausgeschlossen hatte, wurden aus vielen wenige ausgewählt und von diesen wenigen zuletzt vorzüglich zwei ausgesondert, bei welchen endlich das Zünglein der Wage im Gleichgewicht ruhte. Zwei Konrade waren es, von denen der eine wegen seines höheren Alters der ältere, der andere der jüngere genannt wurde, beide zu den Edelsten der rechtsrheinischen Franken gehörend, die Söhne zweier Brüder. Zwischen jenen beiden Konraden schwankten lange alle Fürsten, und obgleich sonst alle im geheimen und mit besonderer Vorliebe auf den durch Mannhaftigkeit und Biederkeit ausgezeichneten älteren Konrad ihr Augenmerk richteten, hielt doch ein jeder wohlweislich mit seiner Meinung zurück wegen der Macht des jüngeren Konrad. Zuletzt sprach der ältere Konrad zu dem jüngeren: ‚Damit nicht der heutige Tag, bis hierher so froh und angenehm, uns langjähriges Unheil bringe, will ich, du teuerster von allen meinen Verwandten, sagen, was ich über unsere Angelegenheit denke. Wenn ich erkenne, daß des Volkes Stimme dich zum Herrn und König begehrt, so will ich durch keinerlei List ein solches Wohlwollen von dir abwendig machen. Wenn aber Gott mich ersehen hat, so zweifle ich nicht, daß du mir gebührendermaßen in gleicher Weise entgegenkommen wirst.‘ Hierauf entgegnete der jüngere Konrad, daß er diesem Vorschlage beistimme, und er versprach auf das bestimmteste, ihm, wenn man ihn zum Herrscher ausrufe, jede dem König gebührende Treue erweisen zu wollen. Bei diesen Worten neigte sich der ältere Konrad im Angesicht der Volksmenge ein wenig und küßte seinen Verwandten; und durch diesen Kuß ward es allen klar, daß sie sich beide miteinander im Frieden verständigt hätten.

Da traten die Fürsten zusammen. Der Erzbischof von Mainz, dessen Stimme zuerst vernommen werden mußte, erhob mit überschwellendem Herzen und freudiger Stimme den älteren Konrad und erwählte ihn zum Lenker und Verteidiger des Vaterlandes. Dieser Entscheidung schlossen sich die anderen Erzbischöfe und die übrigen Männer des geistlichen Standes ohne Bedenken an. Der jüngere Konrad aber, der eben noch in kurzer Zwischensprache die Lothringer zur Beistimmung zu bewegen versucht hatte, kehrte augenblicklich zurück und wählte mit freudigster Bereitwilligkeit den älteren zu seinem Herrn und König.

Darauf wählten ihn die Vertreter der verschiedenen Teile des Reiches mit den gleichen, oft wiederholten Worten, und das Volk jauchzte der Wahl zu.“ (Richter, Quellenbuch.)

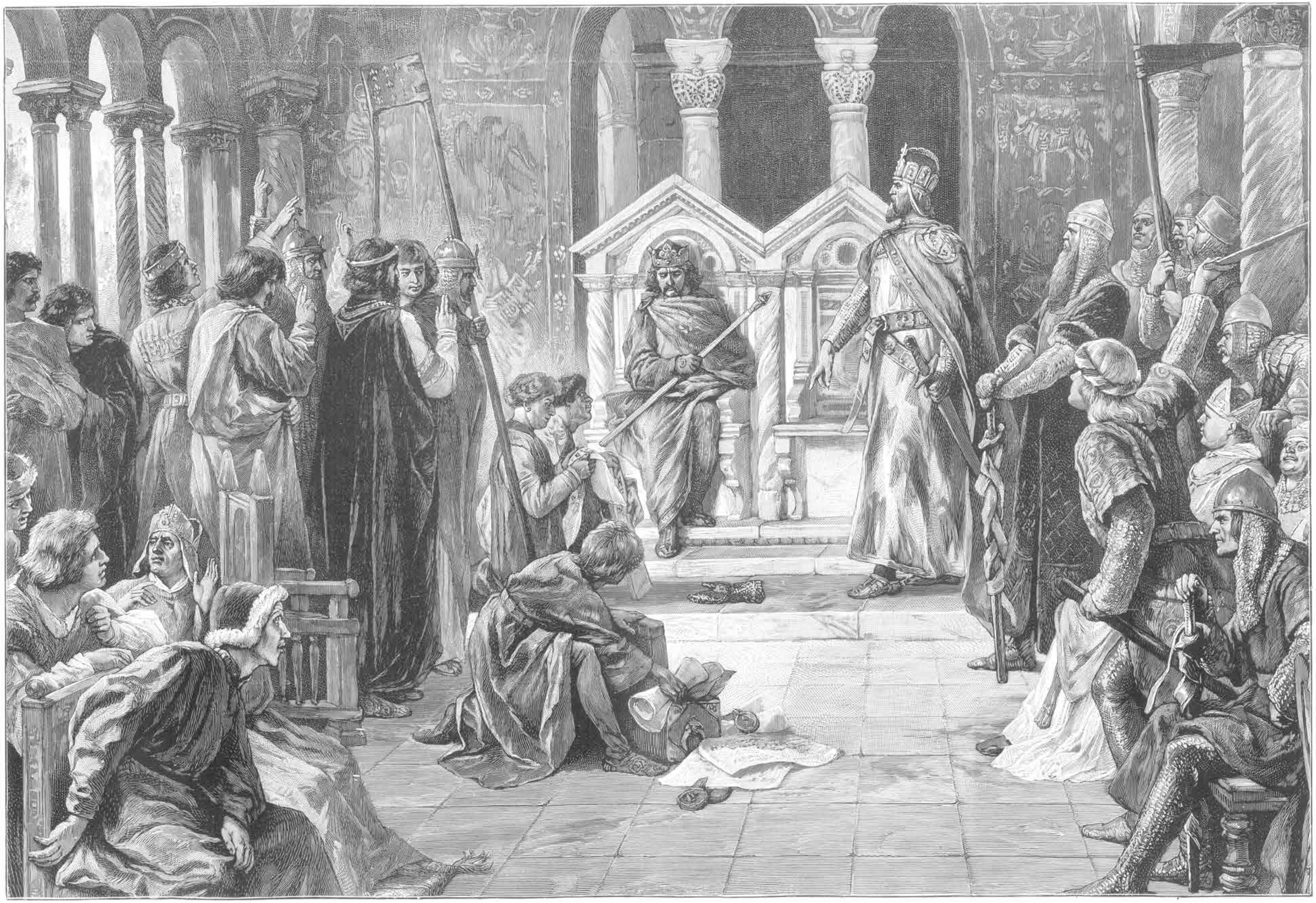
Freundestreue bis in den Tod.



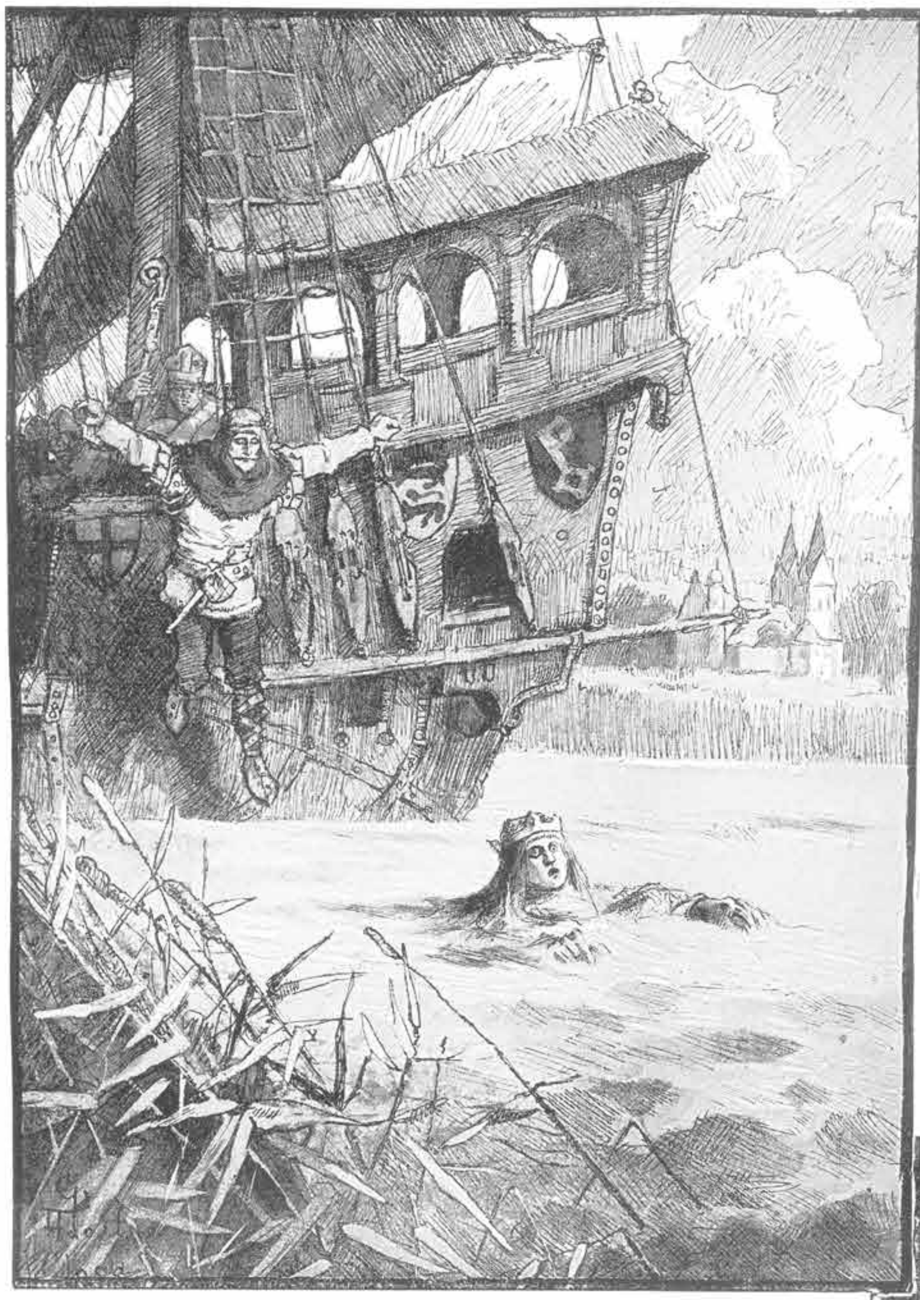
Herzog Ernst von Schwaben vor Kaiser Konrad II. zu Ingelheim.

Konrad II. war ein Mann von imponierender Stattlichkeit, feurig, rasch entschlossen und leidenschaftlich, dabei ein Staatsmann ersten Ranges, der sowohl die Kirche als die Laienfürsten seinem Willen dienstbar zu machen wußte. So kam es, daß er wohl von allen deutschen Herrschern am meisten wirkliche Macht besaß. Als Gemahlin stand ihm zur Seite die schöne und kluge Gisela, vorher Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben und durch ihn Mutter eines gleichnamigen Sohnes. Ihre zwiespältige Stellung als Königin und Mutter Ernsts brachte ihr bald bitteres Leid; denn in dem Streben, die Macht des Reiches zu stärken, wünschte Konrad, das Land des kinderlosen Rudolf von Burgund nach dessen Ableben ans Reich zu bringen; das gleiche Erbe beanspruchte auch Ernst, da seine Mutter eine Nichte Rudolfs war, und so entstand eine blutige Fehde zwischen dem König und seinem Stiefsohn, der bald Bundesgenossen fand. So bedauerlich dieser Zwist war, so gab er doch Ernst Gelegenheit, die schönste der deutschen Tugenden zu üben, die Freundestreue bis in den Tod. Er hatte sein Herzogtum verloren und war nach Giebichenstein in Haft gekommen, während einige seiner Anhänger, besonders Graf Werner von Kyburg, noch im Widerstand beharrten. Die Fürbitte der Mutter verschaffte ihm die Freiheit wieder; ja 1030 eröffnete ihm der Kaiser zu Ingelheim, daß er Schwaben wieder zurückerhalten werde, wenn er von Werner lassen und ihn als einen geächteten Reichsfeind verfolgen wolle. Ernst entgegnete jedoch: „Verleugnen sollt' ich den, der einzig fest an mir gehalten? Von Werner lass' ich nicht!" Und damit ging er trotzig weg. (Siehe nebenstehendes Bild.) Die Folge war, daß auch über ihn Reichsacht und Kirchenbann verhängt wurden. Als ein zwiefach Geächteter, vogelfrei, freudlos und friedlos, hatte er nur noch eine Stütze, den treuen Werner. Beide Freunde flüchteten und bargen sich im Schwarzwald, wo sie mit einer Schar verzweifelter Gesellen ein kümmerliches Räuberleben führten. Es gelang ihnen, sich des Falkensteins, einer wilden Felsenburg, zu bemächtigen. Aber bald rückte Graf Mangold mit Waffengewalt heran, um an ihnen die Reichsacht zu vollstrecken, und die Freunde stürzten sich ihm in der Ebene der Baar entgegen. Seite an Seite gaben im wütenden Handgemenge Ernst und Werner den Tod; Seite an Seite empfingen sie ihn, ihre Treue bis zum letzten Hauche während. Auch Graf Mangold fiel im blutigen Kampfe. Der Leichnam Herzog Ernsts wurde nach Lösung vom Banne in Konstanz bestattet. In Sage und Lied aber lebten Ernst und Werner fort, und noch lange sang das Volk von ihrer Treue. Achthundert Jahre später hat Ludwig Uhland die alten Sagen wieder lebendig gemacht und den Freunden in einem Trauerspiel ein Denkmal gesetzt.

Freundestreue bis in den Tod. (Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg.)



Der deutsche Kaiser Heinrich III. fordert König Heinrich I. von Frankreich zum Zweikampf. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Roeber. (Text S. 59)



Kaiser Heinrich IV. stürzt sich in den Rhein.

Der deutsche Kaiser Heinrich III. fordert König Heinrich I. von Frankreich zum Zweikampf.

Auch Konrads Sohn und Nachfolger Heinrich III. war eine große Persönlichkeit, allerdings eine Natur, die allzusehr in Idealen befangen war und darüber oft wichtige politische Interessen aus dem Auge verlor. Seinem idealen Sinn entsprach es, daß er im Jahre 1056 zu Ivois am Chiers König Heinrich I. von Frankreich zum Zweikampf herausforderte. Die Ursache dazu bildete Lothringen, das der französische König, unterstützt von dem unruhigen Herzog Gottfried, an Frankreich bringen wollte. Durch Urkunden und Eideshelfer, die mit erhobenem Schwurfinger seine Aussagen bekräftigen sollten, suchte er sich als den rechtmäßigen Herrn Lothringens zu erweisen. Als Verhandeln nichts mehr half, warf der Deutsche dem Franzosen den Fehdehandschuh vor die Füße. Unter der Wucht dieser Herausforderung sank Heinrich I. in sich zusammen. Aber machtvoll gebietend stand Kaiser Heinrich da, ganz Größe, ganz Rechtsbewußtsein gegenüber dem peinlichen Bilde des zusammengebrochenen Hochmuts. (Siehe Bild S. 58.) Der Geforderte gab seine Sache verloren und entfernte sich heimlich bei Nacht und Nebel.

Heinrich IV.

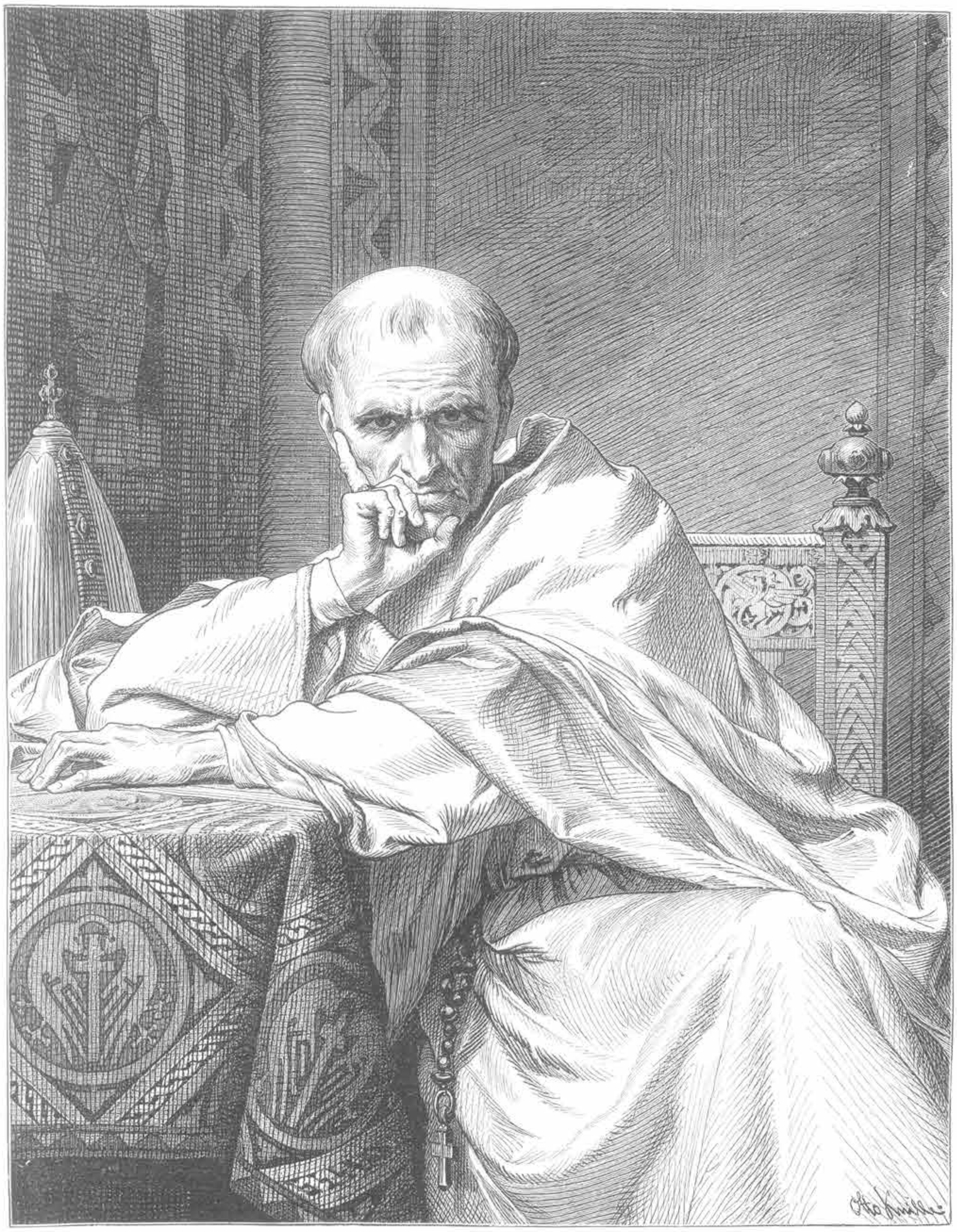
Als Heinrich III. im Jahre 1056 im besten Mannesalter starb, war sein Sohn Heinrich IV. erst sechs Jahre alt. Dennoch wählte man ihn zum König, und seine Mutter Agnes führte die Regentschaft. Sie war zwar eine fein gebildete Frau, aber es fehlte ihr an politischem Verständnis. Das hatte zur Folge, daß die Herrschaftsgelüste der deutschen Fürsten gegenüber dem Königtum unverhüllt hervortraten. Vergebens versuchte die Regentin, sich durch Verleihung von Königsgütern Freunde zu erwerben. Dazu kam, daß auch ein großer Teil des Klerus ihr feindlich gegenüberstand, an der Spitze der stolze und herrschsüchtige Anno von Köln. Sein Streben war darauf gerichtet, sich des jungen Königs zu bemächtigen und damit der Kaiserin die Regierung zu entreißen. Dafür fand er bald unter den weltlichen Fürsten Verbündete, z. B. Otto von Nordheim und Gottfried von Lothringen. Um seinen Plan auszuführen, fuhr er 1062 auf dem Rhein nach Kaiserswerth, wo der König damals weilte. Als dieser nun eines Tages nach einem festlichen Mahle heiterer als sonst war, forderte ihn Anno auf, eines seiner schönen Schiffe in Augenschein zu nehmen. Leicht überredete er hierzu den harmlosen Knaben. Sobald aber Heinrich das Schiff bestiegen hatte, umringten ihn rasch die Männer, welche Anno zu Genossen seines Anschlags gewonnen hatte, und schnell ergriffen die Knechte das Ruder, so daß das Schiff augenblicklich in die Mitte des Flusses dahintrieb. Der König geriet durch dieses unerwartete Ereignis in große Bestürzung und warf sich, wie von Sinnen und in dem Glauben, daß Gewalt und Tod ihm drohten, in die Fluten. (Siehe nebenstehendes Bild.) Rasch würde ihn das heftig strömende Wasser verschlungen haben, hätte sich nicht Graf Ekbert ihm nachgestürzt und den Gefährdeten mit eigener Lebensgefahr sowie unter großen Anstrengungen dem sicheren Tode entrissen und in das Schiff zurückgebracht. Hierauf beruhigten die Verschworenen den König mit freundlichen Worten, so gut als sie konnten, und führten ihn nach Köln. Damit hatte Anno sein Ziel erreicht. Später erlangte jedoch der feine und prachtliebende Erzbischof Adelbert von Bremen Anteil an der Regierung und an der Erziehung des jungen Königs. Er wußte diesen an sich zu fesseln und dadurch, daß er ihn schon im Jahre 1065 für mündig erklären ließ, seine Stellung als Ratgeber der Krone außerordentlich zu befestigen, hingegen Annos Einfluß gänzlich zu vernichten.

In Heinrichs IV. späterer Regierungszeit ist von größter Bedeutung sein Kampf mit dem Papsttum. In einer von ihm einbe-

Roland überbringt dem Papst die Botschaft Kaiser Heinrichs IV. (Text S. 60)

rufenen Versammlung der deutschen Bischöfe wurde am 24. Januar 1076 Papst Gregor VII. für abgesetzt erklärt, und Heinrich teilte ihm diesen Entschluß brieflich mit. Im Gefühl seiner Hoheit schrieb er u. a. folgendes:

„Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, den falschen Mönch, nicht mehr Papst ... Durch Schlauheit hast du, was doch das Mönchsgelübde verabscheut, Geld, durch Geld Gunst, durch Gunst Waffengewalt, durch Waffen den Stuhl des Friedens erlangt, und vom Stuhl des Friedens hast du den Frieden verscheucht, indem du die Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten bewaffnetest ... Du also, durch aller unserer Bischöfe Urteil und das unsrige verdammt, steige herab, verlasse den angemaßten apostolischen Stuhl! Ein anderer besteige den Thron des seligen Petrus, der keinerlei Gewalttat unter der Religion birgt, sondern des seligen Petrus lautere Lehre verkünde. Ich Heinrich, König von Gottes Gnaden, und alle unsere Bischöfe, wir sagen dir: ‚Steig herab, steig herab!'" (Krämer, a. a. O.)



Papst Gregor VII. Nach einer Originalzeichnung von O. Knille.

Ein Priester Namens Roland verkündete furchtlos diese Botschaft am 22. Februar 1076, als der Papst eben im Lateran eine Synode abhielt (siehe Bild S. 59). Mit seinem eigenen Leibe mußte Gregor den Sprecher vor der Wut der Versammelten schützen.

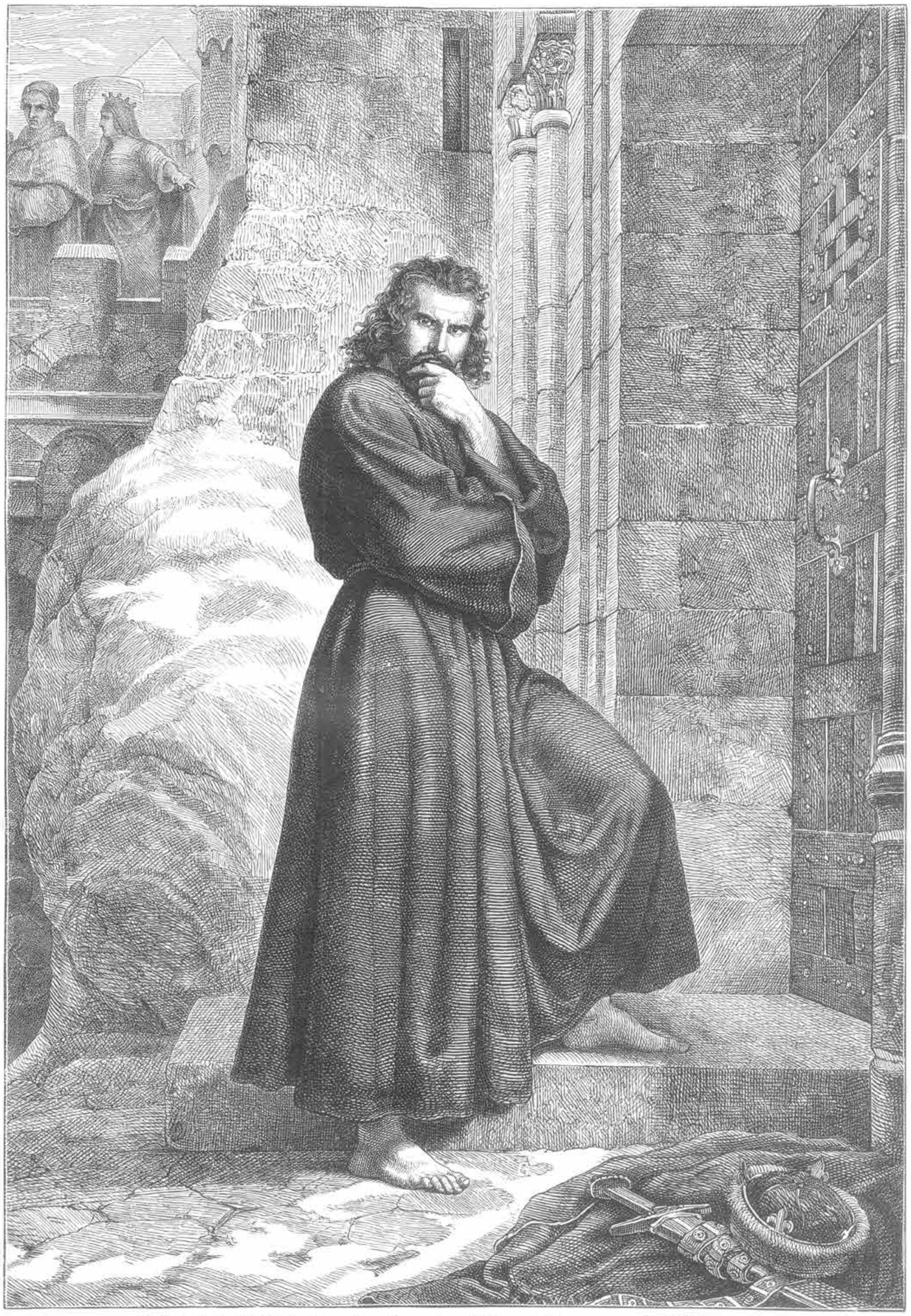
Hatte Heinrich IV. ein Recht zu solcher Sprache dem Papst gegenüber? Gewiß! Gregor, früher Hildebrand, war 1073 vom Volke zum Papst ausgerufen worden, während doch das Papstwahldekret vom Jahre 1059 bestimmte, daß nur die Kardinalbischöfe das Wahlrecht haben sollten. Seine Wahl war also ungesetzlich, und erst nachträglich gaben die Kardinäle ihre Zustimmung dazu. Ferner besaß der deutsche König das Recht, die Wahl zu bestätigen. Gregor hatte aber Heinrichs Bestätigung weder erbeten, noch formell erhalten; doch war der König auch nicht gegen ihn eingeschritten. Wie kam es also, daß Heinrich jetzt seine Absetzung verfügte?

Gregor, der Sohn eines Bauern und äußerlich ein Mann von unscheinbarer Gestalt, erstrebte als Papst die höchsten Ziele. Er vertrat die Anschauungen des Klosters Cluny oder der sogenannten kirchlichen Reformpartei, d. h. er wollte den Klerus durch strenge Zucht sittlich kräftigen und durch Losreißung von allen Familienbanden zum selbstlosen Werkzeug der Kirche machen. Damit vereinigte sich das Streben, die Kirche von den weltlichen Gewalten zu befreien und über Kaisertum und jede zeitliche Fürstenmacht zu erheben. Das Papsttum und Rom sollten die Herrschaft über die Welt führen. Und mit der Zähigkeit des fanatischen Mönches hat er diese Ziele zeitlebens verfolgt.

Zunächst suchte er den Zölibat oder die Ehelosigkeit der Priester durchzuführen, was bisher nur wenig geschehen war. Den Gläubigen wurde sogar verboten, verheirateten Priestern Gehorsam zu leisten. Das hatte natürlich überall eine tiefgehende Erregung zur Folge. Dann erneuerte er die Gesetze gegen die Simonie oder den Verkauf geistlicher Stellen und belegte z. B. fünf Räte des Königs wegen dieses Vergehens mit dem Bann. Endlich verbot er die Laieninvestitur, d. h. die Belehnung der Bischöfe und Äbte mit ihren Gerechtsamen durch den König, so daß diesem also die Verfügung über die Bistümer und Klöster genommen werden sollte. Damit hätte er freilich nach Lage der Dinge alle politische und finanzielle Macht eingebüßt, und die Erhaltung des Königtums erforderte darum Widerstand, wenn nötig Kampf gegen die Herrschaftsgelüste des Papstes. Heinrich beachtete denn auch die Verbote Gregors in keiner Weise, entließ auch die wegen Simonie gebannten Räte nicht. Der Papst richtete deshalb ein anmaßendes Schreiben an ihn; ja er drohte ihm mit dem Banne. Die Antwort darauf war die eingangs erwähnte Absetzung Gregors durch die Synode von Worms, welche Entscheidung wohl auch durch böse Anschuldigungen beschleunigt wurde, die Kardinal Hugo gegen Gregor vorbrachte. Dieser wiederum fand in Heinrichs Botschaft den Anlaß, die geplante Machtprobe zwischen Papsttum und Königtum nunmehr anzustellen; denn er schleuderte folgenden Bannfluch gegen den König:

„Heiliger Petrus, Fürst der Apostel! Zur Ehre und zum Schutze deiner Kirche untersage ich im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes kraft deiner Macht und

Gewalt dem König Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, der gegen deine Kirche mit unerhörtem Übermute sich erhoben hat, die Leitung des ganzen Reiches der Deutschen und Italiens; und alle Christen löse ich von dem Bande des Eides, den sie ihm geleistet haben oder leisten werden; und ich verbiete, daß jemand ihm als seinem Könige diene. Denn es gebührt sich, daß der, welcher die Ehre deiner Kirche zu mindern strebt, selbst seine Ehre verliere, die er zu haben scheint. Und da er es verschmäht hat, wie ein Christ zu gehorchen, und nicht zurückgekehrt ist zu seinem Herrn, den er verlassen hat, — indem er mit Gebannten verkehrte und viele Ungerechtigkeiten beging und meine Mahnungen, die ich um seines Heiles willen an ihn gerichtet habe, wovon du Zeuge bist, mißachtet und sich von deiner Kirche trennt, sie zu spalten trachtend — so binde ich ihn an deiner Statt mit dem Bande des Bannes." (Krämer, a. a. O.)



König Heinrich IV. in Canossa. Nach einer Originalzeichnung von H. Plüddemann.

Dieser ungeheure Schritt, der bisher seinesgleichen nicht hatte, rief in Deutschland furchtbare Erregung hervor. In schmachvoller Untreue fielen die deutschen Fürsten von ihrem König ab und stellten sich auf Seite des Papsttums. Auf einer Versammlung zu Tribur erklärten sie, daß Heinrich der Krone verlustig sein sollte, wenn er nicht binnen Jahresfrist vom Banne gelöst sei.

Heinrichs Lage war verzweifelt. Das einzig Mögliche schien die gewaltsame Niederwerfung eines der beiden Verbündeten; doch war der Ausgang des Kampfes bei seiner damaligen geringen Macht zweifelhaft. Darum entschloß er sich, den Bund der Gegner diplomatisch zu sprengen: er war zur Kirchenbuße bereit. In ungewöhnlich strengem Winter, einige Tage vor Weihnachten 1076, brach er von Speier auf und trat mit seiner Gemahlin und wenigen Begleitern die Reise nach Italien an. Doch hatten ihm seine Feinde alle bequemen Zugänge dahin versperrt, er mußte deshalb seinen Weg durch Burgund und über den Mont Cenis nehmen. Lambert von Hersfeld erzählt: „Noch war der Winter überaus hart, und die Berge, über welche der Übergang stattfand, und die sich ins Unermeßliche ausdehnen und mit ihren Gipfeln fast in die Wolken ragen, starrten so von Schnee und Eis, daß man auf dem schlüpfrigen und steilen Abhange weder zu Pferde noch zu Fuß ohne Gefahr hinabsteigen konnte. Aber die Wiederkehr des Tages, an welchem der König in den Bann getan worden war, stand nahe bevor und duldete keine Verzögerung der Reise. Deswegen mietete er um Lohn einige von den Eingeborenen. Mit diesen Führern gelangten sie unter größter Schwierigkeit bis auf den Scheitel des Gebirges; hier aber zeigte sich keine Möglichkeit, weiter fortzukommen, weil der schroffe Abhang des Berges durch das Eis so schlüpfrig war, daß er jedes Heruntersteigen gänzlich zu versagen schien. Hier nun mußten die Männer alle Gefahr mit ihren Kräften zu überwinden suchen; und bald auf Händen und Füßen kriechend, bald auf die Schultern ihrer Führer sich stützend, bisweilen auch, wenn ihr Fuß auf dem schlüpfrigen Boden ausglitt, fallend und weit fortrollend, langten sie doch endlich mit großer Lebensgefahr in der Ebene an. Die Königin und andere Frauen, die in ihrem Dienste waren, setzte man auf Ochsenhäute, und die zum Geleite vorausgehenden Wegweiser zogen sie darauf abwärts." (Richter, a. a. O.)

Kaiser Heinrich IV. wird auf der Flucht von den Bürgern Kölns aufgenommen. Nach einem Gemälde von Fr. Roeber.

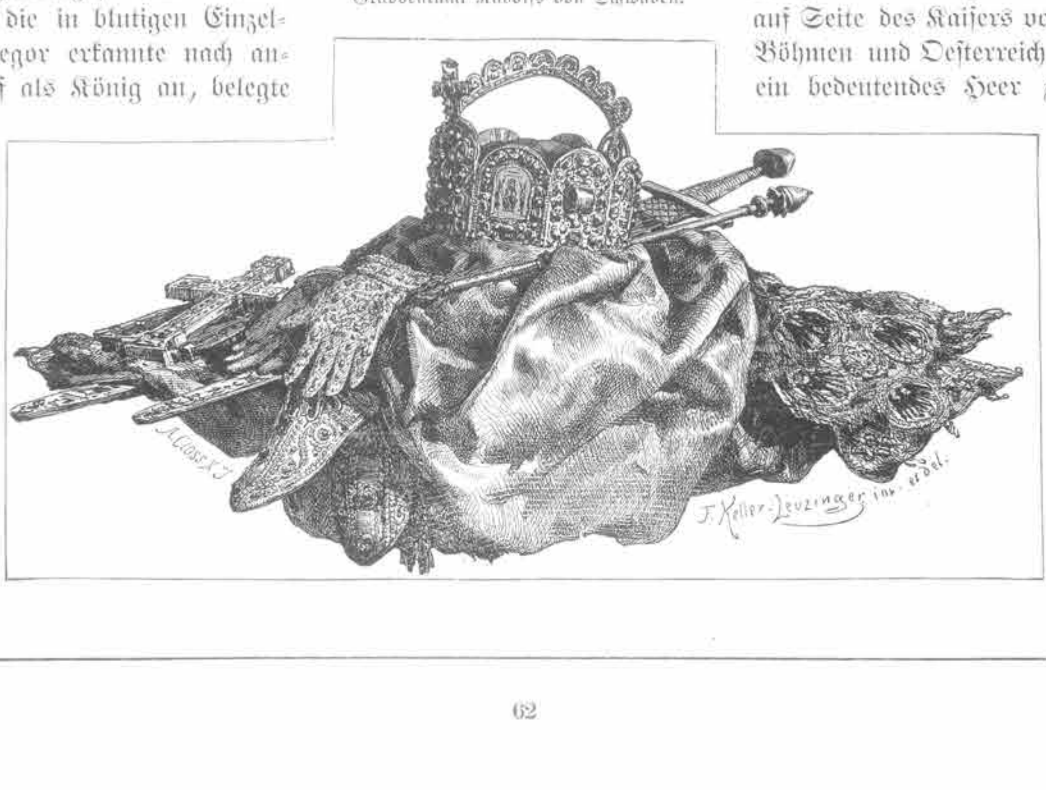
Wohl suchte nach Ankunft des Königs in Oberitalien eine ihm freundlich gesinnte Partei zwischen ihm und dem Papst zu vermitteln, besonders Mathilde von Tuscien, auf deren Felsenschloß Canossa sich Gregor erschreckt begeben hatte; doch dieser blieb unzugänglich. Da tat Heinrich den kühnen Schritt, daß er am 2. und 3. Februar 1077 barfuß vor den Toren Canossas als Büßer erschien (siehe Bild S. 61). Dadurch machte er es dem Papste moralisch unmöglich, ihm die erbetene Lossprechung länger zu verweigern. Er wurde, wohl auch auf Drängen der Mathilde, vom Banne gelöst, mußte aber versprechen, seine Angelegenheit mit den deutschen Fürsten nach einem Schiedsspruch Gregors zu regeln. So hatte sich Heinrich persönlich zwar vor dem Papst gedemütigt, aber sein Königtum war gerettet; denn den aufständischen Fürsten war der Rechtsboden unter den Füßen entzogen. So bedeutet der Gang nach Canossa einen politischen Erfolg; er war ein „diplomatisches Meisterstück ersten Ranges". (Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte.)

Leider übte ein Teil der deutschen Fürsten abermals Untreue; denn auf einem Fürstentag zu Forchheim am 13. März 1077, zu dem auch Gregor zwei Legaten entsandt hatte, sprachen sie Heinrichs Absetzung dennoch aus und wählten seinen Schwager Rudolf von Schwaben zum König. So war Heinrich gezwungen, für sein Königtum das Schwert zu ziehen. Er konnte das um so leichter, als seine Stellung jetzt weit stärker war, als vor einem Jahre; denn zu ihm standen die Städte, der niedere Adel, die niedere Geistlichkeit und der größte Teil der Bischöfe; seine Macht war anerkannt in Kärnten, Bayern, Franken, Burgund und Böhmen, während sich der Gegner vor allem auf Sachsen stützte. Drei Jahre währte der Kampf ohne entscheidenden Erfolg, und das Land wurde verwüstet durch Bürgerkriege; denn überall bildeten sich kleine Parteien, die in blutigen Einzelfehden sich zerfleischten. Gregor erkannte nach anfänglichem Schwanken Rudolf als König an, belegte Heinrich IV. abermals mit dem Banne und verkündete seinen nahen Tod. Doch traf diese kühne Prophezeiung nicht an Heinrich ein, sondern an seinem Gegner Rudolf; denn 1080 starb dieser bei Hohenmölsen an den Folgen einer Verwundung, durch die er die rechte Hand verloren hatte. Sterbend soll er zu seiner Umgebung gesagt haben: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn und König die Treue geschworen. Nun lasse ich Reich und Leben. Ihr aber, auf deren Rat ich die Krone nahm, sehet wohl zu, ob ihr mich den rechten Weg geführt habt." Im Dom zu Merseburg liegt er begraben; sein Grabmal ist nebenstehend abgebildet. Der Tod Rudolfs war ein großer Erfolg für Heinrich. Zwar erhielt er in dem Grafen Hermann von Salm einen neuen Gegenkönig; doch hatte dieser nur wenig Bedeutung und war auch nur von Schwaben und Sachsen gewählt worden. Zudem starb er bald.

Grabdenkmal Rudolfs von Schwaben.

Nach dem Tode Rudolfs beabsichtigte Heinrich IV., mit Gregor Abrechnung zu halten. Darum erschien er seit 1081 wiederholt vor Rom und belagerte es, bis es ihm 1084 die Tore öffnete. Nun ließ er sich von Clemens III., der schon vorher zum Gegenpapst gewählt worden war, zum Kaiser krönen und belagerte die Engelsburg, wohin sich Gregor geflüchtet hatte. Doch mußte er die Belagerung bald aufgeben und nach Deutschland zurückkehren, weil ein starkes Normannenheer unter Robert Guiscard heranrückte, um den Papst zu befreien. Die Normannen plünderten Rom schrecklich aus und führten Gregor seiner Sicherheit wegen nach Salerno in Unteritalien. Hier starb er im folgenden Jahre, angeblich mit den Worten: „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Unrecht; darum sterbe ich in der Verbannung!"

So hatte Heinrich IV. seinen gefährlichsten Gegner verloren; aber noch war ihm Ruhe nicht beschieden; denn zahlreiche Feinde suchten auch jetzt seine Macht zu untergraben, und Roms Bannstrahl traf ihn aufs neue; ja, er mußte es erleben, daß schließlich auch seine eigenen Söhne sich gegen ihn auflehnten, vor allem Heinrich (V.). Dieser strebte danach, dem Vater die Krone zu entreißen, erklärte aber mit verstellter Frömmigkeit, er wolle nur dessen Aussöhnung mit der Kirche bewirken. In dem beginnenden Kampfe standen auf Seite des Kaisers vor allem die Städte, außerdem Böhmen und Oesterreich. Mit ihrer Hilfe brachte er ein bedeutendes Heer zusammen, suchte aber einer Schlacht auszuweichen. Als schließlich die beiden Heere bei Coblenz einander gegenüberlagen, wußte der Sohn durch heuchlerische Beteuerungen den Vater zur Entlassung seiner Mannen zu bewegen. Dann nahm er ihn hinterlistig gefangen und zwang ihn zur Abdankung. Ja, der alte Kaiser mußte sein Sündenbekenntnis vorlesen, indem man ihm nur unter dieser Bedingung die



Freiheit in Aussicht stellte; trotzdem behielt man ihn in Ingelheim in Haft. Kurze Zeit darauf gelang es ihm, mit einigen Begleitern nach Köln zu entweichen, wo er freundlich aufgenommen wurde (siehe Bild S. 62, oben). Schnell sammelte sich in Niederlothringen eine festgeschlossene Partei um ihn, und seine schon verlorene Stellung schien sich neu zu befestigen. Da starb er am 7. August 1106 in Lüttich, wohin er sich von Köln aus begeben hatte. So endete das wechselreiche Leben eines der bedeutendsten deutschen Herrscher, der dicht neben Otto I. und Konrad II. zu stellen ist. Sein Leichnam wurde zunächst in einer ungeweihten Kapelle an der Maas beigesetzt, später aber nach Speier gebracht; doch erst im Jahre 1111, nach Lösung vom Banne, fand hier im Dom die feierliche Beisetzung statt.

Kaiser Heinrich V. stellt sich den Empörern entgegen.

Heinrich V.

Auch Heinrich V., der Nachfolger Heinrichs IV., geriet mit dem Fürstentum wiederholt in Streit, z. B. mit Lothar von Sachsen; dazu entfremdete er sich auch die rheinischen Bischöfe, vor allem Adalbert von Mainz, der sogar das geistige Haupt der Empörer wurde. Heinrich verlangte von ihm Auslieferung der Marienburg im Hardtgebirge; doch Adalbert verweigerte sie. Ein Fürstengericht verurteilte ihn darum zur Gefangenschaft, und Heinrich bemächtigte sich der Mainzer Einkünfte. Bald schlossen sich aber auch Köln und die sächsischen Großen den Empörern an. Heinrichs Feldherr Hoyer von Mansfeld wurde 1115 am Welfesholze besiegt; ja in Mainz zwang ein Volksaufstand den Kaiser zur Räumung der Stadt und zur Freigebung Adalberts (siehe nebenstehendes Bild). Seine Stütze in diesen Kämpfen bildeten Friedrich und Conrad von Staufen.

Während Heinrichs Königtum dem Fürstentum gegenüber schließlich unterlag, war es im Kampfe gegen das Papsttum wesentlich glücklicher, so daß 1122 zwischen beiden das sogenannte Wormser Konkordat zu stande kam. Der König verzichtete darin allerdings auf die Investitur; doch sollte die Wahl der Bischöfe, seitens der Geistlichkeit, in Gegenwart des Königs oder seines Bevollmächtigten stattfinden, und den Gewählten sollte der König mit den Gerechtsamen belohnen, und zwar in Deutschland vor der kirchlichen Weihe, in Burgund und Italien nach ihr. Ausgenommen von diesen Bestimmungen wurden die Bischöfe des Kirchenstaates, die auch künftig nur vom Papst abhingen. So war der Sieg des Königtums in Deutschland größer als der der Kirche.

Lothar von Supplinburg zum Kaiser gewählt.

Heinrich V., der im Jahre 1125 kinderlos starb, hatte seinen Neffen Friedrich von Staufen zu seinem Erben bestimmt, und derselbe hatte auch die meiste Aussicht zur Nachfolge in der königlichen Würde; doch regte sich gegen ihn auch eine starke Opposition unter Führung der Erzbischöfe von Köln und Mainz. Zur Wahl hatte sich am 24. August 1125 in Mainz eine überaus glänzende Versammlung eingefunden; fast sämtliche Reichsfürsten waren zugegen, und die Zahl ihrer Begleiter wird auf 60 000 geschätzt. Den Vorsitz führte nach altem Brauch Adalbert von Mainz. Seiner überaus geschickten, geradezu verschlagenen Leitung gelang es, Friedrich von Staufen beiseite zu schieben und die Wahl Lothars von Sachsen, des früheren Grafen von Supplinburg, durchzusetzen. Am dritten Tage erhob plötzlich eine Anzahl Laien den Ruf: „Lothar sei König!" Sie ergriffen ihn, setzten ihn auf ihre Schultern und riefen ihn trotz seines Einspruchs zum König aus (siehe untenstehendes Bild). Wenn auch einige Fürsten und Bischöfe diese Art der Wahl nicht anerkannten, so wußte sie Adalbert schließlich doch umzustimmen. Und so wurde dem Lothar am 30. August endgültig gewählt und am 13. September in Aachen gekrönt.

Lothar von Supplinburg zum Kaiser gewählt.

Gott will es!

Schon seit Jahrhunderten war es fromme Sitte geworden, an den Stätten zu beten, wo der Heiland gelebt und gelitten. Glaubte man doch dadurch von der Last seiner Sünden befreit zu werden. Niemand hatte bisher die Pilger gestört. Nachdem aber 1072 die Türken Palästina erobert hatten, drang häufig Kunde von Mißhandlung

„Gott will es!“ Nach einem Gemälde von G. A. Vanaise. (Text S. 63)

und Greuel nach Europa. Solche Klage führte auch der Einsiedler Peter von Amiens vor Papst Urban II., dem er zugleich eine Bittschrift des Patriarchen von Jerusalem überreichte. Als bald darauf auch Kaiser Alexius von Konstantinopel um Beistand gegen die Türken bat, beschloß Urban, einen großen Heerzug nach dem heiligen Lande zu organisieren und dieses den Türken zu entreißen. Zu diesem Zwecke berief er 1095 eine Kirchenversammlung nach Piacenza und später nach Clermont. Hier, wo ganze Scharen von Bischöfen, Fürsten und Herren erschienen waren, suchte der Papst mit glühenden Worten die Herzen zum Kampfe zu entflammen. „Wehe uns, daß wir stille sitzen und ruhig zuschauen der Schmach der Stadt Gottes! Darum auf, meine Geliebtesten, waffnet euch! Ablaß der Sünden und ewiges Leben sei der Lohn im heiligen Streit!" Unbeschreiblich war die Wirkung. „Gott will es!" rief die Menge, und viele ließen sich zum Zeichen ihrer Teilnahme ein Kreuz auf die Schulter heften. So wie Urban hier, suchte Peter von Amiens anderwärts zum Kreuzzug zu begeistern (siehe Bild S. 64), und nicht minder gewaltig war sein Erfolg bei Rittern und Volk.

Von den Kreuzzügen.

Im Frühjahr 1096 brachen Peter von Amiens und der Ritter Walther von Habenichts an der Spitze ungeordneter und schlecht bewaffneter Scharen auf, um durch Ungarn und die Balkanhalbinsel nach dem gelobten Lande zu ziehen. Da sie aber unterwegs wie Räuber hausten, wurden sie wie Räuber erschlagen, und wohl keiner hat das Ziel erreicht. Gegen den Herbst desselben Jahres setzten sich auch die Ritterheere zum ersten geordneten Kreuzzug in Bewegung, zu Wasser und zu Land, jeder Fürst an der Spitze seiner Schar, allen voran Gottfried von Bouillon, der Herzog von Niederlothringen. Und siebenmal im ganzen sind Könige, Fürsten und Völker Europas dieselben Wege gezogen; über einen Zeitraum von fast 200 Jahren erstreckten sich die Kreuzfahrten, und etwa 7000000 Menschen nahmen daran teil. Es war eine wunderbare Bewegung, die das Christenvolk wie ein Taumel ergriffen hatte. „Es schieden Gatten von Gatten, Eltern von Kindern, und kein Band der Liebe fesselte stark genug, um die Begeisterung

Abschied Elisabeths von Thüringen von ihrem Gemahl bei dessen Aufbruch zum Kreuzzuge. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 68)

Kreuzfahrer in einen Hinterhalt geratend. (Text S. 68)

Weihnachten der Kreuzfahrer in Bethlehem. Nach einem Gemälde von F. Kirchbach. (Text S. 68)

zu hemmen.“ So nahm am Johannistage 1227 auch Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, genannt der Heilige, Abschied von seiner treuen Gemahlin Elisabeth und seinen unmündigen Kinderchen (siehe Bild auf S. 65). Elisabeth war untröstlich; sie wollte sich durchaus nicht von dem Gatten trennen, weil bange Ahnungen von Unglück und Tod ihr Herz erfüllten. Wohl waren solche Befürchtungen berechtigt; denn tausend Gefahren umlauerten die kühnen Gottesstreiter, besonders in den wasserlosen Wüsten Kleinasiens. An Hunger und Durst, Krankheit und Mühsal starben hier täglich Hunderte, und dazu umschwärmten arglistige Türken die müden Wanderer Tag und Nacht oder sandten aus sicherem Hinterhalt den tückischen Pfeil (siehe Bild S. 66). Hatte man aber endlich die heiligen Orte erreicht, die Geburtsstätte zu Bethlehem oder das Grab zu Jerusalem, dann war alles Leid vergessen, und „gar lieblich war es zu schauen, mit welcher Andacht und mit welcher Glut frommer Sehnsucht die Gläubigen sich ihnen nahten, mit welchem Jubel und mit welcher geistlichen Freude sie die Stätten der Erinnerung küßten“ (siehe Bild S. 67). Freilich waren die tatsächlichen Erfolge der Kreuzzüge recht gering. Wohl wurde das heilige Land zu einem großen Teil erobert, ja sogar ein christliches Königreich Jerusalem gegründet, aber der teuer erkaufte Besitz ging allmählich Stück für Stück wieder verloren, die letzten Plätze im Jahre 1291.

Die heilige Elisabeth. Nach einem Gemälde von A. Matignon.

Die heilige Elisabeth.

Elisabeth, eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, kam schon als vierjähriges Kind auf die Wartburg. Hier wurde sie von Landgraf Hermann erzogen und 1221 im Alter von 14 Jahren seinem Sohn Ludwig angetraut. Den Ehebund segnete sonniges Glück, wenn auch die allzu große Freigebigkeit der schwärmerisch frommen Fürstin ihrem Gatten nicht immer gefiel. Soll sie doch während einer Hungersnot einmal 64000 Goldgulden verteilt und täglich gegen 900 Arme gespeist haben. Gar manche Legende erzählt von solch frommen Werken. Von vielen sei nur eine mitgeteilt, das Rosenwunder:

Sie stieg herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die Gaben spendende, hohe Frau,
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au.
Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.
So geht sie ruhig — doch Argwohn stahl
Durch Verräters Mund sich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erschrockne: „Was trägst du da?“
„Herr, Blumen!“ bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!“
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.
Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt;
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.
Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Tal sich herabgewandt
Und die Armen gespeiset mit milder Hand.

(L. Bechstein.)

Das Glück der milden Landgräfin wurde viel zu früh jäh zerrissen; denn ihr Gemahl starb 1227 auf dem Kreuzzug. Unsagbar war ihr Leid; doch fand sie einigen Trost in ihren Liebeswerken. (Siehe obenstehendes Bild.) Dergleichen mißfiel aber dem Thüringer Hof, und darum wurde sie von ihrem Schwager Heinrich Raspe, dem Vormund ihrer Kinder, samt diesen von der Wartburg verstoßen. Später siedelte sie nach ihrem Witwensitz Marburg über und führte fortan unter dem Einfluß ihres Beichtvaters Konrad das Leben einer Heiligen. Doch nicht nur heißer Andacht und strengen Bußübungen gab sie sich hin, sondern übte auch weiter werktätige Liebe. Ihre Einkünfte verteilte sie an Kirchen und Arme; ihr Haus richtete sie zu einer Herberge für Kranke ein und unterzog sich bei ihrer Wartung der niedrigsten Dienste, oder sie spann wie die geringste Magd und kleidete sich in ein grobes Gewand. Diesem aufreibenden Leben erlag die zarte Frau gar bald. Schon 1231 starb sie, erst 24 Jahre alt. Drei Jahre später wurde sie von Papst Gregor IX. heilig gesprochen; am 1. Mai 1236 ward ihr Sarg im Beisein der landgräflichen Familie und des Kaisers Friedrich II. nochmals der Erde enthoben, und der Kaiser zierte das Haupt der Heiligen mit einer goldenen Krone, um sie „als eine ewige

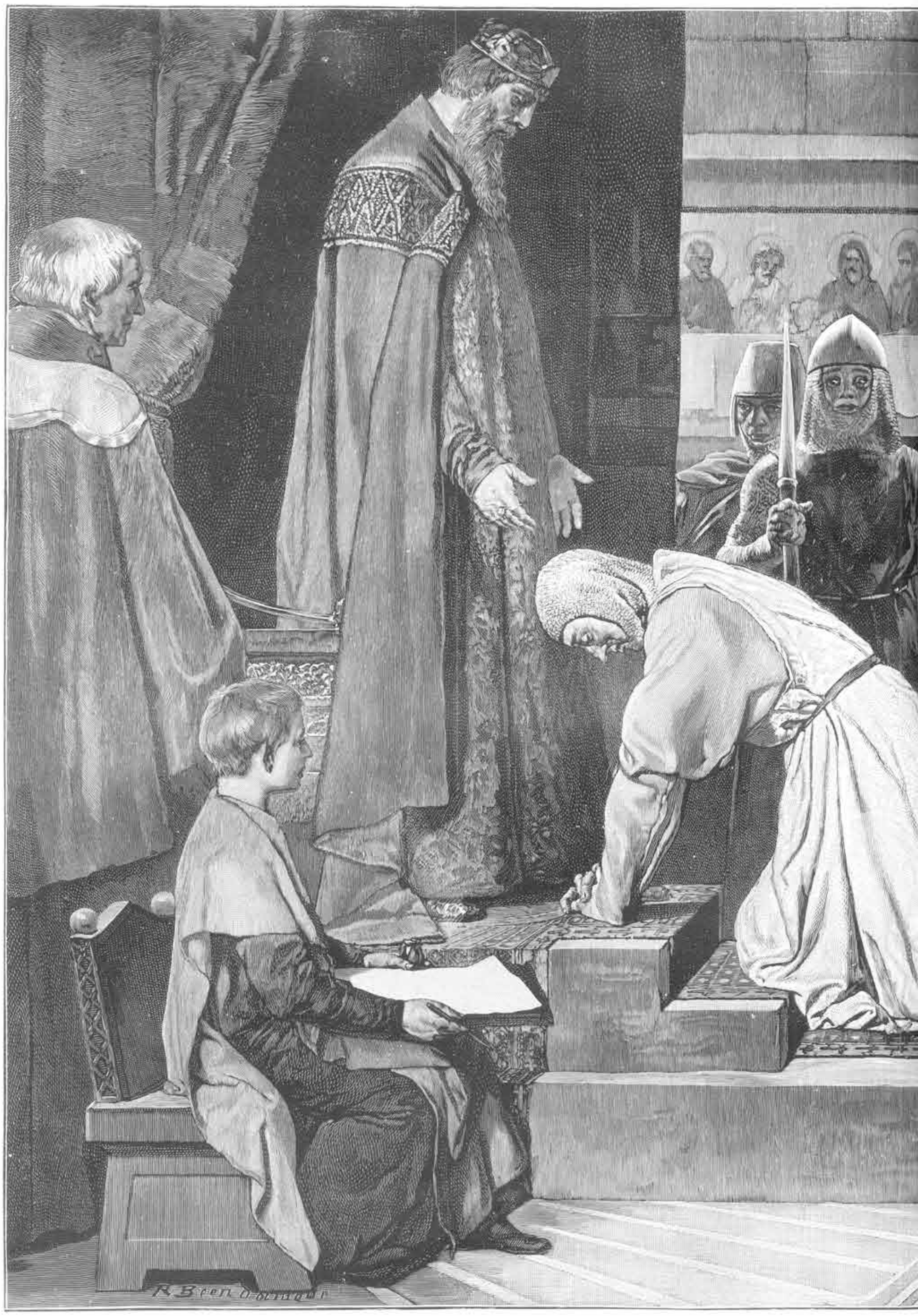
Die Krönung der heiligen Elisabeth. Nach einem Gemälde von Herm. Kaulbach. (Text S. 68)

Königin im Reiche Gottes zu ehren". Diesen feierlichen und ergreifenden Akt zeigt das Bild auf S. 69. Rührend ist es zu sehen, wie der kleine Sohn der Landgräfin, Hermann, sich beim Anblick der toten Mutter voll Schmerz an den Kaiser schmiegt, während neben ihm seine Schwestern knieen, Sophie getröstet, Gertrud in kindlicher Neugier.

Friedrich I. von Hohenstaufen.

Hohenstaufen! Ein Klang von Größe tönt aus diesem Namen und weckt Erinnerungen, die zu den stolzesten des deutschen Volkes gehören. Im Jahre 1138, nach dem Ableben Lothars von Sachsen, war der erste Staufer zum König der Deutschen gekürt worden, Konrad III. Wohl hatte er einen mächtigen Nebenbuhler in Heinrich dem Stolzen aus dem Geschlechte der Welfen, der von seinem Schwiegervater Lothar zu Bayern auch Sachsen überkommen hatte. Aber in siegreichem Kampfe zerbrach der König die gewaltige Macht Heinrichs, und dessen Sohn, auch einem Heinrich, später der Löwe genannt, verlieh er nur Sachsen. Auf Konrad folgte 1152 sein Neffe Friedrich I., der Kaiser Rotbart, wie ihn das Volk in Liebe und Stolz noch heute nennt. Er söhnte sich kurz nach seiner Wahl mit Heinrich dem Löwen aus, indem er ihm Bayern zurückgab, und gewann dadurch in ihm einen treuen Helfer für das Hauptwerk seines Lebens, die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht in Italien. Dort war seit Heinrich IV. das deutsche Ansehen fast gänzlich erloschen, und die größeren Städte Oberitaliens, die seit den Kreuzzügen durch Handel mit dem Morgenlande mächtig emporblühten, gingen damit um, sich in unabhängige Republiken zu verwandeln, oft auf Kosten der schwächeren Gewalten.

Besonders übermütig war Mailand. Im Jahre 1153 drangen laute Klagen zum Kaiser, daß es sich unerträglicher Übergriffe gegen das kleine Lodi schuldig gemacht habe; es hatte nicht nur die Stadt vollständig zerstört und die Einwohner gezwungen, sich in vier offenen Orten der Umgegend anzusiedeln, sondern auch die Abhaltung eines Marktes verboten, als durch ihn einer der Orte wieder aufblühte. Friedrich untersagte den Mailändern jede weitere Bedrückung der unglücklichen Stadt; aber sein Gesandter entging kaum persönlicher Mißhandlung, und das kaiserliche Schreiben wurde zur Erde geworfen, sein Siegel zerbrochen. Solcher Frevel forderte Sühne. Darum zog Friedrich, der sich 1155 zum Kaiser hatte krönen lassen, im Jahre 1158 zum zweiten Male nach Italien, um an der Spitze eines gewaltigen Heeres von 50000 Mann Mailand zu züchtigen. Die Stadt wurde eng eingeschlossen, die Umgegend furchtbar verwüstet. Seuchen brachen aus, und Hungersnot drohte. Da erschienen die zwölf Konsuln als Vertreter der Bürgerschaft im Bußgewand, nackte Schwerter am Halse, Asche auf dem Haupte und Kreuze in den Händen, und flehten den Kaiser fußfällig um Gnade. Der Friede wurde ihnen gewährt; doch mußte die Stadt dem Kaiser Treue schwören, dazu 9000 Mark Silber als Strafe zahlen und 300 Geiseln stellen.

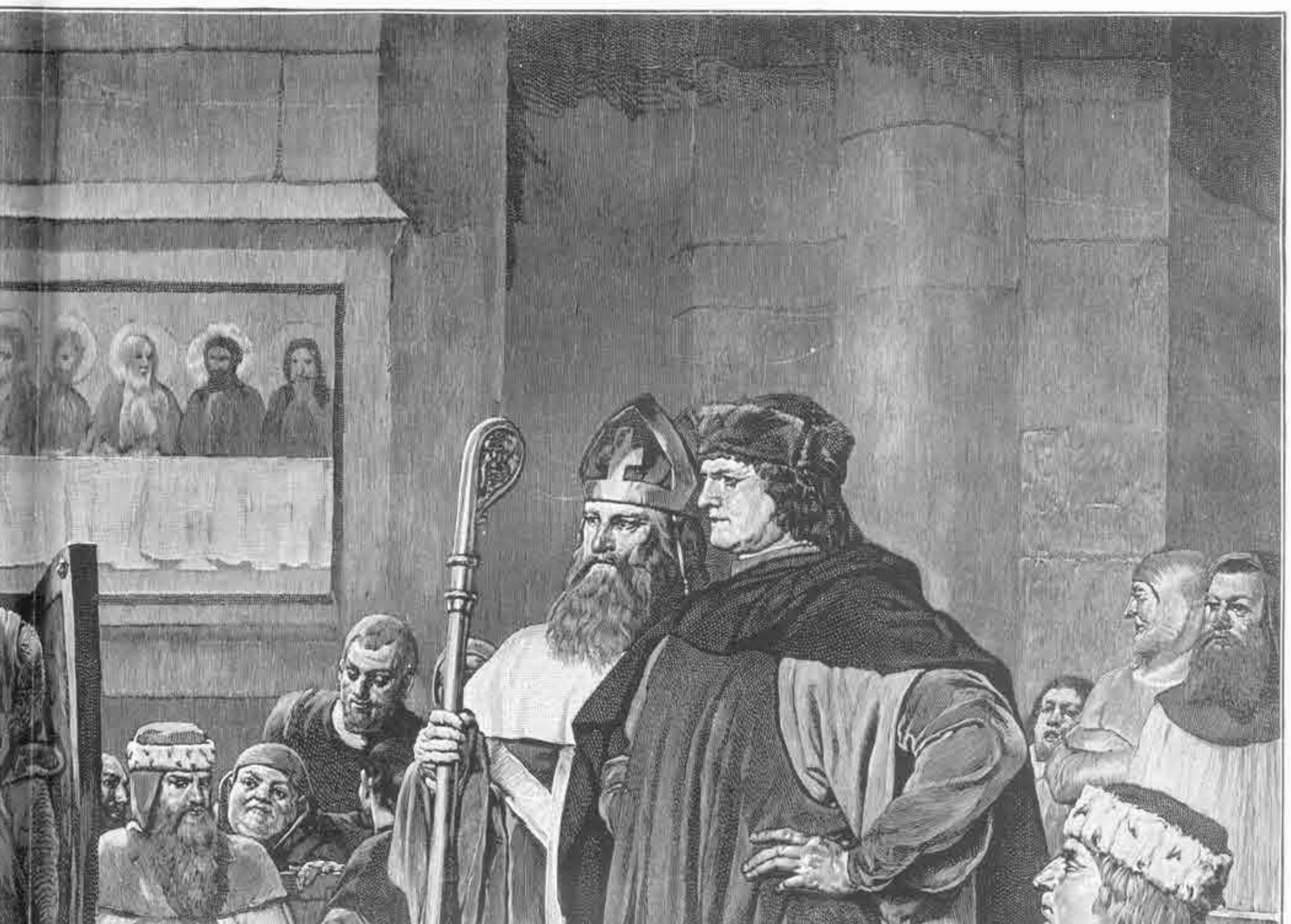


Heinrich der Löwe vor Kaiser Barbarossa. Na

Nach diesem Siege hielt der Kaiser auf den ronkalischen Feldern bei Piacenza einen Reichstag ab und ließ durch vier berühmte Rechtsgelehrte der Universität Bologna und 28 Vertreter der Städte die kaiserlichen Hoheitsrechte festsetzen. Da „sprachen sie dem Kaiser zu die Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, die Einsetzung der Konsuln, die Münzen, die Gefälle, das ‚Fodrum' (Lieferung für den Unterhalt des Heeres), die Abgaben, die Häfen, das Straßengeld, die Mühlen, die Fischereien, Brücken und allen Nutzen, der sich aus dem Wasserlauf ergibt, sowie nicht nur vom Land, sondern auch von ihren eigenen Köpfen die Entrichtung eines jährlichen Zinses. Und nachdem alles dies dem kaiserlichen Schatze zugewiesen war, verfuhr Friedrich mit solcher Milde gegen die früheren Besitzer, daß, wer immer durch gesetzmäßige Urkunden beweisen konnte, daß er etwas Derartiges durch Schenkung der Könige besitze, dieses jetzt als kaiserliches Lehen und im Namen des Reiches besitzen sollte". (Ragewin, Taten Kaiser Friedrichs. Krämer, a. a. O.)

Die Mailänder waren die ersten gewesen, welche auf diese Rechte verzichtet hatten; wenige Monate darauf widersetzten sie sich aber der Durchführung der Beschlüsse, ebenso Crema und Genua. Bürger Mailands verjagten sogar die kaiserlichen Gesandten, welche die Wahl der Konsuln beaufsichtigen sollten. Da ergrimmte der Kaiser und schwur,

die Krone nicht eher wieder aufs Haupt zu setzen, als bis er die meineidige Stadt der Erde gleichgemacht habe. Nach dem Eintreffen deutscher Verstärkungen griff er jedoch zuerst Crema an. Der Kampf wurde mit der äußersten Erbitterung und der fürchterlichsten Grausamkeit geführt; denn die Stadt war sehr stark befestigt, dazu durch sumpfige



ch einem Gemälde von P. Janssen. (Text S. 72)

Umgebung geschützt, und ihre Bürger galten als die kühnsten Krieger. Ragewin, Friedrichs Geschichtschreiber, berichtet hiervon folgendes:

„Ein Jammer war es, zu sehen, wann die, welche außen waren, die Häupter der Gefallenen abhieben, mit diesen wie mit Bällen spielten und zu grausamem Schauspiel und Spotte gebrauchten, während die in der Stadt die Gefangenen von den Unsern ohne Mitleid auf den Mauern gliedweise zerstückten und so ein jämmerliches Schauspiel boten. Dieses Unheil bereitete Friedrich Trauer und gerechte Entrüstung. Als er die Erbitterung der Sinnlosen nicht hemmen und der Wut der Rasenden nicht Einhalt tun konnte, beschloß er, gegen die Hartnäckigen strenge Sühne zu üben. Er befiehlt daher, an den Gefangenen derselben Rache zu nehmen, und läßt sie vor den Mauern an den Galgen hängen. Das störrige Volk aber, das allzusehr mit Gleichem entgegentreten wollte, schleppte ebenfalls einige der Unsern, die gefangen lagen, zum Tode und hing sie ans Kreuz. Da er glaubte, ihrem zügellosen Sinn entgegentreten zu müssen, ließ er die Geiseln derselben an die Maschinen binden und so ihren Wurfmaschinen gegenüberbringen. Die Rebellen aber, was selbst bei den Barbaren unbekannt, zu sagen schrecklich, zu hören unglaublich ist, richteten nicht minder häufige Würfe gegen die Türme, und nicht rührte sie das natürliche Band des Blutes, noch das Mitleid mit dem jugendlichen Alter. Und so kamen einige der Knaben durch Steinwürfe elend um; andere noch unseliger überlebend, erwarteten hängend den grausamsten Tod und die Schauer des schrecklichen Geschickes.“ (Krämer, a. a. O.)

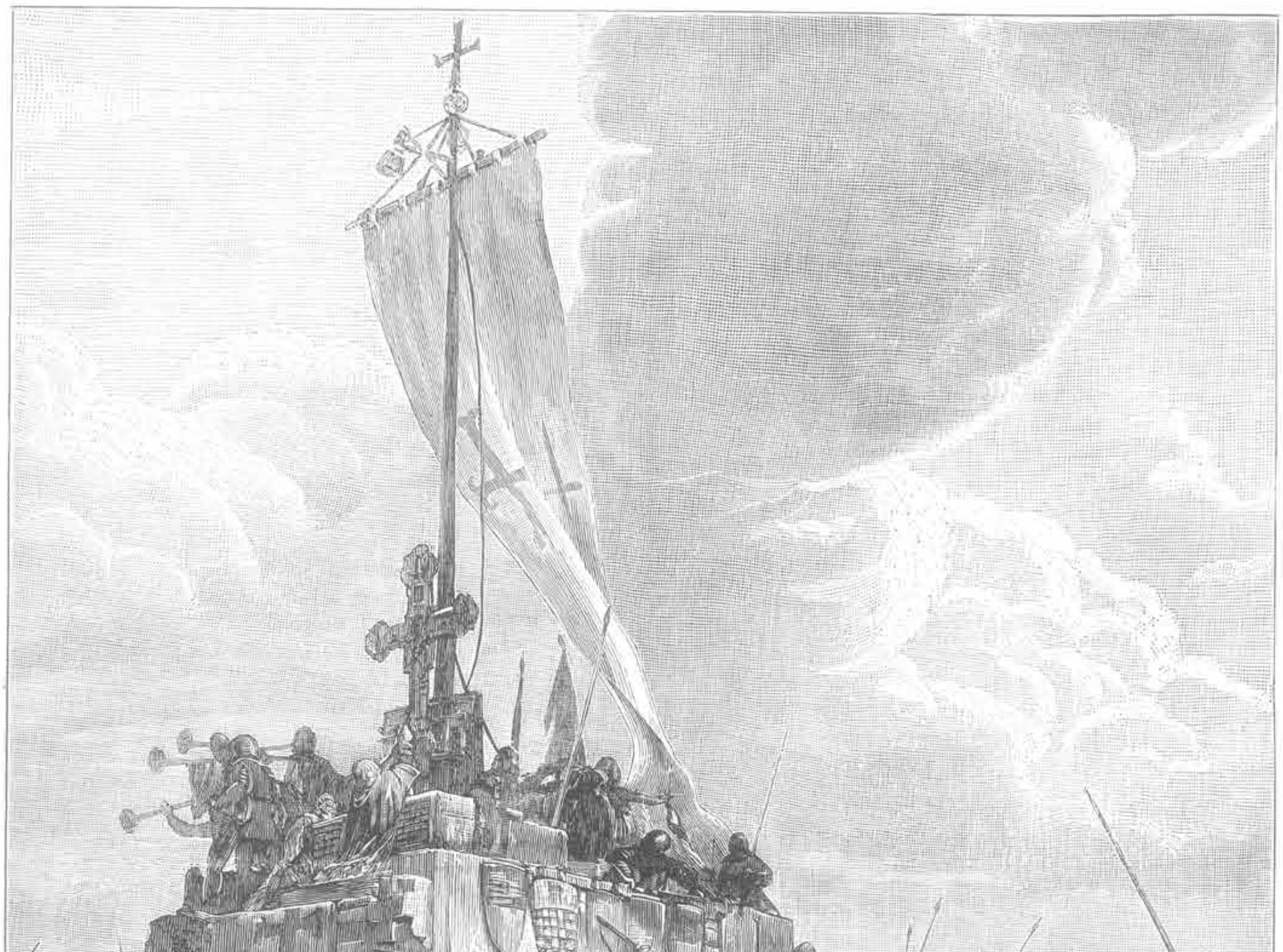
Endlich mußte sich Crema doch ergeben. Die Bewohner erhielten freien Abzug, die Stadt aber wurde verbrannt und vollständig dem Erdboden gleichgemacht. — Im folgenden Frühjahre legte sich der Kaiser auch vor Mailand. Die Felder wurden in einem Umkreis von 3—4 Meilen völlig verwüstet, die Burgen der Umgebung gebrochen. Verzweiflungsvoll suchte Mailand den Ring der Belagerer zu zersprengen, doch vergebens; er wurde immer enger, und Hungersnot mit ihrem Gefolge, Krankheit und Seuche, zog abermals ein. So wurde die Stadt gezwungen, sich am 1. März 1162 auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Furchtbar war das Strafgericht, das nun über sie hereinbrach. Binnen acht Tagen mußten alle Bewohner die Stadt verlassen. Dann zog der Kaiser über die niedergerissene Mauer in die öden Straßen ein, und es folgte auf Verlangen der feindlichen Nachbarn, wie Lodi und Pavia, der grausame Spruch auf Vernichtung. Acht Tage später bezeichnete ein ungeheures Ruinenfeld die Stätte, wo vorher ein blühendes Gemeinwesen gestanden hatte. Nach solchem Falle erlosch auch bald der Widerstand der anderen Städte.

So schien Friedrich augenblicklich Herr der Lage zu sein. Doch schon war ihm ein neuer Feind erstanden in Papst Alexander III. Dieser hatte die höchste geistliche Würde zu gleicher Zeit mit Papst Viktor IV. erhalten, weil sich im Kardinalkollegium zwei Parteien gegenüberstanden. Der Kaiser erklärte sich für Viktor und ließ durch ein Konzil zu Pavia seine Wahl als rechtsgültig bezeichnen; Alexander hingegen wurde feierlich gebannt. Er antwortete darauf mit der Bannung des Kaisers, 1160, und schloß sich später den erbitterten Lombarden an, die bald nach ihrer Niederlage zu einem Bund zusammengetreten waren, um nochmals ihre Unabhängigkeit zu verteidigen. Zum vierten Male erschien darum Friedrich in Italien, um zunächst den Papst zu züchtigen. Rom wurde im Sturm genommen, kaum konnte sich Alexander durch die Flucht retten. Doch eine furchtbare Seuche raffte die Blüte des kaiserlichen Heeres dahin, und eilends mußte Friedrich nach Deutschland zurückkehren, wobei er in Susa nur mit Mühe einem Mordanschlag der Bürger entging.

Nun flammte in Oberitalien allerorten die Empörung auf; Mailand wurde wieder hergestellt, und am oberen Po baute der lombardische Bund eine starke Festung, die dem Kaiser zum Hohn den Namen Alessandria erhielt. Erst 1174 konnte Friedrich wieder nach Italien

ziehen. Nachdem er Susa zur Strafe für den geübten Verrat in Asche gelegt hatte, belagerte er Alessandria, doch erfolglos; nach sieben Monaten mußte er die Belagerung aufheben, weil ein großes lombardisches Heer zum Entsatz herannahte. Der Kaiser erhoffte Verstärkung aus Deutschland, vor allem durch Heinrich den Löwen, seinen tapferen Waffengefährten in vielen Feldzügen. Aber Heinrich verweigerte diesmal die Heeresfolge, wohl aus Sorge um seine eigene Machtstellung; selbst Friedrichs persönliche Bitten bei einer Zusammenkunft mit Heinrich, vielleicht in Partenkirchen, blieben erfolglos. Trotzdem beschloß Friedrich den Angriff auf Mailand; aber als er 1176 bei Legnano auf den Feind stieß, fand er ihn in bedeutender Übermacht. Eine blutige Schlacht begann, und der Kaiser kämpfte vergebens um den Sieg. Besonders das feindliche Mitteltreffen, wo die Mailänder „Schar des Todes", die geschworen hatte, entweder zu siegen oder zu sterben, im Viereck aufgestellt war, und die „heilige Schar des Carroccio" den Fahnenwagen schützte, stand fest wie eine Mauer, unbeweglich, undurchdringlich. (Siehe nebenstehendes Bild.) Der Kaiser war nach solcher Niederlage des Kampfes müde und schloß darum im Jahre 1177 in Venedig mit Alexander Frieden. Er erkannte ihn als rechtmäßigen Papst an und wurde hierauf vom Banne gelöst. Zugleich gewährte er den Lombarden einen sechsjährigen Waffenstillstand, dem dann im Jahre 1183 der Friede zu Konstanz folgte. Darin verzichtete der Kaiser auf die ronkalischen Beschlüsse, sicherte sich aber eine Art Oberhoheit über die Städte.

Von Venedig zog Friedrich nach Deutschland zurück, um Heinrich den Löwen für seine Untreue zu bestrafen. Dreimal lud er ihn vor sich, doch Heinrich erschien nicht. Da wurde er geächtet und seiner Güter und Reichslehen für verlustig erklärt. Jetzt griff der Löwe zu den Waffen; allein rasch besiegt, eilte er 1180 nach Erfurt und demütigte sich hier vor dem Kaiser. (Siehe Bild S. 70—71.) Derselbe begnadigte ihn und ließ ihm Braunschweig und Lüneburg, verlangte aber, daß Heinrich das Reich bis auf weiteres meide. Bayern erhielt Otto von Wittelsbach. Dieser war bisher einer der treuesten Waffengenossen Friedrichs gewesen und hatte seine deutsche Gesinnung schon 1157 auf dem Reichstage zu Besançon bewiesen. Dort fanden sich Gesandte des Papstes Hadrian IV. ein, darunter Kardinal Roland, der spätere Papst Alexander III. Dieser verlas eine Beschwerdeschrift des Papstes, worin die Kaiserkrone ziemlich unverhüllt ein beneficium, d. h. Wohltat oder Lehen, des Papstes genannt wurde. Darob entstand unter den Fürsten große Entrüstung. Und da der Lärm mehr und mehr wuchs, soll einer der Legaten, „gleichsam das Schwert dem Feuer zufügend", gesagt haben: „Von wem hat er, wenn nicht vom Herrn Papst, die Kaiserherrschaft?" Ob dieses Ausspruches stieg der Zorn so, daß Otto von Wittelsbach mit gezogenem Schwert jenem den Tod drohte (siehe Bild S. 73). Friedrich dämpfte zwar die Aufregung; aber die Legaten mußten sofort abreisen.


Die Schlacht bei Legnano.

Zufolge der Eroberung Jerusalems durch Sultan Saladin beschloß Kaiser Friedrich, sich an die Spitze eines Kreuzzuges zu stellen. Nachdem er sein Haus geordnet und vor allem dem Reich einen Nachfolger in seinem Sohn Heinrich VI. gegeben hatte, nahm er am 11. Mai 1189 in Regensburg Abschied von den Seinen. (Siehe Bild S. 73.) Ahnten sie, daß es ein Scheiden für immer war? Noch wollten ihn die Söhne

Kardinal Roland. Kanzler Rainald. Friedrich I. Otto von Wittelsbach. Heinrich der Löwe. Herzog Welf von Braunschweig.

Otto von Wittelsbach und die päpstlichen Legaten. Nach einer Originalzeichnung von H. Plüddemann.

zurückhalten; aber die heilige Pflicht rief, und er folgte. — Nach unendlichen Beschwerden kam das Kreuzheer 1190 an die Südküste Kleinasiens. Hier fand jedoch der Kaiser in dem Flusse Saleph einen plötzlichen Tod. Um rascher zum Vortrab des Heeres zu gelangen, wollte er das reißende Gewässer zu Roß durchschwimmen. Aber der Greis hatte nicht mehr so viel jugendliche Kraft als Mut; die Wellen ergriffen ihn, und als man ihm zu Hilfe kam, war er bereits entseelt. (Siehe Bild S. 74.) Niemand weiß, wo ihm das Grab bereitet wurde. Die deutsche Volkssage aber glaubte nicht an seinen Tod, sondern versetzte ihn nach dem Kyffhäuser. (Siehe Bild S. 74.) Dort schlafe er in unterirdischem Schlosse und werde einst wiederkommen. Zuweilen tut sich der Berg auf, und wer Glück hat, kann dann den Kaiser sehen. Er sitzt auf einem elfenbeinernen Stuhl; sein Haupt stützt er auf einen Tisch aus Marmor, durch den sein roter Bart gewachsen ist. Von Zeit zu Zeit läßt er durch einen Zwerg erkunden, ob noch die Raben um den Berg fliegen; denn so lange muß er schlafen.

Barbarossas Abschied vor seiner Kreuzfahrt. Nach einem Gemälde von L. Gey. (Text S. 72)

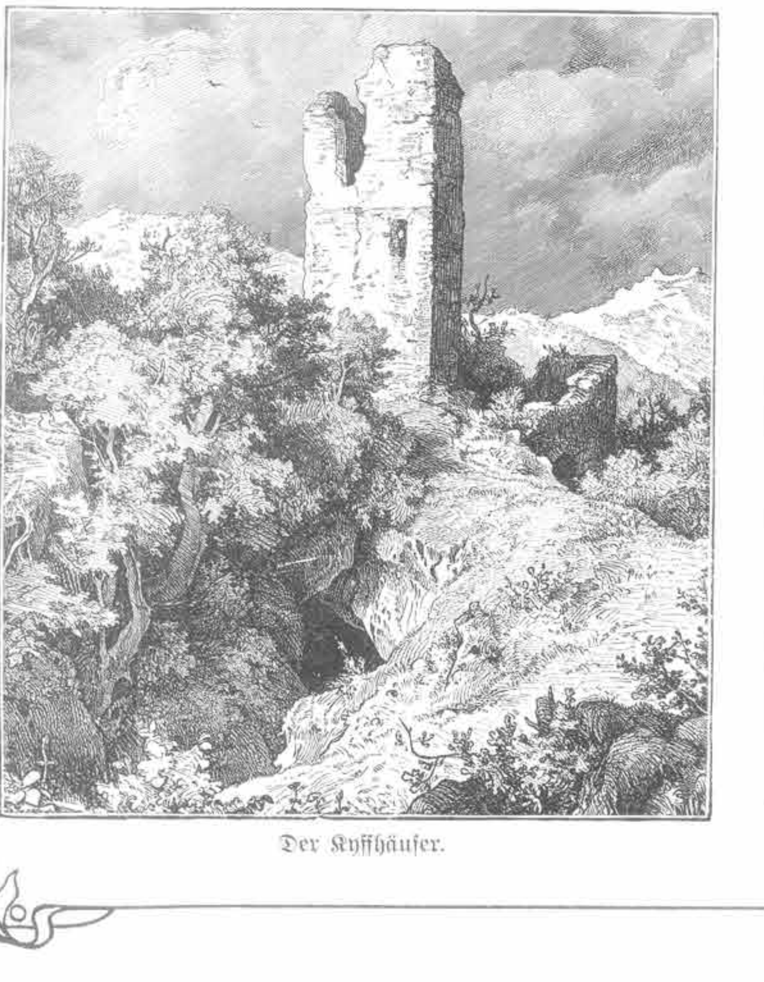
Einzug Heinrichs VI. in Palermo.

Heinrich VI. war seit 1186 mit Constantia vermählt, der Erbin des sicilischen Normannenreiches. Als aber hier der letzte König starb, erhob das Volk aus Abneigung gegen die Fremdherrschaft den ritterlichen Tankred zu seinem Nachfolger. Darum mußte Heinrich das ihm zustehende Land erst erkämpfen. Das gelang ihm nach Tankreds Tode im Jahre 1194, und nun hielt er in Palermo, der Hauptstadt Siciliens, seinen feierlichen Einzug. (Siehe nebenstehendes Bild.) Nachdem die Bürger mit höchstem Eifer und mit dem größten Aufwande des Triumphes Pomp vorbereitet hatten, wurde die ganze Stadt mit Teppichen und Kränzen geziert, und von Weihrauch und Myrrhe dufteten die Straßen. Der Kaiser aber ordnete sein Heer in ritterlicher Zucht und zog dann mit den Fürsten in kaiserlicher Pracht und Herrlichkeit in die Stadt ein. „Alle spendeten ihm reichlich rühmende Zurufe; das Volk, das in den Straßen umherstand, fiel, da es den Erhabenen erblickte, nach der Sitte jenes Landes vor ihm nieder, das Antlitz zu Boden senkend. So wurde er in die Königsburg aufgenommen und ergab sich dem Genusse des Friedens. Und mit vielen Geschenken wurde er von den Bürgern geehrt, den trefflichsten Pferden, goldnen Sätteln, schmuckreichem Pferdegeschirr und verschiedenartigen Dingen aus Gold, Silber und Seide. Alles dieses spendete er freigebig dem Heere", um es an sich zu fesseln. (Nach Otto von Freisingen, Krämer, a. a. O.)

Einzug Kaiser Heinrichs VI. in Palermo. Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Cloß.

Philipp von Schwaben.

Nach dem frühen Tode Heinrichs VI. im Jahre 1198 hätte die deutsche Königskrone eigentlich seinem unmündigen Sohne Friedrich gebührt; denn ihn hatten die Fürsten im April 1196 gewählt. Da aber die Wahl unter einem gewissen Druck erfolgt war, wurde sie jetzt beanstandet, und nach längerem Schwanken kam endlich eine Doppelwahl zu stande: die staufisch gesinnten Fürsten kürten zu Mühlhausen i. Th. Philipp von Schwaben, den jüngsten Bruder Heinrichs, und die Freunde der Welfen wählten in Köln Otto, den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen. Wieder brach eine Zeit unsäglichen Jammers über Deutschland herein. „Das Getümmel der Parteien erfüllte besonders die Rheinlande, späterhin auch Sachsen und Thüringen, die furchtbar zu leiden hatten. Die Macht der Krone litt unheilbare Wunden; Reichsgut und bis dahin zäh behauptete Kronrechte wurden mit vollen Händen verteilt, um neue Anhänger zu gewinnen, die alten zu erhalten." (Gebhardt, a. a. O.) Die Mehrheit des Reiches hatte Philipp hinter sich. Für ihn war auch der treue Wächter deutschen Wesens, Herr Walther von der Vogelweide, in seinen Liedern eingetreten. „Bekehre dich und höre, o Deutschland, meine Lehre: dem Philipp setz die Krone auf!" hatte er die Fürsten ermahnt. Und als dann am 8. September 1198 der junge Staufer in Mainz mit seiner Gemahlin Irene feierlich gekrönt wurde (siehe Bild S. 75), sang er folgenden Liebesgruß:



Der Kyffhäuser.

Barbarossas Tod. Nach einer Originalzeichnung von W. Friedrich. (Text S. 73)

Walther von der Vogelweide singt im Jahre 1198 bei der Krönung Philipps von Schwaben und seiner griechischen Gemahlin. (Text S. 74)
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

„Die Kron' ist älter als der König Philipp ist:
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maß verliehen.
Sein kaiserliches Haupt geziemt ihr also gut,
Daß, wer sie scheiden will, als ein Verräter tut;
Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehen:

Sie leuchten sich einander an,
Die edlen Steine mit dem jungen süßen Mann:
Der Anblick muß den Fürsten wohlgefallen.
Wen nun nach anderm Herrn verlangt,
Der schaue, wem der Waise* überm Scheitel prangt:
Der mag ein Leitstern sein den Fürsten allen."

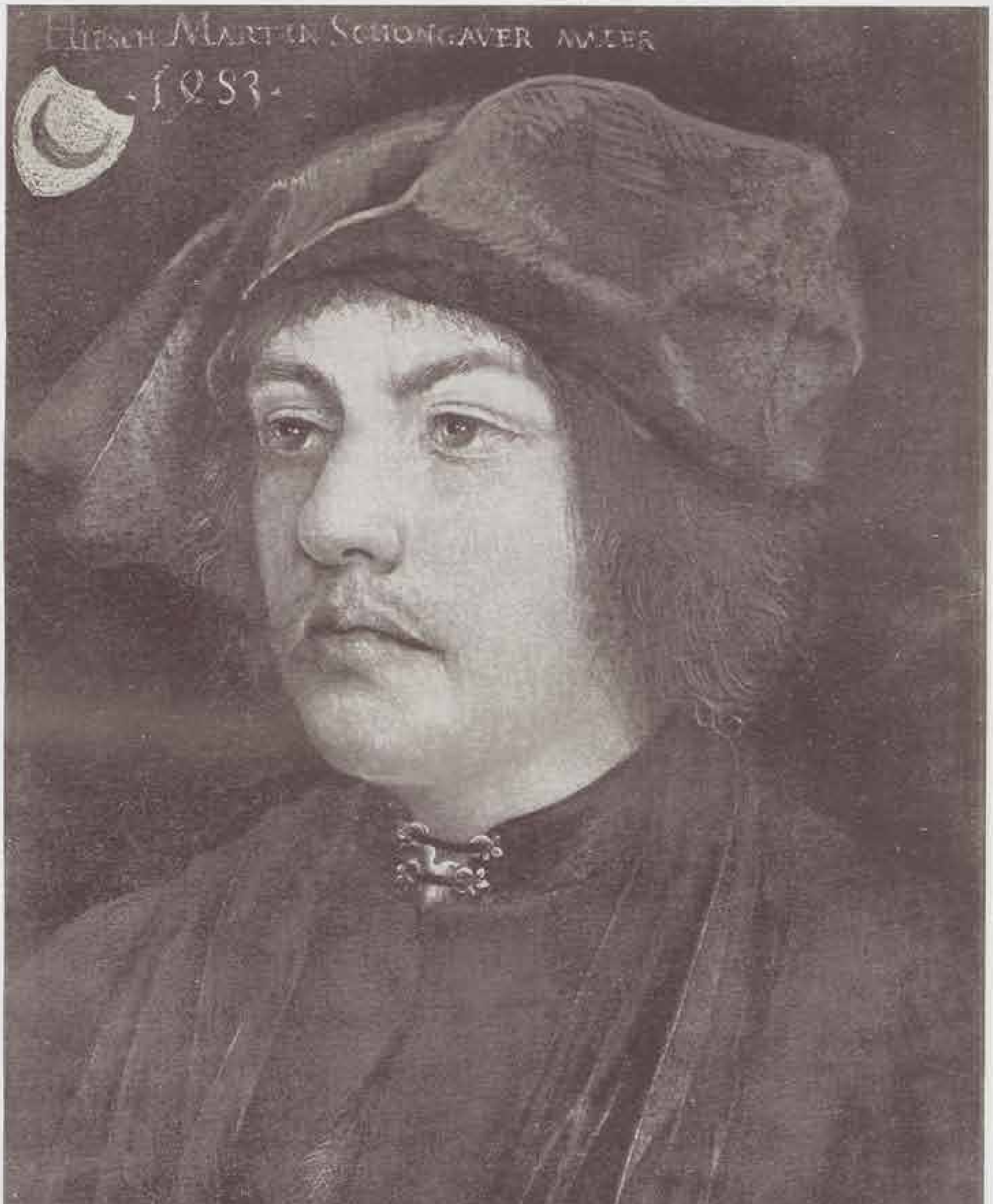
* Der Waise war der Hauptedelstein der Krone.

Als ein Jahrzehnt darauf Philipps Glück fest gegründet schien, traf ihn leider der Mordstahl des leidenschaftlichen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Er hatte diesem eine seiner Töchter zur Ehe versprochen, dann aber die Verlobung aufgegeben, wahrscheinlich im Hinblick auf die wilde Sinnesart Ottos. Diese Kränkung und wohl auch der Argwohn, daß der König einer anderweitigen Bewerbung Hindernisse bereite, veranlaßten Otto zu der grausigen Tat. Es war am 21. Juni 1208; der König hielt Hof in Bamberg und pflegte, von einem Aderlaß etwas ermüdet, in einem stillen Zimmer der Ruhe; nur der greise Bischof von Speier, Konrad von Scharfenberg, und der treue Truchseß Heinrich von Waldburg waren bei ihm. „Eine Schachpartie sollte eben ihren Anfang nehmen, als es an die Türe klopfte. Auf den frohgemuten Hereinruf des Königs erschien Otto von Wittelsbach, und ersterer empfing ihn mit freundlich scherzenden Worten. Das bloße Schwert, das Otto in den Händen trug, erregte keinen Verdacht; denn der Pfalzgraf hatte schon oft durch gauklerisches Waffenspiel dem König Vergnügen bereitet. Aber der unheimliche Blick seiner Augen machte den Harmlosen stutzen. Er verbat sich für diesmal das Spiel. Mit dem Rufe: ‚Jetzt soll es auch kein Spiel sein!' stürzte Otto auf den wehrlosen König zu. Und noch ehe die anderen es hindern konnten, fuhr das Schwert nieder. Mit durchschnittenem Halse taumelte Philipp noch einige Schritte vorwärts und stürzte dann leblos zu Boden." Der Mörder entkam, nachdem er auch dem Truchseß eine schwere Wunde im Gesicht beigebracht hatte. (Siehe untenstehendes Bild.) „Wie ein glänzender Stern vom Himmel herab, also bist du gefallen, du Edelstein unter den Königen, untergegangen ist die Sonne, und es ist Nacht geworden," klagte der Mönch von Salmansweiler über den Tod des Hohenstaufen. Nach Philipps Tode wurde Otto IV. auch von den Staufen als König anerkannt, da er sich mit dessen Tochter Beatrix verlobte.

Die Ermordung Philipps von Schwaben durch Otto von Wittelsbach. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

Friedrich II.

Friedrich II. verlebte seine Jugend in Italien. Beim Tode des Vaters war er erst vier Jahre alt; dennoch ließ ihn seine Mutter Constantia in dem Dom zu Palermo zum sicilischen König krönen (siehe Bild S. 77), freilich unter Anerkennung der früheren päpstlichen Lehenshoheit. Als auch sie frühzeitig starb, übernahm Papst Innocenz III. laut Testament die Regierung Siciliens und die Vormundschaft über Friedrich. Unter seiner Obhut wuchs er heran, reich begabt und hochgebildet, aber mehr Italiener als Deutscher. — Im Jahre 1212 bewarb er sich um die deutsche Königskrone, obgleich Kaiser Otto IV. noch lebte; denn Sicilien war ihm zu eng; seiner hochstrebenden Seele schwebte eine Heldenlaufbahn vor, wie die seines großen Ahnen Barbarossa. Eine stattliche Zahl deutscher Fürsten wählte ihn auch; doch erst im Jahre 1215 wurde er allgemein anerkannt und in Aachen feierlich gekrönt.



Original in der Alten Pinakothek zu München.

Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Martin Schongauer, Selbstbildnis.

Kopie von H. Burgkmair.

Die Krönung Kaiser Friedrichs II. im Dome zu Palermo. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick. (Text S. 76)

Kaiser Friedrich II. empfängt bei Stolzenfels am Rhein seine Braut Is

…abella von England. Nach einem Aquarell von A. Zick. (Text S. 80)

Friedrich II. verabschiedet sich in Marburg von den nach Preußen abziehenden Rittern des Deutschen Ordens. Nach einem Gemälde von P. Janssen.

Unsere Bilder auf Seite 78—80 veranschaulichen uns zwei wichtige Begebnisse aus Friedrichs reichbewegtem Leben. Im Jahre 1235 harrte er mit einer Schar edler Ritter bei Stolzenfels am Rhein. Bald legte ein glänzendes Schiff an, und ihm entstieg Isabella, die liebliche Tochter Heinrichs III. von England, des Kaisers auserwählte Braut. Knieend empfing er die Geliebte, um sie von hier nach Worms zu führen, wo dann in auserlesener Pracht die Hochzeit stattfand.

Ein Jahr darauf, an einem Maientag, sehen wir den Kaiser in Marburg. Ritter in weißen Mänteln mit schwarzem Kreuz ziehen an ihm vorüber und jubeln ihm begeistert zu, und den Rittern folgt niederes Kriegsvolk. Es sind Mitglieder des Deutschen Ritterordens, der im Jahre 1190 im heiligen Lande gegründet worden war, kampferprobte und wettergebräunte Gestalten. Sie ziehen nach dem heidnischen Preußen, um dort in unwegsamer Wildnis mit Schwert, Bibel und Axt Christentum und Kultur auszubreiten. Herzog Konrad von Masovien hat sie gerufen, damit sie ihm Hilfe leisten gegen das heidnische Preußenvolk; das Reich aber hatte ihrem damaligen Hochmeister Hermann von Salza und seinen Nachfolgern das etwa eroberte Land als Reichslehen zugesichert. Darum ruht auch des Kaisers Auge mit Ernst auf dem Ritter, der von ihm Abschied nimmt, und die Linke legt er ihm wie segnend auf die Schulter. Heiße Wünsche begleiten die kühnen Männer.

Beide Bilder zeigen uns den Kaiser auf deutschem Boden, in stiller Friedenstätigkeit. Doch hielt er sich meistens in Italien auf, und Kampf war das Hauptwerk seines Lebens, besonders Kampf gegen die Anmaßungen des Papsttums. Gregor IX., ein Greis an Jahren, aber ein Jüngling an Leidenschaft, schleuderte im Jahre 1227 den Bann gegen den Kaiser, weil dieser zögerte, den bei seiner Krönung versprochenen Kreuzzug auszuführen. Auch besetzte er Sicilien, als Friedrich ein Jahr darauf nach Palästina gezogen war. Doch in raschem Siegeslauf zwang ihn der Kaiser zum Frieden. Innocenz IV. erneuerte den Bannfluch im Jahre 1245 und erklärte den Kaiser sogar für abgesetzt; aber dieser blieb ungebeugt, bis ihn am 13. Dez. 1250 der Tod erlöste.

Hinrichtung Konradins von Hohenstaufen.

Als Konrad IV., der Sohn und Nachfolger Friedrichs II., im Jahre 1254 gestorben war, suchte sein Bruder Manfred Sicilien und Neapel dem Staufengeschlecht zu erhalten, verlor jedoch gegen Karl von Anjou, den der Papst damit belehnt hatte, 1266 Sieg und Leben. Karl gelangte dadurch in den Besitz des Landes, machte sich aber bald durch grausame Härte so verhaßt, daß seine Gegner Konrads Sohn, den fünfzehnjährigen Konradin, einluden, das väterliche Erbe wiederzugewinnen. Der Jüngling beschloß, dem Ruf Folge zu leisten, trotzdem ihn seine Mutter unter Tränen bat, nicht nach Italien zu gehen. Im Herbst 1267 zog er an der Spitze eines Heeres über die Alpen. Wohl erreichte er sein Königreich; aber bei Tagliacozzo wurde er nach anfänglichem Sieg von den Franzosen geschlagen und auf der Flucht mit seinem Freunde Friedrich von Baden gefangen genommen. Sein Schicksal war entschieden.

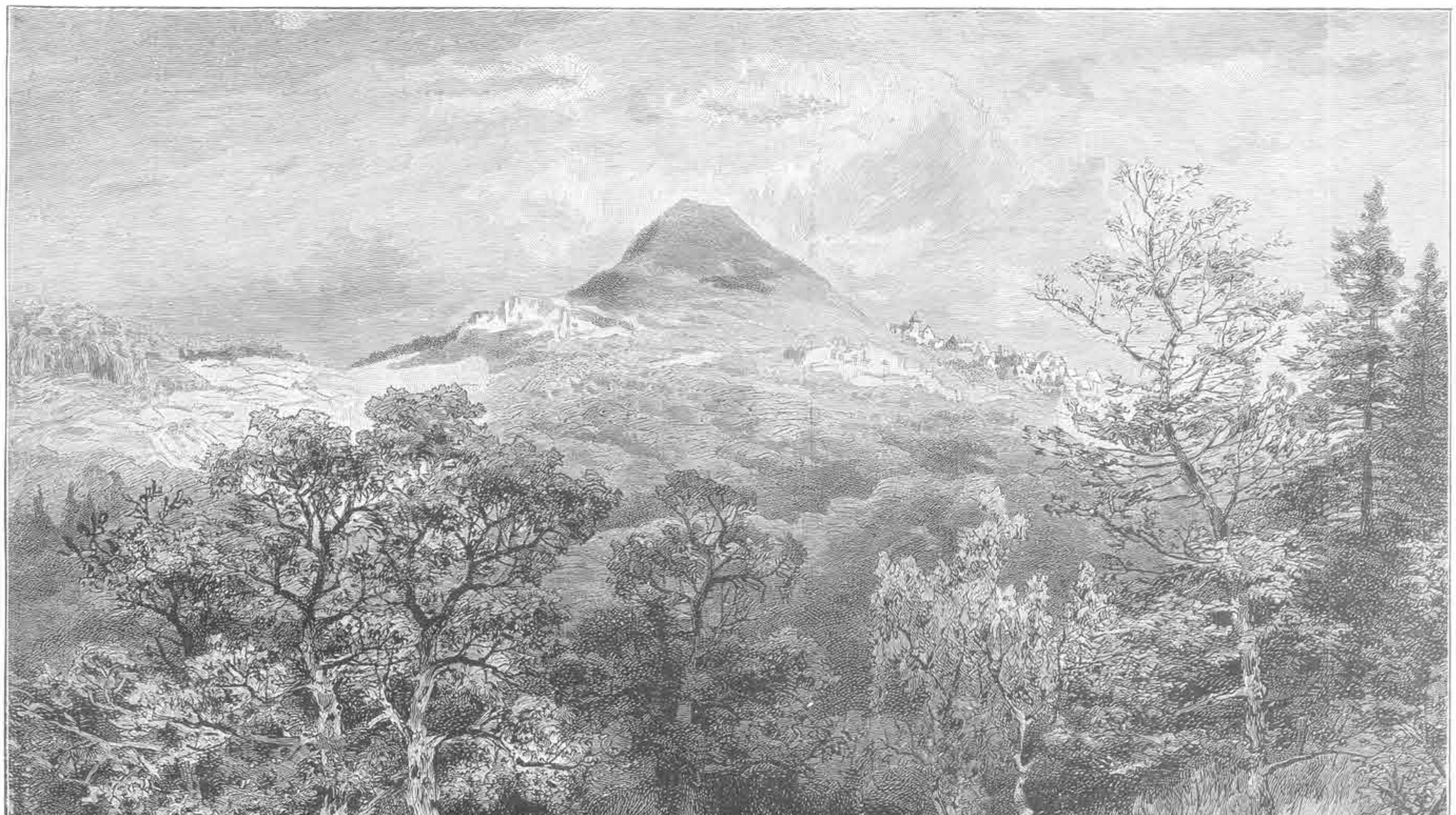
Karl von Anjou sprach über beide Jünglinge wegen Hochverrats das Todesurteil aus, obgleich nur ein einziger Richter, Robert von Bari, sie schuldig fand. Am 29. Oktober 1268 wurden sie zu Neapel, im Angesicht des rauchenden Vesuvs, dem Henker überliefert.

Hinrichtung Konradins von Hohenstaufen zu Neapel im Jahre 1268.

Konradin warf seinen Handschuh vom Blutgerüst hinab, damit er Peter von Aragonien gebracht werde, zum Zeichen, daß er ihm alle Rechte auf Sicilien übertrage. Dann rief er: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. — O Mutter, welches Leid bereite ich dir!“ Diese Worte, sowie seine Jugend und Schönheit erzeugten wohl Mitleid, aber keine Rettung. Hierauf umarmte der Unglückliche seinen Freund und empfing knieend den Todesstreich.

Rudolf von Habsburg.

Seit dem Tode Friedrichs II. befand sich das Deutsche Reich in einem Zustand größter Zerrüttung; denn weder Konrad IV., noch sein Gegenkönig Wilhelm von Holland vermochten dem Königtum irgend welches Ansehen zu verschaffen. Ja, die deutsche Krone war so verachtet,



Der Hohenstaufen. Nach einer Originalzeichnung von R. Stieler.

daß nach Wilhelms Tode kein Deutscher sie mehr tragen wollte. An fremde Fürsten verkauften die Wähler ihre Stimmen um schnödes Geld, ein Teil an Richard von Cornwallis, ein anderer an Alfons von Castilien. So hatte freilich Deutschland zwei Könige, aber in Wirklichkeit so gut wie gar keinen. Alfons ist z. B. niemals nach Deutschland gekommen. Man nennt darum die Jahre von 1254—1273 das Interregnum oder Zwischenreich. Es war die traurigste Zeit, die unser Vaterland jemals erlebt hat; denn Zwietracht zerriß alle Bande frommer Sitte und Ordnung. Fürsten und Stände lagen in ewiger Fehde und plünderten oder verwüsteten das Land; viele Ritter wurden Wegelagerer und überfielen den Kaufmann, der zur Messe zog. Ja, Rauben und Morden, Sengen und Brennen war überall an der Tagesordnung, und kein Richter, kein Recht schützte den friedlichen Bürger und Bauer vor der Gewalt der stärkeren Faust. Als darum im Jahre 1272, nach dem Tode Richards von Cornwallis, Papst Gregor X. die Fürsten Deutschlands ermahnte, durch Wahl eines deutschen Königs dem trost- und friedlosen Zustande ein Ende zu bereiten, fand er in weiten Kreisen des deutschen Volkes die lebhafteste Zustimmung. Erzbischof Werner von Mainz lud die Kurfürsten, deren Zahl zum erstenmal auf sieben beschränkt wurde, nach Frankfurt ein und lenkte die Wahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg, dessen Besitz in der Schweiz und im oberen Elsaß lag. Stand er doch wegen seiner Ritterlichkeit und Frömmigkeit weit und breit in großem Ansehen. Von seinem frommen Sinn erzählt der Sänger in Schillers Ballade „Der Graf von Habsburg“ ein schönes Beispiel:

„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern —
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Mesner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset,
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

‚Was schaffst du?‘ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
‚Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.‘

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume,
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

‚Nicht wolle das Gott,‘ rief mit Demutssinn
Der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.‘“

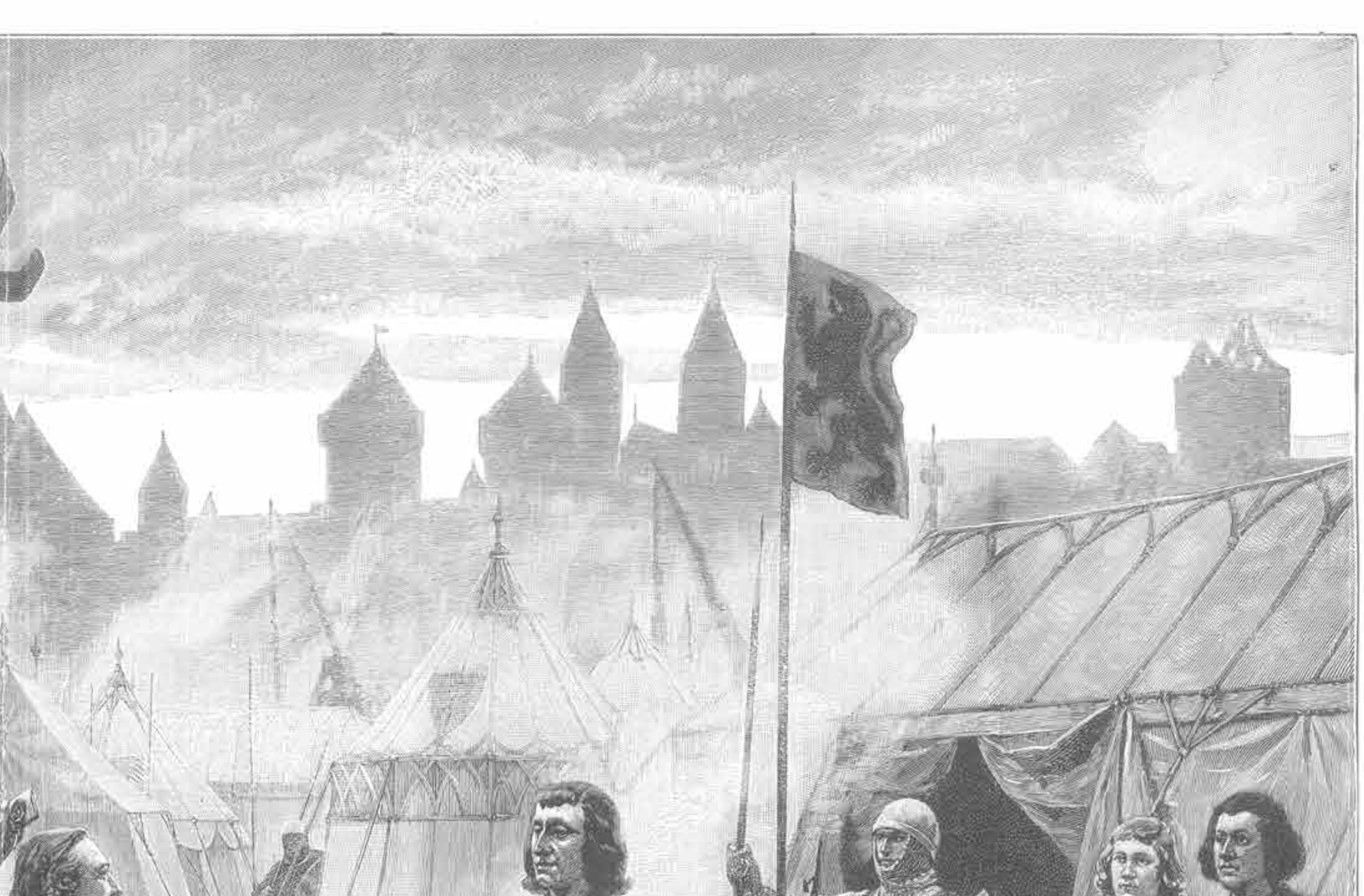
Derselbe Priester soll später Kaplan des Erzbischofs von Mainz geworden sein und ihm die fromme Tat Rudolfs erzählt haben. Werner

Burggraf Friedrich III. von Nürnberg überbringt dem Grafen Rudolf von Habsburg die

selbst schuldete dem Grafen Dank, weil er von ihm einst sicher über die Alpen geleitet worden war. Sein Vorschlag, Rudolf zum König zu erhöhen, gefiel den Wählern; denn nur einen Fürsten minderer Macht, den sie unter ihrem dauernden Einfluß halten konnten, wollten sie auf den Thron erheben. Einige, die noch schwankten, wurden durch die in Aussicht gestellte Vermählung mit einer Tochter Rudolfs gewonnen, und so kam denn am 29. September 1273 seine Wahl zu stande. Burggraf Friedrich von Nürnberg, sein treuer Vetter, überbrachte ihm die frohe Kunde, als er eben gegen den Bischof von Basel zu Felde

lag. (Siehe untenstehendes Bild.) Schnell schloß er mit dem Bischof einen Waffenstillstand und eilte nach Frankfurt.

In Aachen wurde er dann am 24. Oktober unter dem größten Jubel des Volkes gekrönt. Mit 20000 Rittern, so erzählt der Chronist, hatte man ihn in die Stadt eingeholt, so daß die Heerstraße auf drei Meilen hin die Scharen nicht zu fassen vermochte. Nach der Krönung wollte er die Fürsten in der Kirche belehnen, wie es jeder neue König



Nachricht seiner Erwählung zum deutschen König. Nach einem Gemälde von H. Knackfuß.

tun mußte. Als man aber am Altar stand, zeigte sich, daß das Reichszepter nicht zur Hand war, auf welches der Lehenseid geleistet zu werden pflegte. Um jede üble Vorbedeutung zu beseitigen, ergriff Rudolf schnell ein Kruzifix und sprach: „Dieses Kreuz, durch das die Welt erlöst wurde, wird ja wohl die Stelle eines Zepters vertreten können." (Siehe Bild S. 84.)

Nachdem die Aachener Festlichkeiten zu Ende waren, zeigte Rudolf in einem ehrerbietigen Schreiben seine Wahl dem Papst Gregor X. an und bat ihn um die Kaiserkrönung. Zugleich bestätigte er ihm alle Machtansprüche in Italien, ja versprach sogar einen Kreuzzug. Aber weder Romfahrt noch Kreuzzug sind zu stande gekommen; denn Rudolf verglich Italien mit der Höhle des Löwen, von welcher der Fuchs der Fabel sagt: „Ich sehe wohl die Fußstapfen derer, die glücklich hineinkommen, aber nicht derer, die wieder herauskommen." So blieb die Haupttätigkeit des Königs auf Deutschland beschränkt.

„Während alle Fürsten Rudolf als König anerkannten, hatte sich bis dahin Ottokar, König von Böhmen, geweigert. Dieser Fürst hatte während des Interregnums Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain unter seine Herrschaft gebracht und als der mächtigste Reichsfürst selbst nach der deutschen Krone gestrebt. Seiner stolzen Seele war der Gedanke unerträglich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Unterwürfigkeit schuldig zu sein. Rudolf forderte die Zurückgabe der Länder, welche Ottokar an sich gebracht, als erledigte Reichslehen. Auf zwei Reichstagen war der stolze Böhmenkönig geladen, ohne zu erscheinen. Auf einer dritten Versammlung zu Augsburg erschien ein Bischof als sein Gesandter und griff in einer lateinischen Rede Rudolfs Wahl und Königtum mit harten Worten an. Dieser aber gebot ihm Stillschweigen und sagte: ‚Herr Bischof, wenn Ihr mit Euren Geistlichen zu reden habt, so sprecht Lateinisch, so viel Ihr Lust habt; hier aber sprechet Deutsch, wie es Brauch ist!' Er befahl dem Bischof, sofort abzureisen; dann erfolgte der Spruch des Fürstengerichts, der Ottokar ächtete und aller seiner Lehen verlustig erklärte. Da aber der Böhmenkönig auf seine große Macht trotzte, so beschloß Rudolf, den Reichskrieg gegen ihn zu eröffnen.

„Durch Bündnisse gestärkt, rückte er ungehindert in Österreich ein, dessen Einwohner, der strengen Herrschaft Ottokars überdrüssig, sich fast alle ohne Schwertstreich unterwarfen. Ottokar mußte sich im Jahre 1276 zu einem Vergleiche bequemen, indem er Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain abtrat, Böhmen und Mähren aber als Lehen empfing. Die feierliche Belehnung erfolgte öffentlich in Rudolfs Lager.

„Bald aber fühlte Ottokar bittere Reue, sich gedemütigt zu haben, und die Spöttereien und Vorwürfe seiner ehrgeizigen Gemahlin reizten ihn noch mehr auf. Er griff von neuem zu den Waffen, und es kam zur Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien im Jahre 1278. Rudolf hatte befohlen, Ottokars Leben zu schonen, dieser aber einen Preis demjenigen versprochen, der ihm seinen Gegner tot oder lebendig liefern würde. Furchtbar wütete der Kampf; Ottokar wurde erschlagen; Rudolf, von einem böhmischen Ritter vom Pferde geworfen, lag unter diesem, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor den Hufen der über ihn stürmenden Rosse. Bald hob er sich unter seinem Pferde empor und errang den Sieg." (Aus Stacke, Erzähl. a. d. Gesch. d. Mittelalters.) Nach der Schlacht zeigte man ihm die Leiche Ottokars, und er kniete zu stillem Gebet vor ihr nieder. (Siehe Bild S. 85.)

Rudolfs Königtum war jetzt unbestritten, und seine Hauptsorge war nun darauf gerichtet, seine Hausmacht zu vermehren, um den Fürsten gegenüber seine Stellung zu sichern. Zu diesem Zwecke verlieh er seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die österreichischen Lande und vermählte seine sechs Töchter mit angesehenen Fürsten, z. B. Guta mit

Kaiser Rudolf von Habsburg ergreift bei seiner Krönung statt des fehlenden Zepters das Kruzifix. (Text S. 83)
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

Kaiser Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars nach der Schlacht auf dem Marchfelde. (Text S. 83)

Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

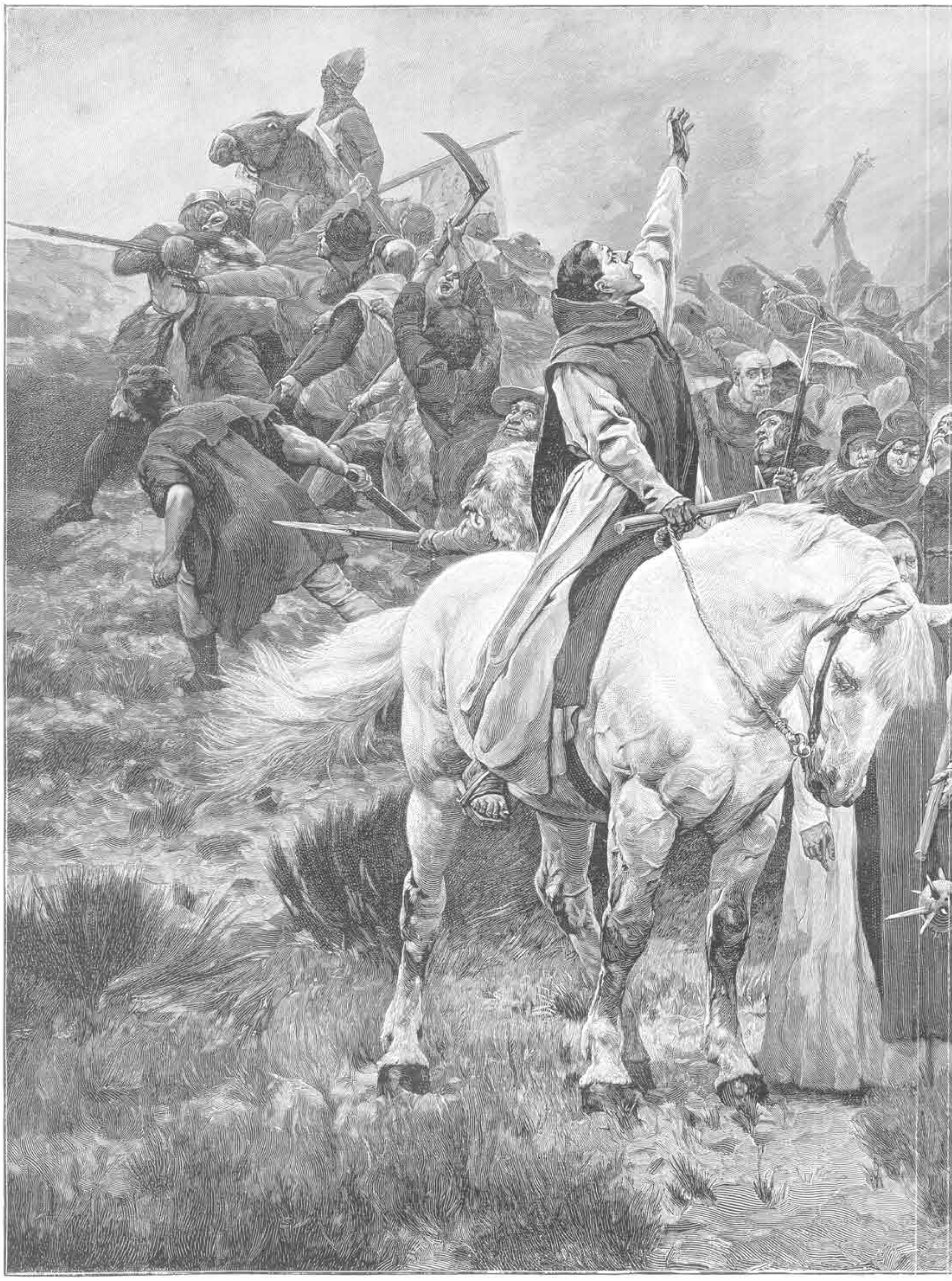
Wenzel von Böhmen. Doch auch für des Reiches Wohl und Ordnung war er unermüdlich tätig, vor allem durch erfolgreiche Bekämpfung des Raubrittertums. Mit unerbittlicher Strenge ließ er z. B. in Thüringen 29 gefangene Raubritter hinrichten und 66 Raubburgen zerstören.

Der Versuch, dem Reich durch Besteuerung der Städte eine Einnahmequelle zu verschaffen, scheiterte an dem Widerstand der Bürger. darauf ein. Schleunigst rückte der Erzbischof seinen Feinden entgegen und hoffte sicher, sie zu besiegen. Soll er doch sogar einen ganzen Wagen Ketten und Seile mitgeführt haben, um die Gefangenen damit zu fesseln. Er berief auch seine Verbündeten, von denen die Grafen von Geldern und Luxemburg alsbald seinem Rufe folgten. Das vereinigte Heer rückte nach Worringen vor; aber der Brabanter hob die Belagerung der Feste unerwartet auf und zog dem Feinde entgegen. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni 1288 lagen sich beide Teile dicht gegenüber in der Fühlinger und Worringer Heide, zusammen etwa 55000 Mann. Fast vernahmen die Posten „der gegenseit'gen Wacht geheimes Flüstern". Am anderen Morgen, einem Sonntag, entbrannte die Entscheidungsschlacht. Ein breiter, von tiefen Gräben eingefaßter Weg

Die bergischen Bauern in der Schlacht bei Worringen.

Obgleich Rudolf von Habsburg redlich bemüht war, neben den kleinen auch die größeren Fehden im Deutschen Reiche möglichst zu verhindern, wurde doch während seiner Regierungszeit am Niederrhein ein langwieriger Erbschaftsstreit zum Austrag gebracht, der seit 1282 die Ebene zwischen Rhein und Maas durchtobt und jämmerlich verwüstet hatte. Es handelte sich um das Herzogtum Limburg, das die beiden jetzt zu Holland und Belgien gehörenden Provinzen Niederländisch- und Belgisch-Limburg umfaßte. Dort starb im Jahre 1280 Walram, der letzte Sproß des ältesten Zweiges der Herzöge von Limburg, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Sein Land beanspruchten darum gleichzeitig zwei Verwandte; da sie sich aber nicht einigen konnten, kam es zu erbittertem Streit, der bald einen allgemeinen Charakter annahm. Der eine Bewerber war des Verstorbenen Schwiegersohn, Graf Reinold von Geldern, als Erbe seiner auch bereits aus dem Leben geschiedenen Gemahlin Irmengard, der andere Walrams Neffe, Graf Adolf VII. von Berg, der aber bald sein Anrecht an Herzog Johann I. von Lothringen und Brabant, seinen Lehensherrn, für 32000 Mark verkaufte.

Beide Teile sahen sich nach Bundesgenossen um. Graf Reinold gewann für sich in erster Linie den Erzbischof Siegfried von Köln, einen stolzen und ehrgeizigen Kirchenfürsten, der einen mächtigen Anhang besaß und fortan der eigentliche Führer des Kampfes auf dieser Seite wurde, ferner den Grafen Heinrich von Luxemburg mit seinen Brüdern, endlich Adolf von Nassau und noch viele edle Ritter und Herren. Auf Herzog Johanns Seite standen vor allem Graf Adolf von Berg und die Bürger von Köln, die mit dem strengen Regiment ihres Erzbischofs schon lange unzufrieden waren. Jahrelang wütete der Krieg, zuerst in der Nähe von Aachen und Maastricht, später besonders im bergischen Land. Im Jahre 1287 kamen die gegen Johann von Brabant Verbündeten dahin überein, dem Hause Berg die Nachfolge von Limburg abzusprechen und sie dem Grafen von Luxemburg, als dem Enkel des verstorbenen Walram, zu übertragen. Graf Reinold von Geldern sollte sich mit der Nutznießung des Landes zufrieden geben.



Die bergischen Bauern in der Schlacht bei Wor

Durch diesen Vertrag sah sich der Brabanter geschädigt und eröffnete darum im Frühjahre 1288 den Krieg aufs neue, indem er in das Gebiet des Erzstiftes Köln einfiel und sich mit dem Heere der Kölner Bürgerschaft verband. Die Kölner verlangten, daß der Herzog ihnen zunächst beistände, die Zwingburg Worringen anzugreifen, die ihr Erzbischof am Rhein zwischen Köln und Neuß erbaut hatte. Johann ging auch

trennte die Heerhaufen. Nachdem sie von ihren Oberbefehlshabern, Erzbischof Siegfried und Herzog Johann, geordnet waren, wurden die Fahnen und Standarten entrollt, Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, und Schlachtgeschrei scholl über die weite Heide. Schnell entwickelte sich der Kampf auf der ganzen Linie. Furchtbar war der Anprall; denn es wurde auf beiden Seiten mit ebensoviel Tapferkeit

ringen. Nach einem Gemälde von P. Janssen.

wie Ingrimm gestritten, und immer lauter erscholl das Geklirr der Waffen. Bis in den Nachmittag währte das mörderische Gemetzel, ohne daß eine Entscheidung erfolgt wäre. Die Junisonne brannte so heiß hernieder, daß schließlich auf beiden Seiten eine Unterbrechung des Kampfes eintrat, weil die in Schweiß gebadeten, vor Durst beinahe verschmachtenden Krieger kaum noch die Waffen zu führen vermochten.

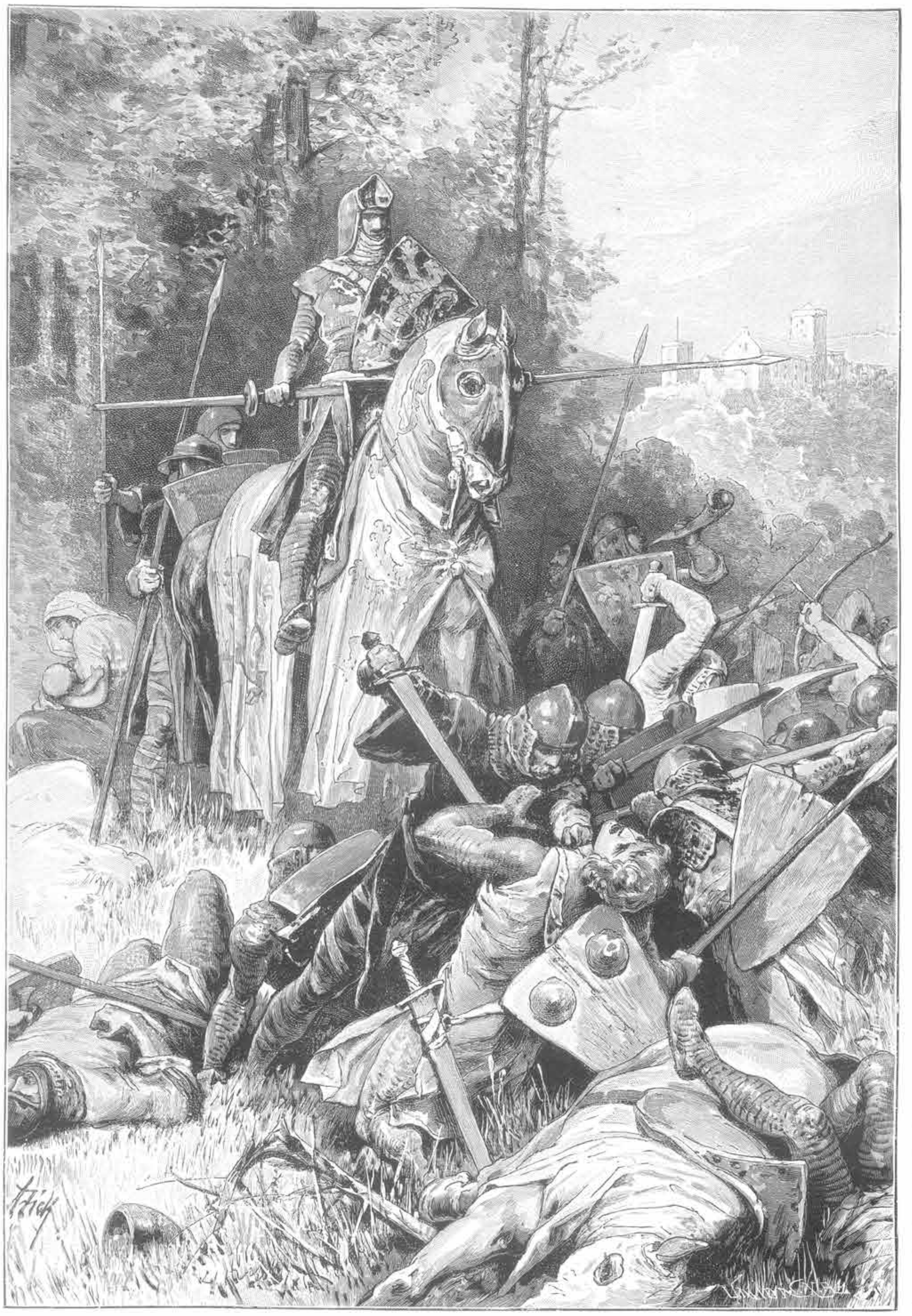
Diese Pause benutzte Graf Adolf von Berg, der bisher eine weise Zurückhaltung beobachtet hatte, und ließ jetzt seinen Bauern den Befehl zum Vorgehen zukommen. Diese waren zwar nur mit Sensen, Keulen und nägelbeschlagenen Morgensternen ausgerüstet, warteten aber schon längst mit Ungeduld auf den Angriff. Als sie endlich vorrücken durften, hielt ein bergischer Mönch, mit Namen Walther Dodde, der zu Pferde die Bauern begleitete und großes Ansehen unter ihnen genoß, eine feurige Ansprache an sie und brach am Schlusse in das weithin hallende Schlachtgeschrei aus: „Berge roemrik!" („Ruhmreiche Berger!") Hingerissen von der Beredsamkeit des Mönches, stimmte die Schar ein und wiederholte den Kriegsruf. (Siehe nebenstehendes Bild.)

Wie ein Ungewitter brachen sie alsdann los und hieben mit ihren furchtbaren Waffen so wütend und ungestüm drein, daß sie zuerst zwischen Freund und Feind gar keinen Unterschied machten, weil sie die bergischen Ritter in ihren Rüstungen nicht von den brabantischen unterscheiden konnten, und dabei schrieen sie unaufhörlich: „Berge roemrik, Berge roemrik!" Nur mit Mühe gelang es, ihren Eifer in die richtige Bahn zu lenken; dann aber wüteten die Sensen, Keulen und Morgensterne dermaßen unter den Feinden, daß die Erzbischöflichen zum Weichen gezwungen wurden. Bald gab es kein Halten mehr, die Flucht wurde allgemein. Als dann Erzbischof Siegfried selbst, nachdem sein Streitroß gefallen war, sich seinem Todfeinde Adolf von Berg ergeben mußte, war die Entscheidung gefallen. Auch viele von den Verbündeten des Erzbischofs kamen in Gefangenschaft, unter ihnen Graf Reinold von Geldern und Adolf von Nassau. Des Blutes war überaus viel vergossen worden; denn die Zahl der Getöteten wird auf 6000 angegeben. Eine Kapelle, die später auf dem Schlachtfelde errichtet wurde, hat die Erinnerung an das schreckliche Ereignis noch lange wach gehalten.

Die Folgen der Schlacht waren für die Beteiligten recht tiefgreifend. Kurz darauf wurde die Burg Worringen eingenommen und dem Erdboden gleichgemacht, was in Köln, wo man den siegreichen Brabanter jubelnd empfangen hatte, besondere Freude erregte. Herzog Johann nahm alsdann Limburg in Besitz. Reinold, den er erst nach drei Jahren gegen ein hohes Lösegeld aus der Gefangenschaft entließ, mußte allen Ansprüchen auf Limburg entsagen und dem Herzog drei Städte abtreten. Erzbischof Siegfried wurde von dem Grafen von Berg in hartem Gewahrsam auf Schloß Burg gehalten. Es wird erzählt, daß er in voller Rüstung in der Haft ausharren mußte; nur beim Essen wurden ihm Helm und Handschuhe abgenommen. Seine Freiheit bekam er erst nach Jahresfrist wieder, nachdem er sich dem Grafen gegenüber verpflichtet, nirgends am Rhein von der Sieg- bis zur Angermündung eine Burg oder Feste anzulegen und 12000 Mark Schadenersatz zu zahlen, und nachdem er auch mit den Bürgern seiner Stadt Frieden gemacht hatte. — In der ganzen Grafschaft Berg wurde der Sieg des Grafen Adolf mit Frohlocken begrüßt. Er und seine Gemahlin Elisabeth stifteten ein dauerndes Andenken daran, indem sie am 14. August 1288 das bisherige Dorf Düsseldorf zur Stadt erhoben. (Vergl. Herchenbach und Reuland, Geschichte des Limburger Erbfolgestreits.)

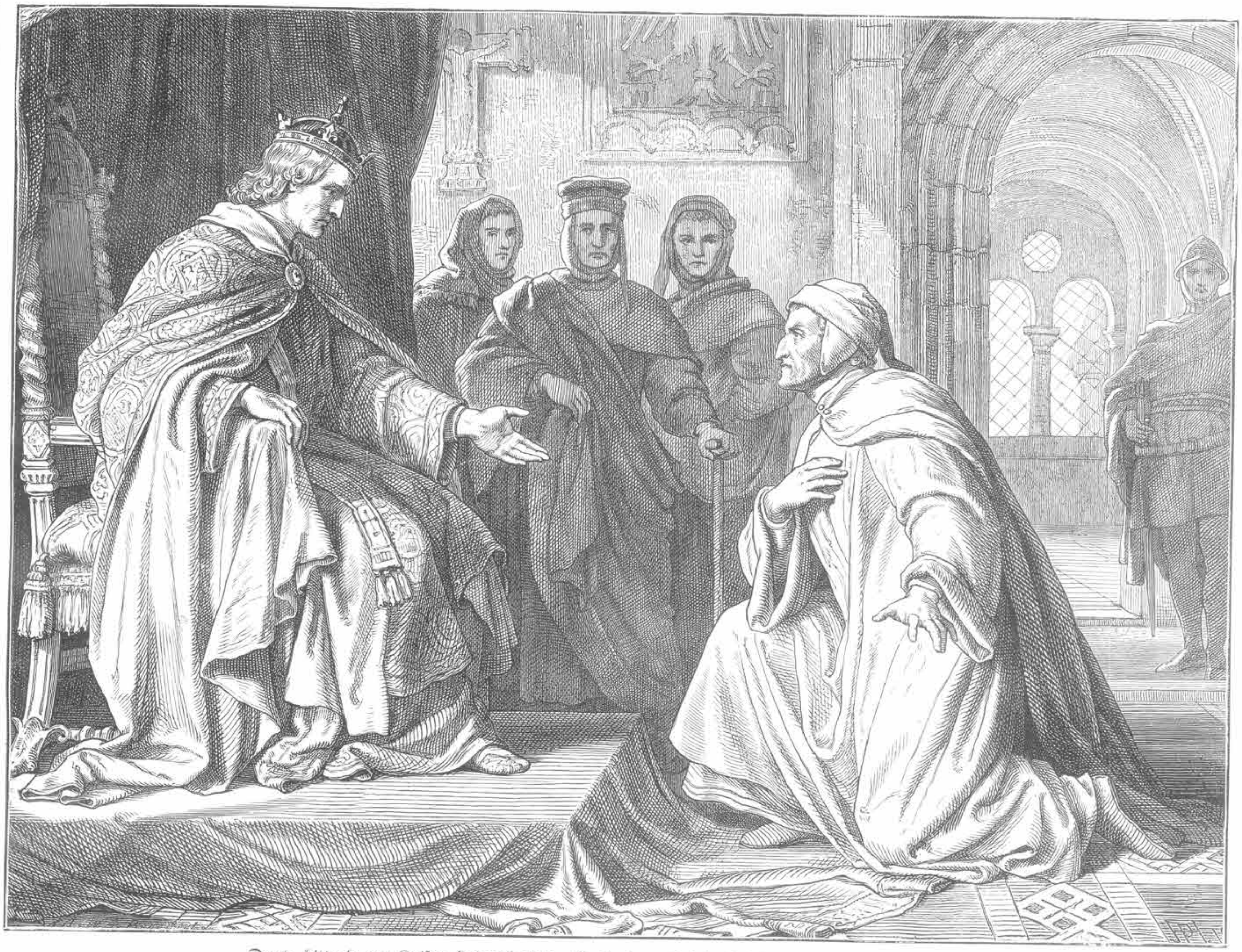
Friedrich mit der gebissenen Wange.

Rudolf von Habsburg war im Jahre 1291 gestorben, und nun hoffte sein Sohn Albrecht auf die Krone; doch die geistlichen Fürsten, bei denen die Entscheidung lag, verhielten sich ablehnend. Es wurde der von uns bereits erwähnte Graf Adolf von Nassau zum deutschen Könige gewählt. Sein geringer Hausbesitz und seine große Kinderschar verleiteten ihn aber, das Königsamt zur Erwerbung einer reichen Hausmacht und zu guter Versorgung der Familienmitglieder zu mißbrauchen. Das führte schließlich dazu, daß er im Jahre 1298 von einer Fürstenversammlung abgesetzt wurde, angeblich, weil er viele Verbrechen und Widerrechtlichkeiten gegen die Kirche und die Großen des Reiches, wie gegen das gemeine Volk begangen habe. An seiner Stelle rief man nun den früheren Thronbewerber, Albrecht von Österreich, zum König aus. Zwar kämpfte Adolf alsbald mit ihm um die Krone, verlor aber in der Schlacht bei Göllheim Sieg und Leben. König Albrecht zeigte freilich dasselbe rücksichtslose Streben nach Erweiterung seiner Hausmacht, wie Adolf von Nassau. Beide Könige stimmten in ihren Zielen auch insofern überein, als sie die thüringischen Lande für begehrenswerten Besitz hielten und sie deshalb an sich zu bringen suchten. Dort regierte seit 1268 Landgraf Albrecht der Entartete, der mit Margarete, einer Tochter Friedrichs II., vermählt war. Die Ehe blieb eine Reihe von Jahren ungetrübt, obgleich Margarete einige Jahre älter war als ihr Gemahl. Plötzlich aber wandte Albrecht seine Neigung einem Hoffräulein zu, der blendend schönen Kunigunde von Eisenberg. Von jetzt an mußte sich die arme Landgräfin die roheste und unwürdigste Behandlung von ihrem Gemahl gefallen lassen; ja er soll ihr sogar mit gewaltsamem Tode gedroht haben. Darum beschloß sie zu fliehen. In der Nacht des 24. Juni 1270 trat sie an das Bett ihrer Kinder und nahm herzzerreißenden Abschied — für immer. Und als sie ihren Lieblingssohn in ihrer Verzweiflung herzte, da soll sie ihn vor Trennungsweh in die Wange gebissen haben. Seitdem trug dieser den Beinamen: „der Gebissene". Aus einem Laufgang ließ sich Margarete an einem Seile in die gähnende Tiefe nieder und entfloh. Bald darauf ist sie in Frankfurt gestorben.



Friedrich mit der gebissenen Wange hält die Feinde auf, während sein Töchterchen trinkt.
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

Wie an Margarete, so handelte Albrecht später auch an ihren Söhnen Friedrich und Diezmann in schändlichster Weise. Durch verschwenderischen Aufwand geriet er in immer drückendere Geldnot. Um sich herauszuhelfen, schloß er mit Adolf von Nassau ein schnödes Kaufgeschäft ab. Der Kaiser zahlte an den Landgrafen 12000 Mark Silber; dafür sollte ihm nach Albrechts Tode Thüringen zufallen. Friedrich und Diezmann, die sich so um ihr Erbe betrogen sahen, suchten natürlich durch Verhandlungen und Kämpfe ihr Recht zu wahren, erst gegen den Vater und Adolf von Nassau, später gegen Albrecht von Österreich. Dabei ereignete sich der Sage nach die Szene, die nebenstehendes Bild darstellt. Friedrich war auf der Wartburg von Feinden eingeschlossen. Da wurde ihm ein Töchterchen geboren; aber auf der Burg war kein Priester, um es zu taufen. Deshalb verließ Friedrich in einer dunkeln Nacht mit zwölf Rittern die Burg, und unter ihnen ritt die Amme mit dem Kindlein, das er nach Kloster Reinhardtsbrunn bringen wollte. Bald wurden sie aber von Feinden eingeholt und mitten im Kampf begann das Kind vor Durst zu schreien. Da hieß der Landgraf die Amme absitzen, daß sie das Kind trinken lasse, und rief: „Mein Kind soll trinken, und wenn ganz Thüringen darüber verloren geht!"



Dante bittend vor Kaiser Heinrich VII. Nach einer Originalzeichnung von H. Plüddemann.

Heinrich VII.

König Albrecht I. war im Jahre 1308 von seinem Neffen Herzog Johann von Schwaben, später Parricida genannt, an der Reuß ermordet worden. Blinde Rachsucht hatte den leidenschaftlichen und jähzornigen Jüngling zu der unseligen Tat bewogen; denn er sah in Albrecht den Räuber seines väterlichen Besitzes. Wiederum standen die deutschen Fürsten vor der Wahl eines neuen Königs, und wiederum sollte nur ein Fürst mit geringer Macht dazu erhoben werden. Auf eifriges Betreiben des Erzbischofs Balduin von Trier vereinigten sich alle Stimmen auf den Bruder Balduins, den Grafen Heinrich von Luxemburg. Am 27. November 1308 wurde er in Frankfurt gewählt und am 6. Januar 1309 in Aachen gekrönt. Heinrich, dessen Vater in der Schlacht bei Worringen Sieg und Leben verloren hatte, war ein kleiner Graf ohne Macht, doch ging ihm der Ruf eines milden und gerechten Herrn voraus. „Am französischen Königshofe erzogen und ein Freund französischer Bildung und Sitte, war sein Geist den Verhältnissen in der Heimat entfremdet, war sein Herz erfüllt von fernen, unerreichbaren Zielen, von der Sehnsucht nach Glanz und Herrlichkeit, die von der nüchternen Anschauung seiner Vorgänger abstach und dem deutschen Volke nicht zum Segen gereichte. Noch einmal wollte er gleich den hohenstaufischen Herrschern die Kaiserkrone im alten blendenden Glanze leuchten lassen."

Wiederherstellung des Kaisertums war daher sein vornehmstes Ziel. Im Herbst 1310 zog er über die Alpen, da Papst Clemens V. die Krönung auf den 2. Februar 1312 festgesetzt hatte. In Italien waren die Zustände trübe genug; denn seit Jahrzehnten hatte hier kein deutscher Herrscher seinen Einfluß geltend gemacht, und weder dem Papst noch Karl von Anjou war es gelungen, die Erbschaft des Hohenstaufengeschlechts vollständig anzutreten. Die großen Städte Ober- und Mittelitaliens waren zwar durch rege Gewerbtätigkeit und großartigen Handel zu hoher wirtschaftlicher Blüte gelangt, aber untereinander oft durch Kriege entzweit, und innerhalb der Gemeinwesen selbst rangen die herrschenden Geschlechter mit den demokratischen Zünften, oder einzelne große Familien unter sich um die Führung. Infolge solcher ewigen Kämpfe war ein allgemeines Bedürfnis nach Ruhe und Frieden erwacht. Darum wurde Heinrichs Ankunft mit lautem Jubel begrüßt. Italiens größter Dichter, Dante, den die Parteikämpfe aus seiner Heimat Florenz vertrieben hatten, bereitete ihm den Weg, indem er in begeisterten Flugschriften an die Fürsten und Städte das Kaisertum pries. „Siehe, jetzt naht die ersehnte Zeit," rief er aus, „in welcher sich die Zeichen des Trostes und des Friedens erheben; der neue Tag beginnt sein Licht zu verbreiten, vom Morgen her zeigt er uns die Frühröte, welche die Finsternis des langen Elendes erheitert. Juble jetzt auf, Italia, bald wirst du von aller Welt beneidet sein. Denn dein Bräutigam, die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volkes, der fromme Heinrich, schickt sich an, zu deiner Hochzeit zu kommen. Trockne, o du schönste der Jungfrauen, deine

Sarkophag Heinrichs VII. zu Pisa.

Kaiser Ludwig der Bayer. Nach dem Gemälde A. Krelings in dem Festsaal der Burg zu Nürnberg.

Tränen, und lege die Gebärde deiner Traurigkeit ab!" Und als der Kaiser dann in der Lombardei angekommen war, da bat er ihn fußfällig, mit starker Hand dem Parteigetriebe in Florenz ein Ende zu bereiten. (Siehe Bild S. 89.)

Heinrich hat diesen Wunsch nicht erfüllen können. Wohl glückte es ihm anfangs, in vielen Städten die Fehden zu schlichten und kaiserliche Statthalter einzusetzen; er empfing auch am 6. Januar 1311 in Mailand die Krone Lombardiens und am 29. Juni 1312 in Rom die Kaiserkrone; aber zu einer dauernden Herrschaft konnte er nicht gelangen. Der Rausch der Italiener verflog, als der Kaiser von ihnen Geldleistungen

verlangte, um sein Heer erhalten zu können, und mit blutiger Gewalt mußte er sich Gehorsam erzwingen. Am treusten meinte es noch die Stadt Pisa mit ihm. Hier wurde er auch begraben, als ihn der Tod am 24. August 1313 dahingerafft hatte.

Ludwig des Bayern Tod.

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich.

Der Tod Heinrichs VII. veranlaßte die Habsburger, sich aufs neue um die deutsche Königskrone zu bewerben. Friedrich der Schöne, Kaiser Albrechts Sohn, trat zur Wahl hervor. Aber die luxemburgische Partei, an ihrer Spitze wieder Balduin von Trier, beschloß, Herzog Ludwig von Bayern, einen Vetter und Jugendfreund Friedrichs, zu erheben. So kam es am 19. und 20. Oktober 1314 zur Doppelwahl, und in verhängnisvollem Bürgerkrieg mußte das Schwert zwischen den Gegnern entscheiden. Beide Könige begnügten sich jahrelang mit der Belagerung einzelner Burgen und mit kleinen Gefechten. Endlich brachte der Sieg, den Ludwig im Bunde mit Johann von Böhmen am 28. September 1322 bei Mühldorf erfocht, die Entscheidung. Wir besitzen von diesem denkwürdigen Tage einen sprachlich interessanten Bericht eines Zeitgenossen. Da heißt es z. B.: „Alle die Herren, die da waren, die fochten mannlich. Der Herren Baniere flogen stätig aufwärts. Da fuhr entgegen der König von Beheim mit des von Bayern Heer, denn der von Bayern kam nicht in den Streit. Er hielt dabei auf einem Verstecke in seinem blauen Wappenrock. Als die Herrn da auf einander barsten, da sah man Heldenwerk! Da stritt König Friedrich also ritterlich, daß man ihm gab den Preis, daß in allem dem Streite nie ein besserer Ritter gewesen wäre. Er focht so mannlich, daß nie irgend ein Mann kühneren Mann im Streite kaum gesehen hat.“ (Krämer, a. a. O.)

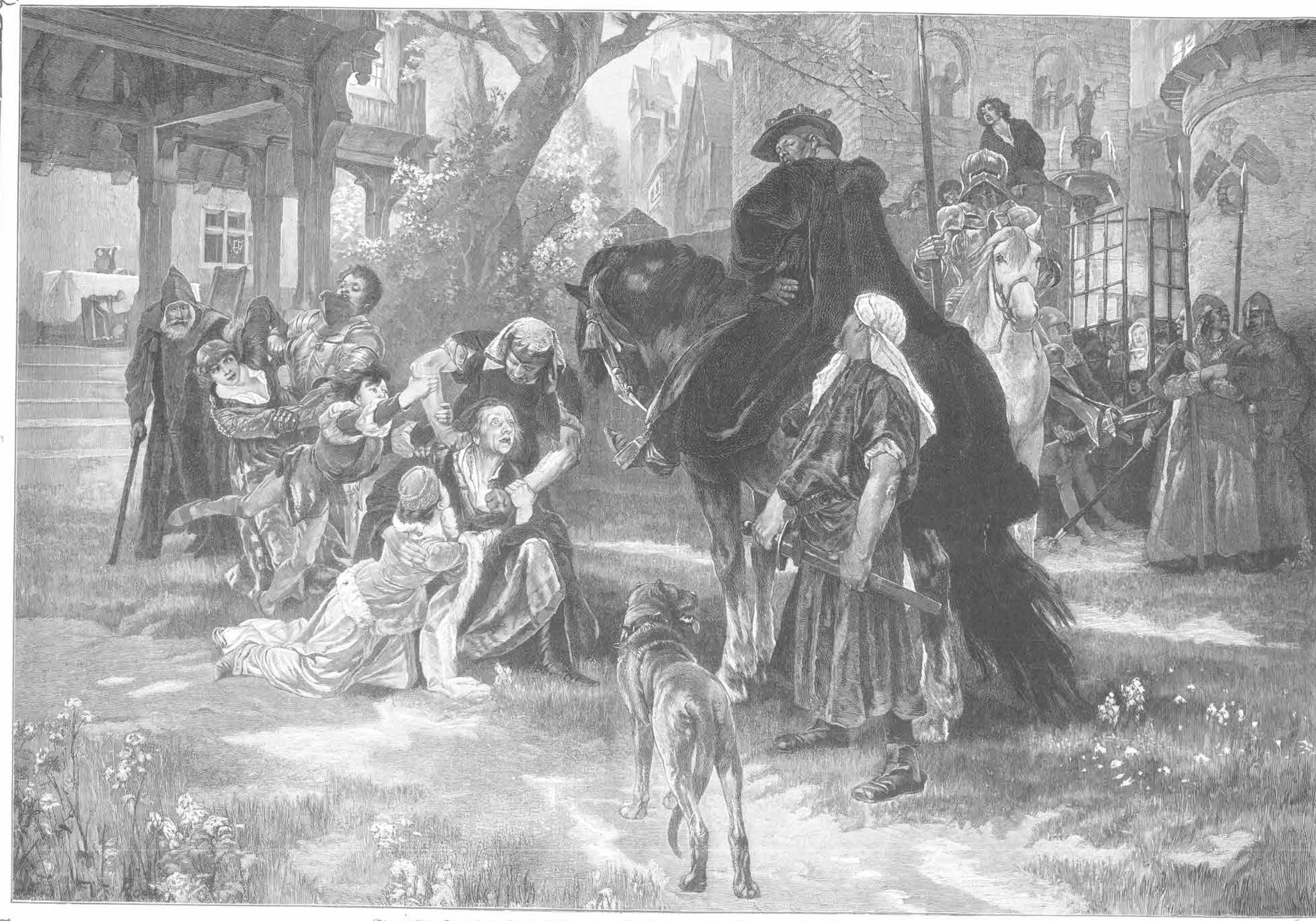
Schon neigte sich der Sieg auf Österreichs Seite, als ein unerwarteter Flankenangriff des Burggrafen Friedrich von Nürnberg das Glück wendete. Dem König Friedrich wurde plötzlich das Roß durchbohrt, er stürzte zur Erde, und ein Edelknabe wollte ihn gefangen nehmen. Da ergab er sich dem Burggrafen. (Siehe untenstehendes Bild.)

Ludwig hielt hierauf seinen Gegner drei Jahre lang auf Schloß Trausnitz gefangen. Dann gab er ihm zwar die Freiheit wieder; doch mußte Friedrich auf die Krone verzichten und versprechen, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er eine Reihe gewisser Bedingungen, z. B. Auslieferung des Reichsgutes, nicht erfüllen könne. Friedrich war ernstlich bemüht, die Bestimmungen des Vertrags zu halten, fand aber entschiedenen Widerspruch bei seinen Brüdern. Darauf gab er ein schönes Beispiel deutscher Treue und kehrte nach Bayern in die Haft zurück. König Ludwig war davon so gerührt, daß er mit Friedrich neue Bestimmungen verabredete, die im wesentlichen auf eine gemeinsame Regierung hinausliefen. „Sie sollen ganz gleiche Rechte und Ehren haben und sich beide römische Könige und Mehrer des Reiches und Brüder nennen.“ Doch ist Friedrich in Wirklichkeit nur wenig in die Lage gekommen, königliche Rechte auszuüben. Gebrochen an Leib und Seele, zog er sich bald zurück und starb am 13. Januar 1330.

Unterdessen führte Ludwig ein außerordentlich bewegtes Herrscherdasein. Besonders mit dem Papst Johann XXII.

Gefangennahme Friedrichs des Schönen von Österreich in der Schlacht bei Mühldorf am 28. September 1322.
Nach einem Gemälde von W. Trübner.

Die Heimkehr des Grafen Eberhard von Württemberg nach der Schlacht bei Döffingen. Nach einem Gemälde von J. C. Lauffer. (Text S. 94)



Ein toller Tag des Königs Wenzel. Nach einem Gemälde von Fr. Roeber. (Text S. 95)

lebte er in erbittertstem Streit. Zwar setzte er ihn auf einer Romfahrt ab und ließ sich von einem Papst nach seinem Willen zum Kaiser krönen, zwar wurde auch durch den sogenannten Kurverein von Rense beschlossen und vom Kaiser als Gesetz verkündigt, „daß der einmütig oder von der Mehrheit der Kurfürsten zum Kaiser Erwählte infolge der bloßen Wahl von allen als wahrer und gesetzmäßiger Kaiser zu erachten und zu benennen ist“; aber diese Machtstellung Ludwigs war nicht von Dauer. Schließlich wurde er von einem Nachfolger Johanns, Papst Clemens VI., feierlich verflucht, und ein großer Teil der deutschen Fürsten leitete eine neue Wahl ein. Da starb Ludwig unerwartet auf einer Bärenjagd bei München, den 11. Oktober 1347. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende bereitet. (Siehe Bild S. 91.)

Aus der Regierungszeit Karls IV. und seines Sohnes Wenzel.

Der Nachfolger Ludwigs von Bayern wurde Karl IV., ein Enkel Heinrichs VII. und durch seine Mutter der Erbe Böhmens. Seine Regierung ist insofern von größter Wichtigkeit, als unter ihr im Jahre 1356 die goldene Bulle entstand, d. i. ein Gesetzbuch, so genannt nach der vergoldeten Kapsel oder bulla, in der das kaiserliche Siegel lag. Darin wurde eine Reihe von Fragen, wie z. B. die Hoheitsrechte der Kurfürsten, die Erbfolge in den Fürstenhäusern, das Münz- und Bergwerkswesen, gesetzlich geregelt, um einen dauernden Rechtszustand zu schaffen. Freilich vermochte die Bulle nicht alle Gewalten im Reiche zufrieden zu stellen; ja, den mächtig aufstrebenden Städten trat sie geradezu feindlich gegenüber, indem sie z. B. Städtebündnisse verbot. Und doch waren diese trotz aller Landfriedensgesetze beinahe das einzige Mittel, um die Bürger vor den Begehrlichkeiten der Fürsten und des Adels zu schützen, so in Schwaben. Dort hatten allmählich die Grafen von Württemberg große Macht erlangt, besonders Eberhard der Greiner, der durch Uhlands Balladen unsterblich geworden ist. Ihm verlieh Kaiser Karl IV. mit der Reichsvogtei über Schwaben gewisse Oberrechte über die schwäbischen Städte und verpfändete ihm auch vier derselben. Eberhard aber galt als ihr gefürchteter Feind, und sie sahen sich also bedroht. Als nun der Kaiser sogar noch große Geldsummen von ihnen erpreßte, um damit die Stimmen der Kurfürsten für die Wahl seines Sohnes Wenzel zu erkaufen, traten schließlich am 4. Juli 1376 vierzehn schwäbische Städte trotz des bestehenden Verbots zu einem Bund zusammen. Sie wollten durch gemeinsame Tätigkeit ihre Freiheiten und Rechte verteidigen. Der Kaiser erklärte die Verbündeten in die Acht und zog mit Heeresmacht gegen sie. Als er aber bei Ulm nichts ausrichten konnte, überließ er den weiteren Kampf dem Grafen Eberhard und dessen Sohn Ulrich. Dieser wurde jedoch ein Jahr darauf bei Reutlingen geschlagen. Die Folge der blutigen Schlacht war, daß König Wenzel, der seinem Vater inzwischen in der Regierung gefolgt war, mit dem Bunde Frieden schloß und ihn ausdrücklich anerkannte. Die Zahl seiner Mitglieder wuchs deshalb.

Da brach im Jahre 1488 wieder ein großer Städtekrieg aus, der abermals besonders in Württemberg wütete. Ein Bürgerhaufe fiel in Eberhards Gebiet ein und brandschatzte mehrere Dörfer. Doch wie ein Sturmwind eilte der alte Greiner mit zahlreichen Fürsten und Rittern herbei; am Kirchhof von Döffingen, wohin die Bauern ihre Habe gerettet hatten, kam es zu ruhmvollem Kampf. Die Städter wurden gänzlich besiegt, und bald darauf fiel der ganze Bund auseinander. Graf Eberhard verlor jedoch in der Schlacht seinen einzigen Sohn Ulrich, der durch größte Tapferkeit die Scharte von Reutlingen auszuwetzen versucht hatte. Zu tiefem Schmerz verbrachte der Greis die Nacht an der Bahre der teueren Leiche; als er aber am andern Morgen nach Stuttgart ritt, da empfing er die frohe Kunde, daß Frau Antonia seinem Enkel Eberhard dem Milden einen Sohn geboren habe. Da soll er ausgerufen haben: „Sei es Gott gelobt! Fink hat wieder Samen!“ Wenige Stunden später hielt der ritterliche Held das Urenkelein in

Arnold Winkelried in der Schlacht bei Sempach an

seinen Armen und hob die Augen abermals dankerfüllt gen Himmel. (Siehe Bild S. 92.)

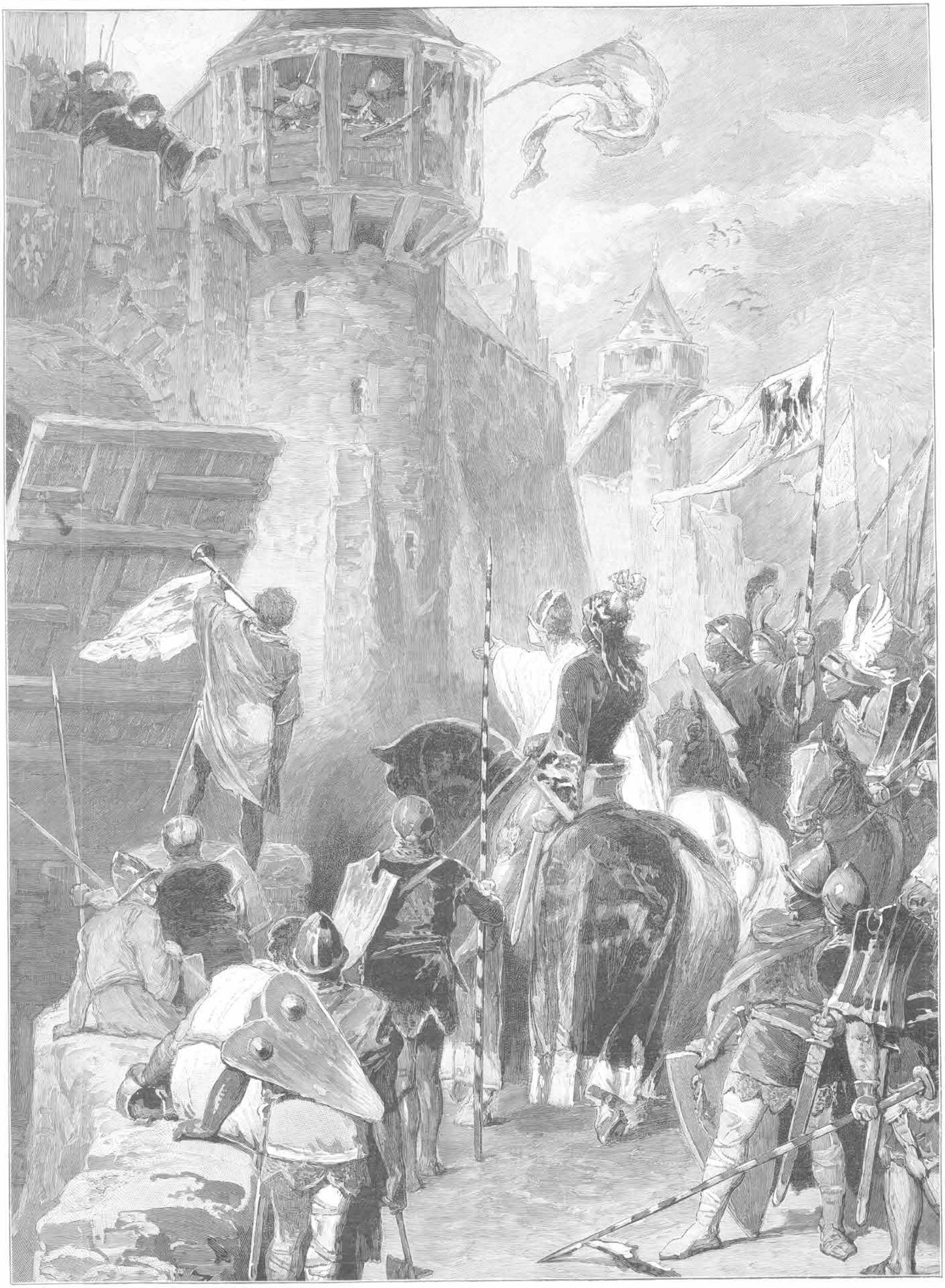
Dem schwäbischen Städtebund traten am 21. Februar 1385 auch Städte der Schweizer Eidgenossenschaft bei; darin sah aber das benachbarte Österreich, das schon seit Albrecht I. vergeblich versucht hatte, das gepanzerten Ritter prallte der Keil der Eidgenossen erfolglos ab, bis endlich gegen Mittag infolge der drückenden Hitze der Widerstand der Österreicher erlahmte. Als jetzt die Schweizer zu einem Angriff in breiter Front übergingen, gelang es ihnen, das erste Treffen der Feinde zu zersprengen. Die spätere Überlieferung schreibt diesen Erfolg der aufopferungsvollen Tat des Arnold von Winkelried zu. Er sprang plötzlich hervor und rief mit lauter Stimme: „Ich will euch eine Gasse machen, sorget für mein Weib und meine Kinder!“ Dann umschlang er mit seinen Armen einige Spieße und begrub sie in seiner Brust. So öffnete sich eine Lücke, durch die die Eidgenossen mit äußerster Gewalt vordrangen. (Siehe nebenstehendes Bild.) Herzog Leopold, der hoch zu Roß bei seinem zweiten Treffen gehalten hatte, eilte seinen bedrängten Rittern zu Hilfe, wurde aber in tapferem Kampfe erschlagen. Sein Tod veranlaßte eine allgemeine kopflose Flucht, und die Schweizer Bauern hatten somit ihre Freiheit gegen Österreich gerettet.

…n 9. Juli 1386. Nach einem Gemälde von K. Grob.

Der von uns schon mehrfach erwähnte König Wenzel, der während all dieser Ereignisse an der Spitze Deutschlands und Böhmens stand, war bei seinem Regierungsantritt noch ein unerfahrener Jüngling, und doch hätte die Leitung des Reiches eines ganzen Mannes bedurft; denn bald türmten sich ungeheure Schwierigkeiten auf. Überall zeigte sich bei den deutschen Ständen das Streben nach Machterweiterung, überall erbitterter Kampf um die eigenen Interessen. Dem mächtigen schwäbischen Bund trat bald der rheinische zur Seite, und unter dem Druck solcher städtischen Macht bildeten sich zahlreiche Rittergesellschaften, z. B. der Löwenbund und die Schlegler in Schwaben. Dazu führten auch in einzelnen Städten Zünfte und Geschlechter den heftigsten Streit. Den immer verwickelter werdenden Verhältnissen war Wenzel trotz guten Willens nicht gewachsen. Schließlich sah er der allgemeinen Friedlosigkeit untätig zu. Und nun traten mehr und mehr die übeln Seiten seines Charakters hervor. So gab er sich wochenlang leidenschaftlich der Jagd hin und später seiner Neigung zum Trunk. Jähzorn und Trunkenheit übermannten dann oft seine im Grunde gutmütige Natur; ja, die Überlieferung stempelte ihn sogar zu einem grausamen Wüterich, der ohne Grund und Urteil Hinrichtungen vollzog, der nicht selten mit dem Henker durch die Straßen ritt und die dem Tode geweihten Bürger aus dem Kreise der jammernden Familie herausriß. (Siehe Bild S. 93.) Doch hat in dieser Beziehung der Haß geistlicher Geschichtschreibung viel übertrieben. Der immer fühlbarer werdende Mangel einer Reichsgewalt veranlaßte schließlich die rheinischen Kurfürsten,

Gebiet der Waldstätte Schwyz, Uri und Unterwalden zu unterwerfen, eine Bedrohung seiner Machtstellung, um so mehr, als auch König Wenzel sich mit Leopold von Österreich überworfen hatte und scheinbar auf Seite der Städte stand. Als nun gar Luzern das österreichische Städtchen Rotenburg angriff, kam es zu offenem Kampf zwischen den Eidgenossen und Herzog Leopold, und am 9. Juli 1386 fiel bei Sempach die blutige Entscheidung. Das Gelände war für eine wirksame Entfaltung der österreichischen Reiterei nicht günstig; deshalb ließ der Herzog einen Teil seiner Mannen absitzen. An der Speerreihe der schwer-

daß sie am 20. August 1400 in Oberlahnstein König Wenzel durch einen Gewaltakt absetzten und einen Tag danach Pfalzgraf Ruprecht zum König wählten, einen frommen und gerechten Fürsten voll redlichen Willens und frischer Tatkraft. Er hatte zuerst sein Königtum zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Der tatenlose Wenzel bereitete ihm dabei wenig Schwierigkeit; aber einige Reichsstädte verhielten sich ablehnend; so verschloß ihm die Krönungsstadt Aachen ihre Tore. (Siehe Bild S. 96.) Nach und nach befestigte sich jedoch seine Stellung in ganz Süd- und Westdeutschland; im Norden freilich hat er nie rechtes Ansehen gewonnen.



Dem neugewählten König Ruprecht von der Pfalz verwehren die Aachener den Zutritt zur Stadt. (Text S. 95)
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

Hus und seine Anhänger, die Husiten.

Hus auf dem Scheiterhaufen.

Der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bedeutet für Deutschland eine Zeit allgemeiner Verwirrung; denn zu den bereits geschilderten politischen Heimsuchungen kam noch eine unerhörte kirchliche Zerrüttung. Die Kirche war gespalten, so daß eine Zeitlang sogar drei Päpste regierten, und arg verweltlicht, in vielen ihrer Glieder geradezu sittlich verkommen. Auch begannen kühne Männer an ihrem Lehrgebäude zu rütteln. In England verwarf Johann Wiclef Ohrenbeichte und Ablaß, Heiligenverehrung und Bilderdienst, ja auch die Wandlung des Brotes und Weines beim Abendmahle, und in Böhmen verkündete Johann Hus die Lehren Wiclefs mit glühender Begeisterung und entzündete dadurch eine gewaltige Bewegung. Tausende von Anhängern strömten ihm zu, nicht Bann, nicht Interdikt konnten Einhalt tun; die Erregung der Masse wuchs.

Da sollte ein allgemeines Konzil, das für den 1. November 1414 nach Konstanz einberufen wurde, die Einheit der Kirche wiederherstellen, diese an Haupt und Gliedern reformieren und die husitischen „Irrlehren“ beseitigen. Auch Hus war dazu geladen. Der Kaiser Sigismund, Wenzels Bruder, der nach Ruprechts Tode im Jahre 1410 gewählt worden war, stellte ihm einen Geleitsbrief aus und sagte ihm so Schutz und Schirm für die Dauer der Reise zu. Doch entgegen diesem Versprechen wurde Hus kurz nach seiner Ankunft in Konstanz verhaftet, und bald leitete man den Prozeß gegen ihn ein. Trübe genug waren seine Aussichten. Am 5. Juni 1415 begann das Verhör; doch war eine Einigung nicht möglich. Das Konzil verlangte Unterwerfung unter die überlieferte Autorität der Kirche, während Hus das Recht freier Forschung und selbständiger Auffassung für sich in Anspruch nahm; das Konzil forderte Widerrufung, während Hus darauf bestand, ihm das Ketzerische seiner Sätze aus der heiligen Schrift nachzuweisen. So erfolgte am 6. Juli das unvermeidliche Urteil, und noch an demselben Tage starb Hus auf dem Scheiterhaufen. Ulrich Reichenthal, ein Bürger zu Konstanz, berichtet darüber u. a. folgendes: „Hus hatte eine Mütze auf dem Kopfe; da standen zwei Teufel gemalt, und dazwischen war geschrieben: ‚Eresiarcha‘, das ist so viel als ein Erzbischof aller Ketzer. Und es führten ihn die von Konstanz hinaus mit mehr denn tausend gewappneten Männern, und er war nicht gebunden. Vor und hinter ihm gingen des Rats Knechte. Während sie ihn hinführten, betete Hus nichts anderes denn: ‚O Jesus Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!‘ Auf der Richtstätte ließ sich Hus fröhlich und ohne Zagen an den Pfahl binden. Um den Hals legten sie ihm eine alte rostige Kette, als ob er einer neuen nicht wert

Husiten nehmen vor der Schlacht den Kelch. Nach einem Gemälde von W. Beckmann. (Text S. 98)

wäre. Unter seine Füße taten sie zwei Bündel Reisig und um seinen Körper viel Holz, Stroh und Reisig bis an den Hals. Bald zündeten die Henker das Feuer an, und Hus sang: ‚Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner!' Als er aber dasselbe zum drittenmal betete, benahm ihm die Lohe die Sprache, und er verschied. Seine Asche aber ward in den Rhein gestreut." (Richter, a. a. O.)

An dem Scheiterhaufen von Konstanz entzündete sich bald ein blutiger Krieg. Die Anhänger des Hus hatte sein Schicksal und der Wortbruch Sigismunds furchtbar erbittert. Als dieser darum im Jahre 1419 Böhmen als Erbe des kinderlos verstorbenen Wenzel in Besitz nehmen wollte und den Gedanken kundgab, die böhmischen Ketzer mit Krieg zu überziehen, ja sogar einen päpstlichen Aufruf zum Kreuzzug aller Christen gegen die Husiten erwirkte, da griffen diese zu den Waffen. Unter ihren Führern Ziska und Prokop schlugen sie alle heranrückenden Reichs- oder Kreuzheere und drangen auch unter schrecklichen Verwüstungen in die Nachbarländer ein. Wohl war der Kampf in erster Linie ein religiöser; sie weihten sich z. B. zur Schlacht durch den Genuß des heiligen Abendmahles mit Brot und Wein (siehe Bild S. 97); doch kamen in ihm auch die Gegensätze zwischen Tschechen- und Deutschtum zum Ausdruck, zwischen den deutschen Bürgern der Städte und den tschechischen Besitzlosen, den deutschen Großgrundherren und den tschechischen Bauern. Bis zum Jahre 1436 dauerte diese religiöse und nationale Bewegung, in ihren Begleiterscheinungen eine der furchtbarsten, die Europa jemals geschaut hat. Die Husiten erhielten endlich den Kelch beim Abendmahl zugestanden, wonach sie vor allem gestrebt hatten.

Doch auch als das wilde Treiben zu Ende war, erzählte man noch lange von den Blut- und Heldentaten der Husiten. Kein Wunder, daß sich allmählich ein Kranz von Sagen um sie wand. Eine besonders dramatische knüpft sich an das Geschlecht der Herren von Rosenberg und an den Husitenführer Prokop den Großen. Dieser hatte den Rosenbergen unversöhnliche Rache geschworen. Darum ließ er ihre Besitzungen weit und breit ausplündern und zog mit seinem Haufen vor ihre feste Burg Kamenitz, wohin sich Prokop von Zesyma-Rosenberg mit seinen Kindern geworfen hatte. Doch vergebens wurde das Felsennest mit Steinwurfmaschinen und Donnerbüchsen beschossen; es gelang nur, die Außenwerke zu zerstören. Freilich, früher oder später mußten die Belagerten doch wohl der Übermacht erliegen. Nach einer finstern Nacht suchte „der entsetzliche Prokop mit herabhängendem Knebelbart und kleinen glutsprühenden Augen" den verhaßten Burgherrn zum letzten Streit. Und wirklich, die ermüdete Besatzung begann, dem heftigen Anprall zu weichen. Da eilte Prokop von Zesyma herbei und trieb „die vermeinten Sieger gleich einem Rudel scheuer Schafe vor sich her"; doch plötzlich traf ihn ein Pfeil, und tot sank er auf seinen Schild. Schon erscholl wilder Jubelschrei der Feinde, schon wollte der Mut der Besatzung brechen, da erschien Agnes, des Toten älteste Tochter, wie eine Heldin mit behelmtem Haupt, von dem die goldenen Locken um Halsschiene und Brustharnisch wallten. Ihr Anblick wirkte begeisternd, und noch einmal gelang es dem zusammengeschmolzenen Häuflein, die Husiten zurückzuschlagen. Von jetzt ab übernahm Agnes die Verteidigung der väterlichen Burg, und noch manchen Sturm wußte sie abzuwehren. Doch

Agnes von Zesyma-Rosenberg übergibt die väterliche Burg dem Husiten

wurde ihre Lage immer verzweifelter, ihr Häuflein Getreuer immer verzagter. Aber auch die Hussitenkrieger waren des fruchtlosen Kampfes müde; sie wollten lieber wie ihre Glaubensbrüder siegreich umherschweifen und Beute machen. Darum murrten sie wider ihren Feldherrn. „Wir, denen reiche Städte und glänzende Burgen ohne Zahl die stolzen Häupter gebeugt, verlieren nun den Ruhm zahlloser Siege an einen elenden Steinhaufen, an ein Weib. Pflicht ist es und Tugend, hier den Gehorsam aufzukünden und heimzukehren!" Da sah sich Prokop genötigt, der tapferen Burgherrin folgende Bedingungen zur Übergabe zu stellen: Agnes solle ihm die Schlüssel der Burg einhändigen und dafür mit ihrer Besatzung, „an Ehren, Leben und Freiheit ungehindert", ziehen, wohin es ihr beliebe. Dieses Anerbieten wurde gern angenommen. Am Morgen des nächsten Tages versammelte Prokop seine Mannen vor dem Burgtore. Er selbst, „der Mann des Schreckens und des Sieges", harrte in düsterer Neugier, umflattert von seinen Fahnen. Da öffnete sich das Tor, der wilde Lärm der Sieger verstummte, und über die Brücke schritt feierlich ein ernster Zug (siehe nebenstehendes Bild). Agnes von Rosenberg im Trauergewand reitet vor dem Sarge, in dem ihr Vater ruht. Der älteste Vasall ihres Hauses, eine kraftvolle, finster entschlossene Gestalt, führt Hynek, den einzigen männlichen Sproß des Toten. Die übrigen Mannen, die mit gesenkten Waffen und leidvollen Mienen daherschreiten, teilweise verwundet und schwach, umgeben ihre Herrin. Prokop zieht seinen Helm, der Sieger ehrt den toten Feind.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

...feldherrn Prokop dem Großen. Nach einem Gemälde von W. Beckmann.

Kämpfe der Teilgewalten unter Friedrich III.

Auch die lange Regierung Friedrichs III., eines Habsburgers, der von 1440—1493 den deutschen Thron inne hatte, brachte dem Reiche nicht den ersehnten Frieden, sondern war wieder eine Zeit blutiger Fehden, bitterer Rechtlosigkeit und Gewalttat, die besonders schwer auf den unglücklichen Bürgern und Bauern lastete; denn der schwache und phlegmatische Kaiser zeigte sich durchaus unfähig, dem trostlosen Zustande ein Ende zu bereiten. — In Thüringen und Sachsen kam es zu dem verderblichen Bruderkrieg, der 1446—1450 von Kurfürst *Friedrich dem Sanftmütigen* wegen Erbteilung gegen Herzog *Wilhelm den Tapferen* geführt wurde. Er hatte neben unsäglichem Elend auch den sogenannten Prinzenraub durch Ritter *Kunz von Kaufungen* zur Folge. Dieser erhielt von Friedrich als Entschädigung für mancherlei Verluste, die er während des Krieges in Thüringen erlitten hatte, gewisse Güter in Meißen. Später sollte er dieselben wieder herausgeben, da ihm inzwischen seine thüringischen Besitzungen in stand gesetzt waren; aber er weigerte sich und verlangte auch noch 4000 Gulden für Kostenaufwände. Das Anerbieten des Kurfürsten, die Angelegenheit durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen, wies er schnöde zurück und schwur, sich an des Fürsten eigenem Fleisch und Blut zu rächen. Zu dem Zweck entführte er in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 vom Schlosse zu Altenburg die beiden Söhne Friedrichs, *Ernst* und *Albrecht* (siehe Bild S. 100). Wie ihm das gelang, erfahren wir aus einem Schreiben des Kurfürsten „an unterschiedene Kur- und Fürsten des Reichs, Kunz von Kaufungens böse Handlungen betreffend". Da heißt es: „Am Montag Abend um die elfte Stunde in unserer Abwesenheit,

Der sächsische Prinzenraub. Nach einem Gemälde von G. Goldberg.

da unsere lieben Söhne in ihrem Schlafgemach ruhten, stieg Kunz von Kaufungen mit anderen seiner Genossen in unser Schloß Altenburg auf Garleitern (Leitern aus Garleder und Holzsprossen), die an ein hohes Fenster angebracht worden waren durch einen seiner Knechte, den er am Abend zuvor, um anscheinend einen harmlosen Auftrag auszurichten, ins Schloß geschickt hatte. Als er ins Schloß kam, brach er an einem Fenster die Eisenstangen aus und legte kurze Holzleitern an dasselbe, daß er bei seiner Flucht eilend hinwegkommen möchte. Als er nun auch seine Genossen ins Schloß gebracht hatte, suchte er die Gänge auf, die er vorher erkundet hatte, eilte vor unserer lieben Söhne Schlafgemach und öffnete es durch seine Künste. Dann nahm er unsere Söhne aus ihrer Ruhe, eilte mit ihnen zu seinen Reisigen, die auf ihn mit sechsunddreißig Rossen nahe bei unserem Schlosse warteten, und nahm seine Flucht nach dem Lande Böhmen, so schnell er konnte." (Richter, a. a. O.) — Doch bei einer Rast im Walde entsprang der jüngere Prinz, Albrecht, seinem Räuber, und dieser selbst wurde von Köhlern dem Kurfürsten als Gefangener eingebracht. Einige Tage darauf gelang es auch, den älteren, Ernst, seinen Entführern wieder abzujagen. Kunz und seine Gesellen mußten ihre Freveltat mit dem Tode büßen.

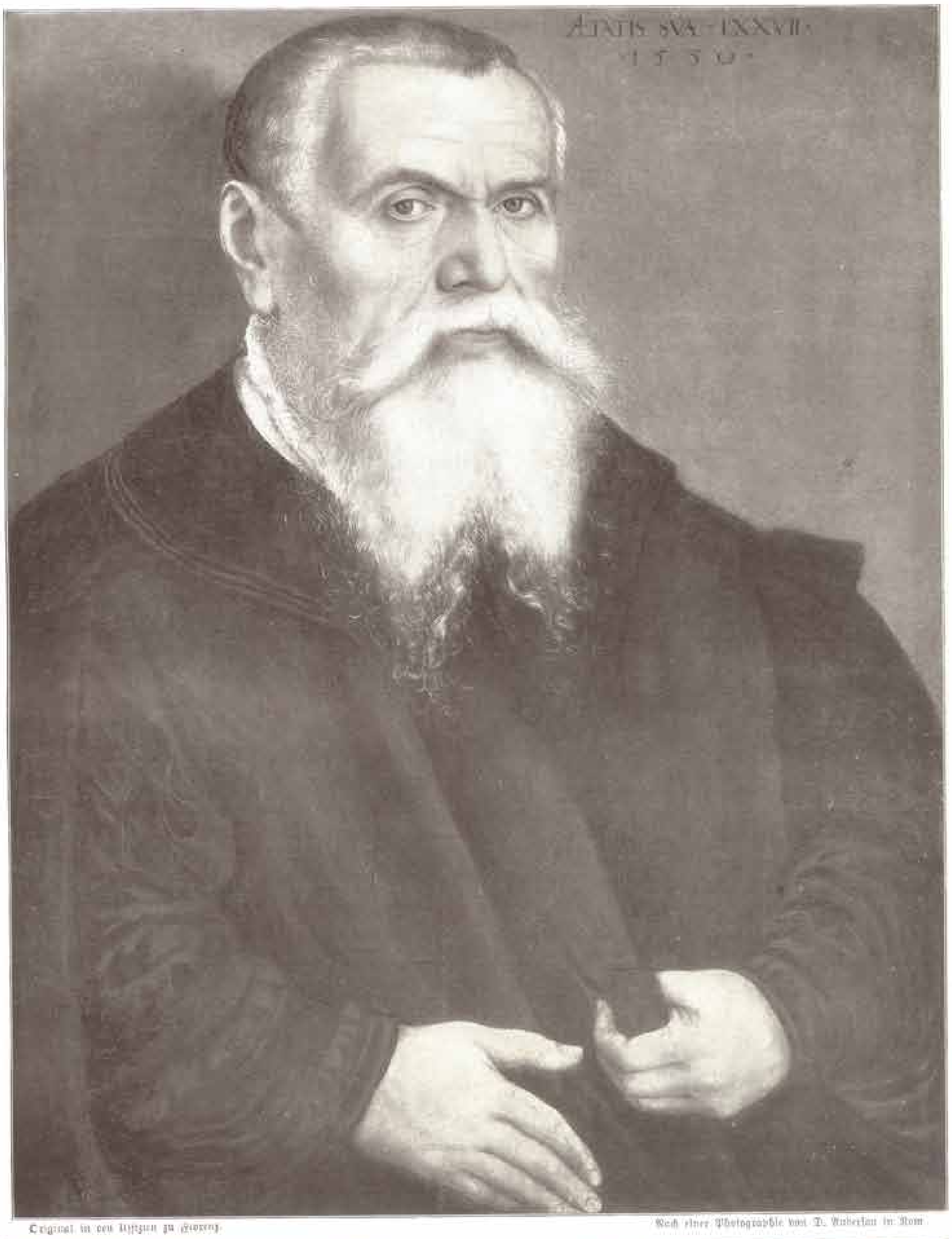
Einige Jahre später wütete in Süddeutschland der sogenannte Fürstenkrieg, aus dem unser Bild S. 101 eine Szene darstellt. Graf Ulrich von Württemberg war im Jahre 1462 mit seinen Reisigen in die gesegneten Pfälzer Lande eingefallen, um Pfalzgraf Friedrich zu befehden. Korn und Wein wurden unter den Rosseshufen zerstampft, Gehöfte und Dörfer eingeäschert, so daß der Feuerschein weithin leuchtete. Ja, man begnügte sich nicht einmal mit den Verwüstungen, die das Durchreiten der Felder mit sich brachte, sondern befestigte an den Pferden lange Baumäste, damit die Halme gründlich zerbrochen und niedergedrückt wurden. Der Anführer der reisigen Schar, über dem Württembergs Banner flattert, beobachtet mit teuflischem Hohn sein Zerstörungswerk. Graf Ulrich wurde jedoch auf diesem Zuge besiegt und gefangen. — Etwa um dieselbe Zeit war im Süden des Reiches die Schweizer Eidgenossenschaft eine erobernde Macht geworden. Herzog Sigmund, der Besitzer der benachbarten vorderösterreichischen Länder, suchte sich ihrer dadurch zu erwehren, daß er seine an die Schweiz grenzenden Landschaften, z. B. Oberelsaß mit dem Sundgau, an Karl den Kühnen von Burgund verpfändete, um so die Schweizer mit ihm zu verfeinden. Karl, einer der reichsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit, hoffte jedoch, diese Gebiete dauernd zu gewinnen, und richtete sich demnach im Elsaß ein; ging doch sein Streben sogar dahin, das alte Königreich Burgund wiederherzustellen; Sigmund sah sich also getäuscht. Bei solcher Sachlage konnten Kämpfe und Verwicklungen nicht ausbleiben, um so mehr, als sowohl die Schweizer wie auch Sigmund sich mit dem mächtigsten Gegner Karls, König Ludwig XI. von Frankreich, verbanden. Nachdem Karl im Jahre 1476 Lothringen erobert hatte, führte er ein gewaltiges Heer gegen die Schweizer und nahm ihnen Granson am Neuenburger See; er wurde aber bald darauf infolge von Unordnung, in die seine Truppen beim Aufmarsch gerieten, geschlagen. Nachdem er sein Heer wieder geordnet und verstärkt hatte, belagerte er Murten, das jedoch den hartnäckigsten Widerstand leistete. Bald gelang es auch den heranrückenden Schweizern, die Verschanzungen der Burgunder zu stürmen und diese teils zu verjagen oder zu erschlagen, teils im See zu ertränken. Nahezu die Hälfte des Belagerungsheeres, etwa 10000 Mann, ging verloren, und Karl selbst entrann dem Verderben nur durch schnelle Flucht. (Siehe Bild S. 102—103.) Im Herbste desselben Jahres zog er mit neuen Truppen vor Nancy, da ihm Lothringen wieder entrissen worden war. Er belagerte die Stadt; aber ein eidgenössisches Heer brachte ihr Hilfe, und am 5. Januar 1477 fiel die blutige Entscheidung. Karls Heer erlag dem Ansturm der Schweizer, und er selbst verlor nach tapferem Kampfe das Leben. (Siehe Bild S. 104.)

Aus dem Fürstenkrieg. Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Cloß. (Text S. 100)

Karls des Kühnen Flucht nach der Sc

…hlacht bei Murten. (Text S. 100)

Ende Karls des Kühnen in der Schlacht bei Nancy. Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Cloß. (Text S. 100)



Original in den Uffizien zu Florenz.

Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom

Lukas Cranach, Selbstbildnis.

Maximilian I.

Das reiche Erbe Karls des Kühnen fiel seiner einzigen Tochter zu, der kaum zwanzigjährigen Maria von Burgund. Ihre Hand war einst dem jungen Maximilian, Kaiser Friedrichs III. Sohn, in Aussicht gestellt worden; aber die Verhandlungen zwischen den beiden Vätern, die im Jahre 1473 in Trier zusammenkamen, zerschlugen sich. Karl entwarf jedoch bei der Rückkehr seiner Tochter ein so reizendes Bild von dem Kaisersohn, daß sie eine stille Neigung zu ihm faßte und sich nach einer hübschen Legende ihm heimlich durch Übersenden eines Briefes und Ringes verlobte.

Darüber waren Jahre vergangen. Sie sah sich plötzlich an der Spitze eines Reiches, dessen Bevölkerung durch kein mächtig wirkendes Band zu einer nationalen Gesamtheit verbunden war; zu ihren Untertanen gehörten ja Niederländer, Deutsche und Franzosen. Diese aber neigten durch Sprache und Sitte, Natur und Verkehr vielfach nach Frankreich hinüber. Auch auf die Treue der Niederländer konnte nicht sicher gerechnet werden; denn sie waren unzufrieden, weil Karl der Kühne ihre städtischen Freiheiten und Gerechtsame geschmälert hatte. Kein Wunder, daß der damalige französische König Ludwig XI. daran dachte, das zerrissene Nachbargebiet mit Frankreich zu vereinigen und Maria seinem Sohne Karl zu vermählen. Doch nur langsam und mit schlauer Bedächtigkeit ging er dabei zu Werke.

Maria war in schlimmer Lage. Sie ging die Stände „der vier Lande“ Flandern, Brabant, Hennegau und Holland um Hilfe an und versprach, ihnen dafür die alten Rechte und Freiheiten wiederherzustellen; ebenso schwur sie, bestehende Rechte getreu zu achten, z. B. in Brüssel (siehe nebenstehendes Bild); und endlich sagte sie zu, in allen öffentlichen Angelegenheiten den Rat und die Zustimmung der Stände einzuholen. Die Niederländer waren bereit, sie auf diese Bedingungen hin zu unterstützen, verlangten jedoch, daß die verhaßten Räte ihres Vaters, insbesondere Hugonet und d'Himbercourt, aus der Regierung entfernt würden. Sie versprach zwar, diesen Wunsch zu erfüllen, schickte aber im Widerspruch dazu beide Männer als Gesandte zu Ludwig XI. und ließ ihm sagen, „daß sie die Zügel der Herrschaft in die eigene Hand genommen und diesen Freunden ihres Vaters und einigen ihrer Ver-

Maria von Burgund bittet die Richter von Gent um Gnade für die Räte Hugonet und d'Himbercourt.

Maria von Burgund schwört, die Rechte der Stadt Brüssel zu achten.

wandten die Leitung der Geschäfte übertragen habe.“ Zugleich erbot sie sich zu großen Zugeständnissen, z. B. zur Abtretung einiger Städte, wenn er sie im ruhigen Besitz ihrer Herrschaft lasse. Bald darauf erschienen aber auch Abgeordnete der in Gent versammelten niederländischen Stände, um mit dem König über Waffenruhe und Frieden zu verhandeln, und gaben ihm die Versicherung, daß die junge Herzogin ganz nach dem Rate der Stände zu regieren gedenke. Da mußten sie denn zu ihrem großen Erstaunen aus dem Munde des hinterlistigen Königs erfahren, wie unredlich Maria gehandelt hatte.

Mit Groll im Herzen kehrten die Abgeordneten nach Gent zurück und erhoben Klage gegen die Fürstin. Rasch entbrannte die Wut des Volkes; Hugonet und d'Himbercourt wurden des Verrats gegen das Vaterland beschuldigt und von dem Genter Stadtgericht zum Tode verurteilt. „Vergebens flehte Maria die Richter an, ihr die Entscheidung zu überlassen (siehe Bild S. 105); die Hinrichtung ward beschlossen und festgesetzt; vergebens durchirrte die junge Fürstin allein, im Trauergewand und mit aufgelösten Haaren die Straßen der Stadt und bat das Volk um Gnade für ihre Diener; beide wurden öffentlich enthauptet, und als ihre blutenden Häupter niederrollten, erhob die Menge ein wildes Freudengeschrei.“ (Weber, Allgemeine Weltgeschichte.) Maria war aufs tiefste erschüttert und verletzt, doch weniger über ihr empörtes Volk, als über König Ludwig, der ihre geheimen Mitteilungen verraten hatte. Von einem Einverständnis mit ihm oder gar einem Ehebündnis mit seinem Sohn konnte fortan keine Rede mehr sein. In diesem Haß begegnete sich die Fürstin gar bald mit ihrem niederländischen Volk und seinen Ständen, so daß er für beide Teile schließlich eine Brücke der Verständigung und Versöhnung wurde. — So lagen die Verhältnisse, als ein Ereignis eintrat, das die Pläne des französischen Königs vollständig zu nichte machte. Im April des Jahres 1477 erschien in Brügge, wohin sich der burgundische Hof nach dem Blutgericht von Gent begeben hatte, eine deutsche Gesandtschaft, mit dem Erzbischof von Mainz an der Spitze, und fragte an, ob die Fürstin geneigt sei, dem ritterlichen Maximilian ihr früher gegebenes Eheversprechen zu halten. Maria sagte freudig zu; denn auf diese Weise konnte sie den verhaßten Anträgen Frankreichs am besten aus dem Wege gehen und ihren Landen zugleich einen kräftigen Beschützer geben. Schon nach einigen Tagen wurde durch Stellvertretung die vorläufige Trauung vollzogen, und am 18. August desselben Jahres fand in Gent die eigentliche Vermählung mit Maximilian statt. Als bald darauf der stattliche Kaisersohn an der Seite seiner jugendlich schönen Gemahlin Einzug in den belgischen Städten hielt, da war das Volk freudig erregt. Erwartete man doch von ihm Befreiung aus der französischen Bedrängnis!

Man hatte sich nicht getäuscht. Zwar gelang es Ludwig, sich der westlichen Teile Burgunds zu bemächtigen; aber in den Niederlanden rückte Maximilian mit 27 000 Mann mutigen Flämingern und deutschen Söldnern den Franzosen entgegen. Am 17. August 1479 kam es an dem Hügel Guinegate zu einer blutigen Schlacht. Maximilian siegte, wenn auch unter großen Opfern, und behauptete dadurch seiner Gemahlin die nördlichen Provinzen ihres Landes. Er selbst hatte mit außerordentlicher Tapferkeit an dem Kampfe teilgenommen; um so größer war deshalb die Begeisterung für ihn, als er kurz darauf nach Gent zurückkehrte. An allen Fenstern der engen Straßen zeigte sich jubelndes Volk; auf der Freitreppe des Rathauses begrüßte Maria ihren ruhmgekrönten Gemahl und brachte ihm in strahlendem Mutterglück ihren Erstgeborenen, den kleinen Philipp, entgegen. (Siehe untenstehendes Bild.) Mit stolzer Freude konnte Maximilian sein Schicksal preisen.

Kaum 2½ Jahre nachher wurde das Glück der fürstlichen Gatten jäh zerrissen; denn am 26. März 1482 verschied Maria als ein Opfer ihrer Jagdlust, an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Kein härterer Schlag konnte den jungen Fürsten treffen; jetzt hieß es für ihn, um das Dasein kämpfen; denn ringsum umgaben ihn Feinde. Die anfängliche Begeisterung der Niederländer für Maximilian war allmählich erkaltet, weil es ihm nicht gelingen wollte, dem Kriegszustand mit Frankreich ein Ende zu bereiten; auch nahm man ihm übel, daß er in so schwerer Zeit öfters Festlichkeiten, wie Turniere und Jagden, ver-

anstaltete und in seinen Rat vorzugsweise Deutsche berief. Die Erbitterung wuchs immer mehr; man wollte schließlich den Habsburger nicht mehr über sich dulden und suchte ihm sogar die Vormundschaft seiner Kinder Philipp und Margarete zu entreißen. Dabei fanden die Niederländer Unterstützung von seiten Ludwigs XI. und lieferten ihm zum Dank Maximilians Tochter als Braut für den Dauphin aus, ohne den Vater nur zu fragen. Maximilian blieb jedoch Sieger in diesem Kampfe. Zwar mußte er in dem Frieden von Arras die gewaltsame Verlobung seiner Tochter anerkennen und als Brautschatz blühende Landschaften an Frankreich abtreten; aber er blieb Vormund Philipps. Später erneuerten sich freilich die Kämpfe; ja, Maximilian fiel sogar im Jahre 1488 zu Brügge in schmähliche Gefangenschaft (siehe Bild S. 108), und erst durch das Erscheinen eines großen deutschen Reichsheeres wurde er wieder befreit. Doch mußte er auf die Vormundschaft seines Sohnes und die Regierung feierlich verzichten.

Kaiser Maximilians I. Rückkehr nach Gent. Nach einem Gemälde von A. H. Schram.

Zwei Jahre vor diesem traurigen Ereignis, am 16. Februar 1486, hatten die deutschen Kurfürsten in Frankfurt a. M. Erzherzog Maximilian zum römisch-deutschen König erkoren, zum erstenmal seit hundert Jahren noch zu Lebzeiten des alten Königs. Sie waren durch die gegenwärtige Not zu diesem außergewöhnlichen Schritt bestimmt worden; denn das Reich hatte bisher unter Friedrich III. nur Verluste zu verzeichnen. Im Osten mußte der deutsche Ritterorden Westpreußen an Polen abtreten; im Westen wuchs die französische Macht zu bedrohlicher Höhe an; in Ungarn griff König Matthias Corvinus erfolgreich um sich und wandte seine Waffen gegen die Erbländer des Kaisers. So lagen denn die Gründe der Wahl wesentlich in dem Wunsch, „die Lasten des Reichskriegs gegen Ungarn u. s. w., dessen Unvermeidlichkeit man begriff, auch auf den burgundischen Besitz der Habsburger mit abzuwälzen und zum besseren Gelingen ... an Stelle des kriegerisch unfähigen und politisch unberechenbaren Kaisers den als Erbherrn der Lande gegebenen und durch frische Taten bewährten Führer zu sichern.“ (Ulmann, Kaiser Maximilian I.) Auch hoffte man, daß der für neue Ideen empfängliche jugendfrische Mann mancherlei notwendige Reformen der Reichsverfassung durchführen werde, und Max versprach das auch.

Als er nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1493 den Thron bestiegen hatte, ging er alsbald energisch daran, die in Aussicht gestellten Reichsreformen in Angriff zu nehmen. Auf seinem ersten Reichstage, der zu Worms im Jahre 1495 stattfand, wurde zunächst auf den Wunsch der Reichsstände der für eine Anzahl von Jahren bereits festgesetzte Landfrieden in einen ewigen verwandelt. Und so eifrig war der Kaiser dabei, dieses Werk zu fördern, daß es in einem an den Reichstag erstatteten Berichte heißt: „Es hat auch Se. Königl. Majestät vor sich genommen die Ordnung, Recht und Frieden berührend, und darüber gesessen zween Tage von Morgens acht Uhr bis Abends zu derselben Stunde, und dazwischen nur seine Mahlzeit genommen, wollte solches in zweien Tagen vollenden.“ (Richter, a. a. O.) Die wichtigsten Bestimmungen des damals erlassenen Landfriedensgesetzes lauten: „Mit einmütigen zeitigen Rate der Ehrwürdigen und Hochgeborenen, unserer lieben Neffen, Oheime, Kurfürsten und Fürsten, geistlichen und weltlichen, auch Prälaten, Grafen, Herren und Stände haben wir durch das heilige Reich und deutsche Nation einen gemeinen Frieden ‚vorgenommen‘, aufgerichtet, geordnet und gemacht; richten auf, ordnen und machen den auch in und mit Kraft dieses Briefes: Also daß von Zeit dieser Verkündigung niemand, von was Würden, Standes oder Wesens der sei, den anderen befehden, bekriegen, berauben, ‚fahen‘, überziehen, belagern, auch dazu nicht selbst oder durch jemand anders von seinetwegen dienen, noch auch in irgend welche Schlösser, Städte, Märkte, Befestigungen, Dörfer, Höfe oder Weiler absteigen, oder sie ohne des andern Willen mit gewaltsamer Tat freventlich einnehmen oder hinterlistig mit Brand oder in anderer Weise derart beschädigen soll. Auch soll niemand solchen Tätern Rat, Hilfe, oder in einer anderen Weise Beistand oder Fürschub tun, auch sie offenkundig oder hinterlistig nit beherbergen, behausen, ‚atzen‘ oder tränken, aufnehmen oder dulden.

Sondern wer gegen den anderen einen Rechtsanspruch zu erheben gedenkt, der soll solches suchen und tun an den Enden und Gerichten,

Kaiser Maximilian I. mit seinen Räten wird 1488 in Brügge von den Zünften gefangen genommen. (Text S. 107)

Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

wo die Sachen hievor oder jetzt in der Ordnung des Kammergerichts zum Austrag vorgeladen sind oder künftig werden oder ‚ordentlich‘ hingehören. — Und darauf haben Wir alle offene Fehde und Aufruhr durch das ganze Reich aufgehoben und abgetan in und mit Kraft dieses Briefes. Und ob jemand, von was Würden oder Standes der oder die wären, wider deren eines oder mehrere, die im vorhergehenden Artikel aufgestellt sind, handeln oder zu handeln unternehmen würde, die sollen durch die Tat von Rechts wegen zusamt anderen Strafen in unsere und des heil. Reiches Acht gefallen sein, also daß ihr Leib und Gut allermänniglich erlaubt sein und niemand daran freveln soll oder mag.“ (Krämer, a. a. O.)

Eine wesentliche Voraussetzung des ewigen Landfriedens war das in Worms ebenfalls geforderte Reichskammergericht. An Stelle der Gewalt sollte von jetzt an geordnete Rechtspflege treten. Auch darüber einigte man sich ohne wesentliche Schwierigkeit. Der König erhielt das Recht, den Richter zu ernennen; die Stände sollten 16 Beisitzer wählen, zur Hälfte Rechtsgelehrte, zur Hälfte rittermäßige Leute. Der Kammerrichter saß fortan im Reich an des Königs Statt zu Gericht, und zwar an fester Gerichtsstelle; er entschied nach des Reiches Recht, aber auch nach landschaftlichen Gewohnheiten. Noch in demselben Jahre wurde das Gericht in Frankfurt a. M. eröffnet.

Um die laufenden Kosten dieser Neueinrichtung decken zu können, ebenso um sich gegen Türken und andere Reichsfeinde erfolgreich zu rüsten, dachte Maximilian in Worms auch an Einführung einer Reichssteuer, des „gemeinen Pfennigs“. Vier Jahre lang sollten „alle über 15 Jahre alten Geistlichen und Weltlichen, Männer und Frauen steuern einen halben rheinischen Gulden, sofern sie 500 Gulden Besitz oder 25 Gulden an Rente haben, einen rheinischen Gulden bei 1000 Gulden Besitz oder 50 Gulden Rente. Wer mehr als 1000 Gulden besitzt, soll über einen Gulden zahlen, soviel ‚sein Andacht ist‘. Dagegen zahlen 24 Personen, die weniger als je 500 Gulden besitzen, zusammen einen Gulden. Die Juden haben für den Kopf je einen Gulden unter sich aufzubringen. Die Beträge sollen jährlich vor Neujahr eingezogen und bis Lichtmeß an die sieben von König und Ständen erwählten Reichsschatzmeister in Frankfurt abgeliefert werden.“ (Ulmann, a. a. O.) Die Steuer war also ein eigentümliches Gemisch von Vermögens-, Einkommen- und Kopfsteuer. Ihrer Durchführung stellten sich freilich ungeahnte Schwierigkeiten entgegen. Sie ging so langsam und mangelhaft ein, daß nicht einmal das Reichskammergericht besoldet werden konnte. — Ebenso blieb eine dritte Reform zur leichteren Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, die Einteilung Deutschlands in zehn Kreise, die im Jahre 1512 auf einem Reichstage zu Köln beschlossen wurde, zunächst nur auf dem Papiere stehen.

Hat also Maximilian auf dem Gebiete der Reichsreform keinen vollen Erfolg gehabt, so war er auch in seinen Kriegen für das Reich nicht glücklich. Vergeblich kämpfte er z. B. gegen die Schweizer, die sich weigerten, den „gemeinen Pfennig“ zu zahlen und sich dem Reichskammergericht zu fügen. Nach einer Reihe von Niederlagen mußte er ihnen im Baseler Frieden ausdrücklich Frei-

Kaiser Maximilian an der Martinswand. Nach einer Originalzeichnung von G. Ad. Cloß. (Text S. 110 und 111)

heit von Reichsgericht und Reichssteuer zuerkennen, wodurch ihr Verband mit dem Reiche tatsächlich gelöst wurde. Auch in Italien, wo Deutschlands Einfluß ja längst geschwunden war, blieb des Kaisers Eingreifen ohne Erfolg.

Wesentlich glücklicher war Maximilian in seinen Erblanden. Dort gelang es ihm ziemlich rasch, die habsburgische Macht gegen den König von Ungarn wiederherzustellen, und dank seinen klugen Anordnungen in Bezug auf Verwaltung und Rechtsprechung wuchsen die bunt zusammengewürfelten Gebiete der österreichischen Lande immer mehr zu einem einheitlichen Staatswesen zusammen. Die Österreicher liebten darum auch ihren Herzog Max mit treuem Herzen. Ein Beweis dafür ist die bekannte Erzählung von seiner Rettung, als er sich auf der Martinswand verstiegen hatte. (Siehe Bild S. 109.) Folgendes Gedicht von Anastasius Grün verleiht jenem Erlebnis poetischen Ausdruck.

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Des Aug' so flammend glühet wie hoher Königsblick,
Des Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd;
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er fest gebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite und oben jähe Wand!

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast;
Des Fittichs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' einer von hier zum Tale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu behau'n.

Wohl hatt' die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand;
Jetzt kann er sehn, ob dem Bilde sie treue Farben geborgt;
Daß er's nicht weiter plaud're, dafür ist schon gesorgt.

Da steht der Kaisersprosse, Fels ist sein Throngezelt,
Sein Zepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält;
Auch ist eine Aussicht droben, so schön und weit zu sehn,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

Tief unten ein grüner Teppich, das schöne Tal des Inn;
Wie Fäden durchs Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zuhauf
Und schaun wie Friedhofhügel zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stößt er, hilferufend, mit Macht hinein ins Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt:
„Es dringt ja nicht zu Tale des Hilferufs Gewalt."

Ins Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Hoho, nicht so gelärmet! Da hilft das Schreien nicht!
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' erkannt
Die unten sah'n ihn schweben auf pfadlos-steiler Wand;
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfahrt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Talesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir;
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüten — dein Blitz hat ihn erschlagen —
Ach gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

Huldigung Karls V. in Gent. Nach

„Ich schien ein Bauherr, türmend den Dom zu deinem Ruhm —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligtum. —
Ein Priester, plötzlich stürzend tot an des Altars Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch übers Volk gerufen!

„So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll;
So mod're nun, mein Busen, der tatenschwanger schwoll!
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeihn!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er und betet still und warm;
Da klopft's auf seine Schultern, er fährt erschreckt empor;
„Komm heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor ihm stehn,
Der faßt ihn fest beim Arme und winkt ihm, fürderzugehn;
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt;
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

einem Gemälde von A. de Vriendt.

Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn;
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron.
Rasch geht's zu Tal, wo jauchzend Tirol empfängt die zwei;
Kein Spötter kann belächeln die selt'ne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit;
Jawohl, ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Auch durch *glückliche* Ehebündnisse wußte Maximilian für die Größe seines Hauses zu sorgen. So vermählte er seinen Sohn Philipp, der den Beinamen „der Schöne" erhalten hat, mit Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien und legte dadurch den Grund zur Vereinigung Spaniens mit den habsburgischen und burgundischen Landen. Schon unter seinem Enkel Karl kam diese gewaltige Länderverbindung wirklich zu stande, so daß dieser, nachdem er als *Karl* V. auch den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, der mächtigste Herrscher der Welt wurde. Es ist, als ob das Schicksal bereits dem Kindlein solch ungewöhnliche Machtstellung hätte offenbaren wollen; denn als es am 24. Februar 1500 in dem Fürstenhof von Gent das Licht der Welt erblickt hatte, entwickelte sich in der Stadt alsbald ein festliches Gepränge, wie sie es wohl kaum wieder geschaut hat. Vom Schloß bis zur St. Johanniskirche, wo der Prinz getauft werden sollte, wurde eine hohe Holzgalerie mit 39 Ehrenpforten errichtet, und als dann in der Nacht des 7. März ein glänzender Zug mit dem Täufling und den Paten nach der Kirche schritt, da wogte die Stadt in einem wahren Feuermeer von Fackeln und Laternen; auf den Kanälen schwammen hell beleuchtete Schiffe, und von den Türmen und Bastionen flammte buntes Feuerwerk. Nach der Taufe wurden dem jungen Karl von allen Seiten reiche Geschenke dargebracht, ein Akt, den das nebenstehende Bild darstellt. An der Wiege des zarten Kindes sitzt die noch etwas bleiche Mutter, hochbeglückt, ihrem über alles geliebten, neben ihr stehenden Gatten einen Stammhalter geschenkt zu haben. Von rechts nahen sich die Ersten des Landes und der Stadt, um dem Erben ihre Huldigungen darzubringen. Fürst Karl von Croi, einer der Paten, überreicht einen in Silber getriebenen, teilweise vergoldeten Helm von kunstreicher Arbeit, der den Prinzen in allen Fährlichkeiten schirmen und bewahren soll. Der zweite Taufpate, der Marquis von Berg, bringt ein Prunkschwert dar, bestimmt, von dem zukünftigen Kaiser zur Ehre seines Hauses, zur Verteidigung seiner Lande, zum Schutze der Bedrängten und Unterdrückten allzeit siegreich geführt zu werden. Die behäbigen Väter der Stadt Gent widmen ein kostbares, silbernes Schiff, eine prächtige Zierde der Tafel. Im Vordergrund des Bildes haben die fürstlichen Frauen Platz genommen, die den Prinzen aus der Taufe hoben, z. B. seine Tante Margarete von Österreich, die als Kind mit Karl VIII. von Frankreich verlobt, von diesem aber zurückgeschickt worden war. Die Damen bestimmten dem Prinzen goldene Schalen mit köstlichen Perlen und ein mit Edelsteinen besetztes Reliquiar in Form eines gekrönten Jungfrauenkopfes. Links kniet der Vertreter der flandrischen Prälaten, in deren Namen er das Alte und Neue Testament in reichem Einbande übergibt. Damit sind jedoch die Ehrungen noch nicht erschöpft. Maximilian ernannte seinen Enkel zum Herzog von Luxemburg und verlieh ihm den Orden vom goldenen Vließ. Daran erinnern die Insignien desselben, die von dem Schild im Hintergrund herabhängen. (Nach der Beschreibung von Hans Bösch.)

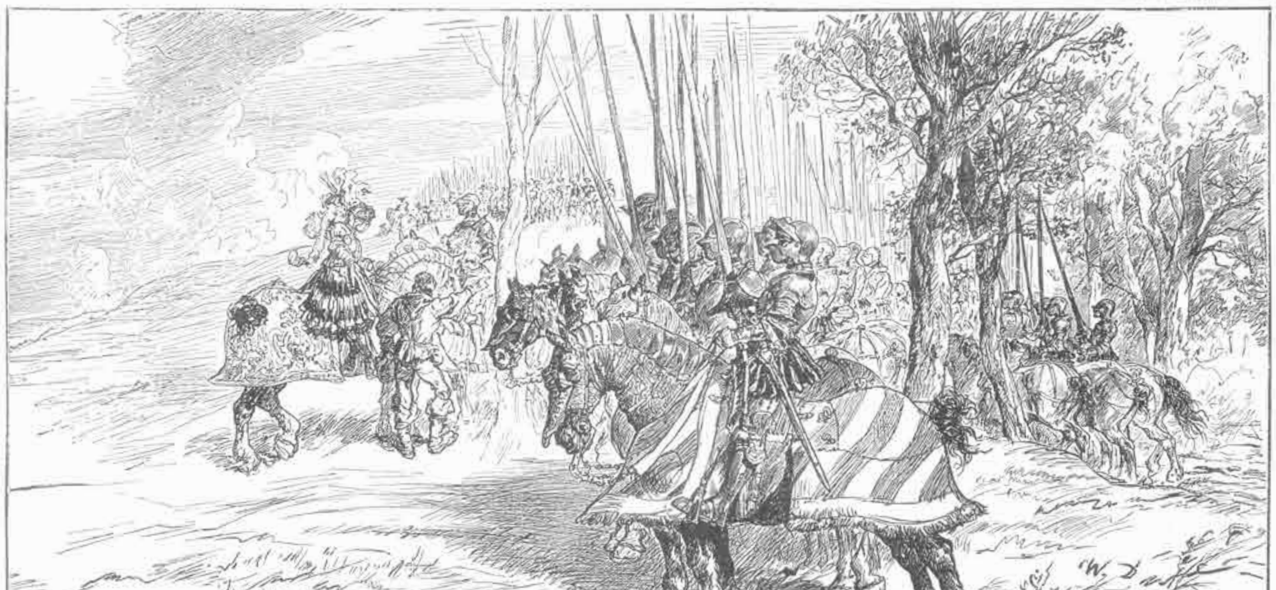
Man hat Maximilian den *letzten Ritter* genannt, und mit Recht. Wahrhaft *ritterlichen* Mut bewies er z. B. auf dem schon erwähnten

Reichstage zu Worms. Dort erschien auch ein gefürchteter französischer Ritter von riesenhafter Größe, den, wie man sagte, der König von Frankreich dorthin gesendet hatte. Er hängte seinen Schild unter das Fenster in seiner Herberge und ließ durch einen Herold ausrufen: „Dafern ein Deutscher auf Leib und Leben, auf Gefängnis oder auf eine Rittergabe mit ihm zu kämpfen Lust hätte, wollte er den Kampf auf alle Weise annehmen und bestehen.“ Aber jedermann fürchtete sich vor diesem Wagehalse, und in kläglicher Feigheit wollte niemand mit ihm in die Schranken treten. Endlich ritt ihm aus der Reihe der Deutschen ein Ritter mit geschlossenem Visier entgegen. Keiner redete ein Wort mit dem anderen; doch als die Trompeter zum drittenmal „ausbliesen“, legten die Gegner die Lanzen ein und trafen beide wohl aufeinander; aber nach kurzem Kampfe flog der Franzose in den Sand. Als jetzt der Sieger das Visier öffnete, da war es der Kaiser selbst, der den Schimpf von Deutschland genommen hatte, und lauter Jubel des Volkes begleitete ihn zu seinem „Einlager“.

Kaiser Maximilian von Albrecht Dürer.

Doch warum heißt Maximilian der letzte Ritter? Durch das allmähliche Aufkommen der Feuerwaffen machte sich eine Umgestaltung des gesamten mittelalterlichen Kriegswesens notwendig, und daran nahm Maximilian hervorragenden Anteil. Er bewies dabei größte praktische Findigkeit, so daß er geradezu der Reformator der damaligen Heere genannt werden kann. Die deutsche Reiterei (siehe nebenstehendes Bild), die durch den Mangel an Panzerung der Streitrosse und durch niedrige Sättel, die keinen Halt gewährten, der französischen gegenüber im Nachteil war, suchte er durch Einführung besserer Sättel und neuer Kampfformen, wie Rennen und Stechen über die Schranken, zu fördern; auch gliederte er sie in Abteilungen von 50, 100 oder 200 Pferden. — Besondere Vorliebe zeigte er für das Geschützwesen. Er wußte es durch eine ganze Reihe von Erfindungen zu verbessern, und keiner seiner Büchsenmeister verstand sich sicherer auf das Richten der Geschütze, keiner war genauer in die Technik ihrer Herstellung eingeweiht als er selber. So schuf er sich denn einen Artilleriepark, der die Bewunderung aller Kenner erregte. — Das größte Verdienst auf dem Gebiete des Heerwesens erwarb sich der Kaiser aber dadurch, daß er ein nationales Fußvolk, wenn auch nicht zum erstenmal aufstellte, so doch in Bewaffnung und Kriegsart zu einer gewissen Einheitlichkeit ordnete. Er wurde darum wohl auch der Vater der Landsknechte genannt.

Am 12. Januar 1519 starb Kaiser Maximilian zu Wels in Österreich. Mit ihm war ein Fürst dahingegangen, der durch reiche Begabung und unleugbare Organisationskraft, aber auch durch seine ritterlichen Eigenschaften sich im Herzen des Volkes ein Denkmal gesetzt hatte, so daß ihn bald der Zauber der Sage umgab. Meister Dürer hat uns sein Bild festgehalten, wie es auch der Chronist zeichnet: ein ruhiges und heiteres Angesicht mit glänzenden Augen und einer nach unten etwas hervorragenden Nase. — Mit Maximilian schließt das Mittelalter, dessen äußere Geschichte wir an der Hand unserer Bilder bisher kennen gelernt haben. Darum möge nun erst der Blick auf die Kulturentwicklung der durchlaufenen Epoche gerichtet werden, ehe wir mit der Reformation in das Gebiet der neuen Zeit eintreten.



Reiterei aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Nach einer Originalzeichnung von W. Diez.

Bekehrung zum Christentum.

Das Christentum hatte das römische Weltreich erobert, in Rom und Konstantinopel beugten sich die Cäsaren vor Jesus von Nazareth, dem König der Juden. Aber die vielen germanischen Völker nördlich der Donau verehrten noch ihre alten Götter aus der grauen Vorzeit ihrer Urväter. Freilich war der alte Glaube bei gar manchem Stamm erschüttert; man zweifelte; denn die Himmlischen gaben denen den Sieg nicht, die ihnen doch so treu dienten. Das Vertrauen war erschüttert, schon rieten einzelne, die alten Götter zu verlassen und den Christengott zu verehren, von dem selbst der mächtige Kaiser den Sieg erflehte. Solche Zweifel und Fragen entstanden zuerst bei dem den Römern benachbarten Volk der Westgoten, als sie nördlich der unteren Donau saßen. Und 341 ward der Arianer Wulfila oder Ulfilas, damals ungefähr 30 Jahre alt, auf der Synode zu Antiochien zum Bischof der Goten gewählt. Er war für dies Volk wie geschaffen; er liebte nicht die Dogmen über Christus, aber Christus; denn er war keine theologische, sondern eine religiöse Natur. Und er predigte griechisch, lateinisch und gotisch, und ausgerüstet mit der Kraft des Glaubens und der Sprache, begann er sein Werk. In voller Waffenrüstung saßen die gotischen Recken um ihn und vernahmen mit Staunen die Botschaft von dem Heiland, der sich aller Mühseligen und Beladenen erbarmte, der für seine Feinde am Kreuze bat und von seinen Getreuen auch forderte: Liebet eure Feinde! (Siehe nebenstehendes Bild.) Ulfilas gewann eine kleine Gemeinde, sie wuchs; doch jetzt schien dem Gotenkönige der neue Glaube bedenklich; er verfolgte Ulfilas und die Seinen, sie flohen, Ulfilas führte sie über die Donau und nach Mösien in die Gegend von Nikopolis, wo ihnen Kaiser Konstantius eine Zufluchtsstätte gewährte. Ulfilas aber wollte, daß die Saat, die er gestreut, einst zur Ernte reife; darum unternahm er es, die Bibel in die gotische Sprache zu übersetzen. Welch eine Aufgabe! „Er vollbrachte das Werk bei einem Volke, welchem bis dahin die ersten Anfänge einer geschriebenen Literatur gefehlt hatten; er gab einem Volke die Bibel in die Hand, welches bis dahin noch nicht einmal wußte, was Lesen sei; er schuf eine Schrift, welche auf Pergament zu malen war, für ein Volk, welches bis dahin nur auf Holz und Erz einzelne Zeichen oder eine Folge einiger Worte geritzt hatte.“ (W. Scherer.) Aber das Werk gelang; und durch des Ulfilas Kraft und Fleiß ist uns der Wohllaut und der Formenreichtum der gotischen Sprache erhalten. Wie innig muß es geklungen haben, wenn er das Vaterunser sprach: Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein! Ulfilas starb im Jahre 383 in Konstantinopel, aber sein Werk lebt heute noch. Die gotischen Heldenlieder von Ostrogoto und Ermanerich sind längst verklungen; „die gotische Bibel in stattlichen Bruchstücken

Bischof Ulfilas erklärt den Goten das Evangelium.

Bonifacius fällt die Donarseiche. (Text S. 116)

(der ‚silberne Codex‘ in Upsala) steht mitten in unserer Wissenschaft als Heiligtum aufgerichtet und verehrt, unvergangen, unvergänglich.“

Die Goten waren durch Ulfilas arianische Christen geworden; alle anderen germanischen Völkerschaften wurden dem athanasianischen Bekenntnis gewonnen: wie die Franken zur Zeit Chlodowechs, ist bereits früher erzählt, wie die innerdeutschen Stämme, davon wollen wir nun hören.

Ein Heidenapostel verkündet den alten Deutschen das Weihna

Seit Ende des sechsten Jahrhunderts entfalteten irisch-schottische Mönche am Rhein vom Bodensee bis Lorsch, in Alamannien, in Bayern und im südlichen Thüringen eine eifrige Missionstätigkeit. Sie nannten sich Culdeers (Gottesfreunde) und hielten an der Einfachheit der Lehre und des Kultus fest, gaben das Abendmahl in beiderlei Gestalt, verwarfen den Heiligen- und den Reliquiendienst und waren Feinde jeglicher Hierarchie. Unter ihnen ragen besonders zwei hervor: Columban, geboren um 540 in Irland, Mönch des Klosters Bankor, gestorben 615; und sein Schüler Gallus, der ihn 595 nach dem Festland begleitete. Im Jahre 612 ging Columban zu den Langobarden, Gallus konnte ihn nicht begleiten, weil er krank war. Die Lebensbeschreibung des heiligen Gallus, der wir folgen, sagt darüber: Wir glauben, daß dieses durch die göttliche Vorsehung zugelassen ward, damit der Erwählte Gottes Gallus jenem Volke (d. h. den Bewohnern am Bodensee) erhalten blieb. Gallus fand in dem Diakon Hiltibodus einen der Gegend kundigen Begleiter. Ihn redete er an: „Mein Sohn! Hast du jemals in der Abgeschiedenheit dieser Wildnis einen geeigneten Ort gefunden, darauf zu bauen ein Bethaus und eine passende Wohnung? Voll heftigen Verlangens ist meine Seele, während meines Lebens in der Einsamkeit zu verharren.“ Der Diakon sprach: „Mein Vater, diese Wildnis ist rauh und wasserreich, hat hohe Berge und enge Täler und verschiedenes Getier, sehr viele Bären und Herden von Wölfen und Schweinen. Ich fürchte, sie möchten über dich herstürzen, wenn ich dich dorthin führe.“ Der Mann Gottes aber antwortete: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Am nächsten Morgen wollen wir in die Geheimnisse der Wälder dringen, ob wir vielleicht einen passenden Ort finden.“ Nach gewohnter Weise also verharrte der Mann Gottes während dieses Tages im Gebete, ohne Speise zu sich zu nehmen. Mit Anbruch des anderen Morgens aber begaben sie sich unter Gebet auf den Weg und gelangten endlich gegen Abend an ein Flüßchen namens Petrosa (heute Steinach). Dort bietet sich ihnen eine Ruhestätte für die Nacht, da sich eine Menge schuppentragendes Getier zeigt. Denn sie gelangten zu dem Orte, wo sich das Flüßchen vom Berge herunterstürzt und eine Höhlung im Felsen gebildet hatte. Das mitgebrachte Netz wird hineingesenkt und nicht wenige Fischlein werden gefangen; von dem Diakon wird Feuer dem Stein entlockt und eine erquickende Mahlzeit bereitet. Unterdes suchte der Mann Gottes das gewohnte Gebet, wobei er an einen Dornbusch stieß und niederfiel; als der Diakon ihm aufzuhelfen sich bestrebte, vernahm er die Worte: „Laß mich, dies ist meine Ruhe ewiglich; hier will ich wohnen; denn es gefällt mir wohl.“ Und als er sich vom Gebet erhoben hatte, machte er aus einer Haselrute ein Kreuz und befestigte daran eine Kapsel, in welcher sich Reliquien der heiligen Jungfrau, des heiligen Desiderius und des erhabenen Heerführers Mauritius befanden (siehe Bild S. 116). Hierauf erneuerten beide ihr Gebet, und der Mann Gottes sprach demütig flehend: „Herr Jesu Christe, Schöpfer der Welt, der du durch das Siegeszeichen des Kreuzes den Menschen zu Hilfe gekommen, gib zur Ehre deiner Auserwählten, daß jener Ort zu deinem Lobe bewohnbar sei.“ Hierauf durchforschten sie Tal und Berg und fanden einen Wald zwischen zwei Bächen, eine anmutige Ebene und einen Ort, der zur Errichtung einer Zelle einlud. Wie einst Jakob, so rief St. Gallus, die künftige Wohnung vorausschauend: Wahrlich, der Herr ist an diesem Orte! Durch eine Wundertat — er heilte die kranke Tochter des Herzogs Gunzo von Alemannien, die dem König Sigibert von Franken verlobt

war — erwarb er sich die Gunst dieser beiden mächtigen Herren. Sigibert ließ einen Schutzbrief ausstellen, daß Gallus auf königlichen Befehl das auserwählte Land behalten solle, und übersandte ihm zwei Pfund Gold und zwei Talente Silber. Dem Herzog Gunzo aber erteilte der König den Befehl, den Mann Gottes bei der Errichtung seiner Zelle

[...]htsevangelium. Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

mit Arbeitern zu Hilfe zu kommen. Darauf begann Gallus im Vertrauen auf diesen Beistand eine Kirche und Zellen für die Brüder. Mit nur zweimal sechs Genossen, die bei ihm wohnten, gab er sich zufrieden. Das war der Anfang des nachmals so berühmten Klosters St. Gallen, von dem aus Christentum und Kultur in der östlichen Schweiz und in Süddeutschland verbreitet ward.

Die irischen und schottischen Mönche kamen als Friedensboten. Wie sie wirkten, das Land durchzogen und besonders gern die Fürsten dem neuen Glauben zu gewinnen suchten, zeigt unser nebenstehendes Bild. Ob der Missionar sprach, wie später der Dichter des Heliand seinen sächsischen Volksgenossen die frohe Botschaft verkündete? Es scheint so; denn sinnend hört der Fürst Altes und Neues aus seinen Worten. Und so heißt im Heliand das Weihnachtsevangelium:

„Da brachte man von Romaburg Botschaft und Befehl
Über alles Erdenvolk von Octavianus,
Dem mächtigen Kaiser, an der Könige jeglichen,
Die zu Hause herrschten, an die Herzöge alle,
Soweit in der Landschaft sie Leute regierten.
Die Fremdlinge hieß man ihre Heimat suchen,
Seine Gerichtsstatt einen jeden, wo ein jeglicher war
Gebürtig auf den Burgen. Das Gebot war gegeben
Über die weite Welt hin; da wallten die Mannen
Überall zu den Burgen, und die Boten reisten,
Die vom Kaiser selber gekommen waren,
Der Schrift kund'ge Männer; die schrieben in Rollen
Mit genauer Sorgfalt die Namen von allen,
Daß niemand die Gaben zu geben vergäße;
Daß die Kopfsteuer zahle dem Kaiser zum Zins
Ein jeder Bewohner. Auch Joseph, der gute,
Erhob sich, zu wandern zur Heimat mit den Seinen,
Zur glanzvollen Wohnung, nach Gottes Befehle,
Zur Burg in Bethlehem, ihrer beider Gerichtsstatt,
Des Helden Joseph und der heiligen Jungfrau!
Der Stuhl stand dort einstmals des Adelskönigs,
Des hehren David, da das Herrscheramt
Im Reich er führte und als Fürst der Hebräer
Den Hochsitz einnahm; seines Hauses waren
Von Geburt und Herkunft die beiden Leute
Guten Geschlechtes. — Das glänzende Schicksal
Und Gottes Macht, die mahnten Maria;
Und ein Kind ward geboren, wie verkündiget worden,
Ihr in Bethlehems Stätte — der stärkste der Söhne
Aller Könige kräftigster. Den Knaben umwand
Mit feinen Gewändern der Weiber schönste,
Mit herrlichen Stoffen. Ihre Hände beide
Legten darauf voll Liebe den Kleinen
In die Krippe hinein, ihn, den kraftvollen Herrscher,
Den Herrn der Mannen. Und die Mutter setzte
Davor sich und wachte und bewahrte selber
Den heiligen Sohn. Davon hörte so mancher
In der weiten Welt; so gewahrten es auch
Die Hirten der Rosse, die hielten Wacht
Auf den Feldern draußen. Die Finsternis sahn sie
Zerteilt in der Luft, Siehe! Licht vom Himmel
Brach strahlend durch die Wolken. Und die Wärter da draußen
Umfing's in dem Felde. Es fürchteten sich sehr
Die mutigen Männer, als den mächtigen Engel
Sie kommen sahen mit der Kunde an sie,
Daß die Wärter nicht brauchten Weh zu fürchten
Noch Leid von dem Lichte. ‚Nein, Liebes und Gutes
Verkünde ich euch. Denn Christ ist geboren
In selbiger Nacht, Gottes selbiger Sohn,
In Davids Burg, in dieser Stadt,
Den Frommen zur Freude; ihr findet ihn leicht,
Habt dies zum Zeichen, zu erzählen vermag ich's
Mit wahren Worten: in Windeln gewickelt
Liegt das Kind in der Krippe, er, der König des Himmels,
Der Verwalter des Weltalls!‘ Das Wort war gesprochen,
Da waren zu dem Engel noch andere gekommen,
Eine heilige Heerschar von des Himmels Auen,
Gottes fröhliches Volk. Und viel sie dort sprachen,
Manch liebliches Lob für der Leute Herren
In heiligem Sang; und zum Himmel aufschwebten
Sie durch die Wolken. Als die Wärter dies sahen,
Da sprachen sie: ‚Ehre sei dem ewigen Gott
Dort in der Höhe des Himmelreiches
Und Friede auf Erden allen Menschen,
Den zum Guten willigen, die Gott erkannten
Mit lauterem Herzen.‘ Doch die Hirten verstanden,
Daß gemahnt sie waren durch mächtige Weisung,
Durch fröhliche Botschaft. Nach Bethlehem zu eilen
Machten sie sich auf, ein mächt'ges Verlangen
Trieb sie zu sehen selber den Heiland.“ (Übertragen von Karl Kinzel.)

Den Iroschotten folgte ein Angelsachse, Wynfrid, später Bonifacius genannt. Er war im römisch-orthodoxen Glauben aufgewachsen; besonders sein Lehrer Aldhelm hatte seinen Sinn nach Rom gerichtet.

So stand er von vornherein in Gegensatz zu seinen Landsleuten, den Iren und Schotten, die ihm als Glaubensboten nach dem Festlande vorausgegangen waren. Nach einer ersten Bekehrungsreise in Friesland suchte und fand er für seine reiche Arbeit die Unterstützung der Päpste und der fränkischen Hausmeier; sein Lebensziel war, die deutsche Kirche in den engsten Verband mit Rom zu bringen und eine möglichst straffe und gleichmäßige Ordnung herzustellen. Er war Missionar und Organisator. Am 15. Mai 719 gab ihm der Papst Gregor II. Vollmacht, in seinem Auftrag und für Rom solle er die Hessen und Thüringer bekehren; im Jahre 723 stellte ihm Karl Martell einen Schutzbrief aus, wodurch er der Obhut aller Grafen in Hessen und Thüringen anempfohlen ward. Der Schutz des Hausmeiers ebnete seinen Weg, aber den Erfolg gewann er durch die Macht seines Willens und den Mut seines Glaubens. Eins der besten Zeugnisse dafür ist, wie er die Donarseiche bei Geismar fällt. (Bild S. 113.) Der Chronist vom „Leben des heiligen Bonifacius" erzählt davon folgendes: „Damals empfingen viele Hessen, die den katholischen Glauben angenommen hatten, die Handauflegung; andere aber, deren Geist noch nicht erstarkt, verweigerten des reinen Glaubens unverletzbare Wahrheiten zu empfangen. Einige auch opferten heimlich Bäumen und Quellen, andere taten das ganz offen; einige wiederum betrieben teils offen, teils im geheimen Seherei und Weissagungen, Wunder und Zauberformeln; andere dagegen beobachteten Zeichen und Vogelflug und pflegten die verschiedensten Opfergebräuche. Andere aber, die schon gesunderen Sinnes waren, taten nichts von alledem. Mit dieser Rat und Hilfe unternahm er es, eine ungeheure Eiche, die mit ihrem alten heidnischen Namen Joviseiche (d. i. Donarseiche) genannt wurde, an einem Orte, der Gäsmerä (Geismar an der Eder) hieß, in Beisein der ihn umgebenden Knechte Gottes zu fällen. Als er nun in seinem Geiste kühn entschlossen den Baum zu fällen begonnen hatte, verwünschte ihn die große Menge der herbeigeeilten Heiden als einen Feind ihrer Götter lebhaft in ihrem Innern. Als er jedoch nur ein wenig den Baum angehauen hatte, wurde sofort die gewaltige Masse der Eiche von höheren göttlichen Wesen bewegt und stürzte, nachdem der Äste Gipfel gebrochen, zur Erde. Und wie durch höheren Willens Kraft barst sie sofort in vier Teile, und vier ungeheuer große Splitterstücke von gleicher Länge stellten sich, ohne daß die umstehenden Brüder etwas dazu getan, dem Auge dar. Als dies die vorher fluchenden Heiden gesehen, wurden sie umgewandelt, legten die frühere Bosheit ab, priesen Gott und glaubten. Bonifacius abererbaute, nachdem er sich mit den Brüdern beraten, aus dem Holze dieses Baumes ein Bethaus und weihte es zu Ehren des heiligen Petrus." Wohl hat gläubige Wundersucht das Ereignis ausgeschmückt; aber doch treten in dem Bericht drei Züge klar und deutlich heraus: Der Mut des Bonifacius, der ein allverehrtes Heiligtum anzugreifen wagt; der Schutz, den er bei den anwesenden Bekennern seines Glaubens findet, und endlich das Staunen der noch heidnischen Hessen über die unerhörte Freveltat, verbunden mit beginnendem Zweifel an der Macht des Gottes, der solches nicht rächt oder rächen kann. Im Hessenlande gründete Bonifacius 744 das Kloster Fulda, das bald ein Mittelpunkt der Kultur ward. — Von Hessen wandte sich Bonifacius nach Thüringen, auch diesmal unterstützt durch ein Schreiben des Papstes, worin den Großen des Landes Gehorsam gegen seinen Abgesandten und der Bau von Kirchen anbefohlen ward. Hier traf er auf viele von keltischen Priestern gegründete und geleitete

Die Gründung von St. Gallen. Nach einer Originalzeichnung von O. Knille. (Text Seite 114)

Die Ermordung des Bischofs Adelbert von Prag. Nach einer Originalzeichnung von Fr. Roeber. (Text S. 119)

Gemeinden, die seinen römischen Bestrebungen offenen Widerstand entgegensetzten. Er aber brach ihn, baute Kirchen und Klöster, wie z. B. Ohrdruff, und vertrieb die keltischen Priester. Wohin er kam, da siegte er, und mit ihm Rom (wer diese Kämpfe im Gewande des historischen Romans lesen will, der greife zu Gustav Freytags „Ahnen" und lese den Band Ingraban); denn für Rom kämpfte Bonifacius. „Wir haben", schreibt er einmal von einer Synode, „beschlossen und bekannt, bis an unser Ende an dem katholischen Glauben festzuhalten, wie an der Einheit und an dem Gehorsam gegen die römische Kirche; wir haben ferner beschlossen, dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger untertan zu sein, als Metropolit das Pallium von dem Stuhle Petri nachzusuchen und in allen Stücken den Vorschriften desselben Folge zu leisten." Für solche treue Dienste empfing Bonifacius auch den wohl erwarteten Lohn. Im Jahre 732 ernannte ihn Papst Gregor III. zum Erzbischof von Mainz, sandte ihm das Pallium und gab ihm den Auftrag, in den bekehrten Gebieten Bischöfe einzusetzen. Es geschah in Buraburg (Bürberg zwischen Fritzlar und Amöneburg), Erfurt, Würzburg und Eichstätt. Und dieser Auftrag war bald durchgeführt, standen doch Bonifacius eine stattliche Anzahl ihm treu ergebener Männer und Frauen zur Seite: Burckhart und Lul, Willibolt und Wemibolt, Witta, Gregor und Sturmi, und von Frauen: Chunihilt, die Tante des Lul, und ihre Tochter Berchtgit, Walpurgis, Chunitrut, Thekla und Lioba. Lul ward sein Nachfolger auf dem Stuhl von Mainz, Sturmi ward der erste Abt des von Bonifacius gegründeten Klosters Fulda, Walpurgis stand dem Nonnenkloster Heidenheim vor, Thekla ward Äbtissin des Klosters Kitzingen und Lioba des Klosters Bischofsheim an der Tauber. So wurden die Christen der rechtsrheinischen germanischen Völker durch Bonifacius dem System des römischen Papsttums eingegliedert, ob ihnen zum Unheil oder Segen, darüber streiten die Forscher. 800 Jahre stand das deutsche Volk in der Zucht Roms und erwarb sich so die mit dem mittelalterlichen Christentum verbundene Kultur, bis dann Martin Luther kam und einen neuen, den deutsch-evangelischen, romfreien Glauben brachte. Bonifacius aber mußte den Märtyrertod erleiden. Als Greis nahm er den Plan seiner Jugend, die Friesen zu Christen zu bekehren, wieder auf; denn die friesischen Kirchenverhältnisse waren in Unordnung geraten. Er setzte in Utrecht einen neuen Bischof ein, und in dessen Begleitung widmete er sich der Bekehrung der im Osten des heutigen Zuidersees wohnenden Friesen mit großem Erfolg, indem er Götzenbilder zerstörte, Kirchen errichtete und Tausende taufte. Doch am 5. Juni 754 ward er in der Nähe des heutigen Dokkum von erbitterten Heiden erschlagen. Sein Biograph, Willibald, erzählt das im „Leben des heiligen Bonifacius" wie folgt:

„Als nun durch das Friesenland des Glaubens Licht leuchtete und das Lebensende des heiligen Mannes sich nahen sollte, schlug er am Ufer des Flusses Bordne (in der Nähe des heutigen Dokkum) seine Zelte auf, und er ließ den festlichen Tag der Firmelung und Handauflegung der Neugetauften durch den Bischof dem Volke verkündigen.

„Der bestimmte Tag brach an, und die leichte Morgenröte erglänzte mit der aufgehenden Sonne. Aber anstatt der Freunde kamen Feinde herbei, und eine große Menge von Heiden stürmte mit geschwungenen Waffen, mit Speeren und Schilden in das Lager. Da stürzten ihnen sofort die Mannen aus den Zelten entgegen; überall suchten sie nach Waffen und versuchten, die zum heiligen Märtyrertode Bestimmten

Ankunft der Äbtissin Irmgard auf Frauenchiemsee

gegen die Macht des wütenden Haufens zu schützen. Der Mann Gottes jedoch berief sofort, als er das Andringen des tobenden Haufens gewahr geworden, seiner Kleriker Schar, nahm die Reliquien der Heiligen, die er beständig bei sich zu führen gewöhnt war, schritt aus dem Zelte heraus und verbot sogleich den Mannen den Kampf, indem er sprach: ‚Lasset ab, ihr Männer, vom Kampfe; denn das Zeugnis der heiligen Schrift lehrt uns, nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Heute ist der langerwünschte Tag da, und die herrliche Zeit unseres Abscheidens ist

vorhanden. Darum seid stark in dem Herrn und hoffet auf ihn; denn er wird eure Seele erlösen.' Zu den in der Nähe befindlichen Priestern und zu den Männern, die in niederen Graden Gott dienten, sprach er mit väterlich mahnenden Worten: ‚Männer und Brüder, seid tapfern Mutes, und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht zu töten vermögen; freuet euch vielmehr in dem Herrn, der euch den ewigen Lohn geben und in den himmlischen Höfen Wohnungen bei den Engeln anweisen wird.'

„Indes er so zu seinen Gefährten redete, stürzte der wütende Haufe der Heiden mit Schwertern und voller Kriegsrüstung über sie her und vergoß das Blut der heiligen Märtyrer."

Und ähnlich wie Bonifacius starb etwa 250 Jahre später Adelbert von Prag. Adelbert hatte den mächtigen Bischofssitz von Prag aus Liebe zum beschaulichen Leben mit einer Klosterzelle am aventinischen Hügel vertauscht, doch auch da keine Ruhe gefunden. Darum zog er im Jahre 997 nach der Ostsee, um dort den heidnischen Preußen das Evangelium zu verkünden; aber nur kurz war seine Wirksamkeit; auf Anstiften eines Priesters der alten Götter ward er erschlagen (siehe Bild S. 117); in Gnesen ruhen seine Gebeine. Sein Werk ruhte, bis im Jahre 1230 der Orden der deutschen Ritter, gerufen von Herzog Konrad von Masovien, es fortsetzte und zum siegreichen Ende führte. Deutschland war christlich von den Alpen bis zur Ostsee, vom Rhein bis zur Memel. Über 600 Jahre dauerte es, bis die alten Götter dem einen, dem Vater Jesu von Nazareth, erlagen.

Copyright 1893 by Franz Hanfstaengl in Muenchen.

im Jahre 894. Nach einem Gemälde von K. Raupp.

Aus dem mittelalterlichen Klosterleben.

Mönche und Nonnen hatten die Deutschen dem Christentum gewonnen, Mönche und Nonnen sollten sie ihm erhalten und sie gleichzeitig auf eine höhere Stufe wirtschaftlichen und geistigen Lebens emporheben; denn die mittelalterlichen Klöster waren durch Jahrhunderte die Bildungsstätten unseres Volkes. Kein Wunder, daß selbst Männer und Frauen aus hohem Geschlecht den Stab des Abtes oder der Äbtissin ergriffen und so ihrem Volke dienstbar wurden, so z. B. eine Nichte Ottos I., Gerberga, die Äbtissin des Klosters Gandersheim, einer Stiftung des sächsischen Kaisergeschlechtes. So sehen wir auf nebenstehendem Bilde, wie die Äbtissin Irmingard im Jahre 894 ihrem neuen Wirkungskreis, dem Kloster Frauenchiemsee, zusteuert. Sie war eine Tochter König Ludwigs des Deutschen, eine Urenkelin Karls des Großen. König Arnulf beschuldigte sie, Mitwisserin einer gegen ihn gerichteten Verschwörung zu sein, und verbannte sie daher nach dem fernen bayerischen Kloster. Geleitet von reisigem Kriegsvolk, von Geistlichen und Nonnen, fuhr sie über den See der neuen Heimat zu. Von den Einwohnern ward die hohe Frau mit Jubel empfangen; doch nur sechs Jahre waltete sie ihres Amtes, ein früher Tod rief sie ab aus dem ihr immer lieber werdenden Wirkungskreis. Ihre Nachfolgerinnen aber leiteten von ihr das Recht ab, eine Krone zu tragen.

Und nun wollen wir uns ein Kloster genauer anschauen, erst seine Gebäude, dann seine Bewohner und ihr Leben.

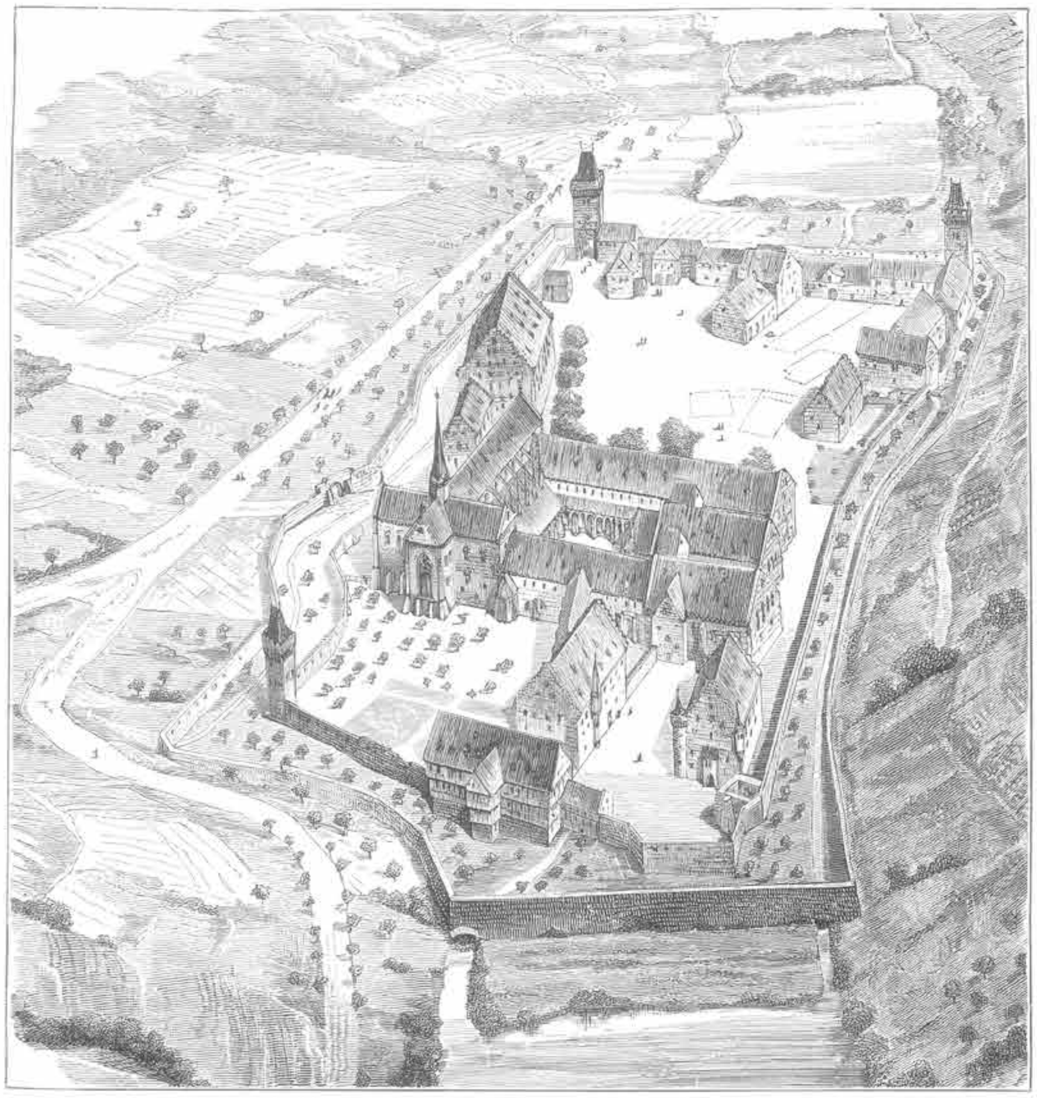
Ein Kloster war, wie Gustav Freytag sagt, eine kleine Stadt (Bild S. 120); denn alles, was Leib und Seele an Nahrung verlangen, sollte es bieten. Hoch ragte der Turm der Kirche hervor und zeigte dem Wanderer schon von weitem, wo er in Andacht vor den heiligen Reliquien knieen und den Segen des Heiligen, dem das Kloster erbaut war, erflehen konnte. Hier versammelten sich die Mönche entsprechend der Regel des heiligen Benedikt, die Psalm 119, 164 (Ich lobe dich des Tages siebenmal, um der Rechte willen deiner Gerechtigkeit) entnommen war, siebenmal zur Andacht: bald nach Mitternacht zur Mette, vor Sonnenaufgang zur Prima, nach Sonnenaufgang zur Tertia, nachmittags drei Uhr zur Sexta Nona, vor Sonnenuntergang zur Vesper und endlich gegen Nacht zum Kompletarium.

Neben dem Gotteshaus lag ein langgestreckter Bau, der Kapitel-

saal, in dem der Abt mit den Brüdern tagtäglich die Angelegenheiten des Klosters und des Ordens beriet. Das Kapitel aber bildete mit einigen anderen Gebäuden zusammen, mit der Bibliothek und den Schreibstuben, dem Arbeitshaus und der inneren Schule, mit den Schlaf- und Vorratsräumen der Brüder die sogenannte Klausur, d. h. eine Gruppe besonders umfriedeter und für dienende Brüder und Laien unzugänglicher Gebäude.

Diese alle umschlossen den Klosterhof (siehe untenstehendes Bild), einen durch kunstreiche Säulen und Bogen, reichverzierte Wände, Brunnen, Blumen und Bäume geschmückten Raum, wo die Mönche in der Glut des Tages schattige Kühlung oder nach getaner Arbeit erquickende Erholung fanden.

Außerhalb der verbotenen Räume erhob sich die Wohnung des Abtes, meist ein stattlicher, palastähnlicher Bau; denn der Abt gehörte ja zu den Großen des Landes, der wie Herzöge und Grafen nur einen Herrn, den Kaiser, über sich erkannte.

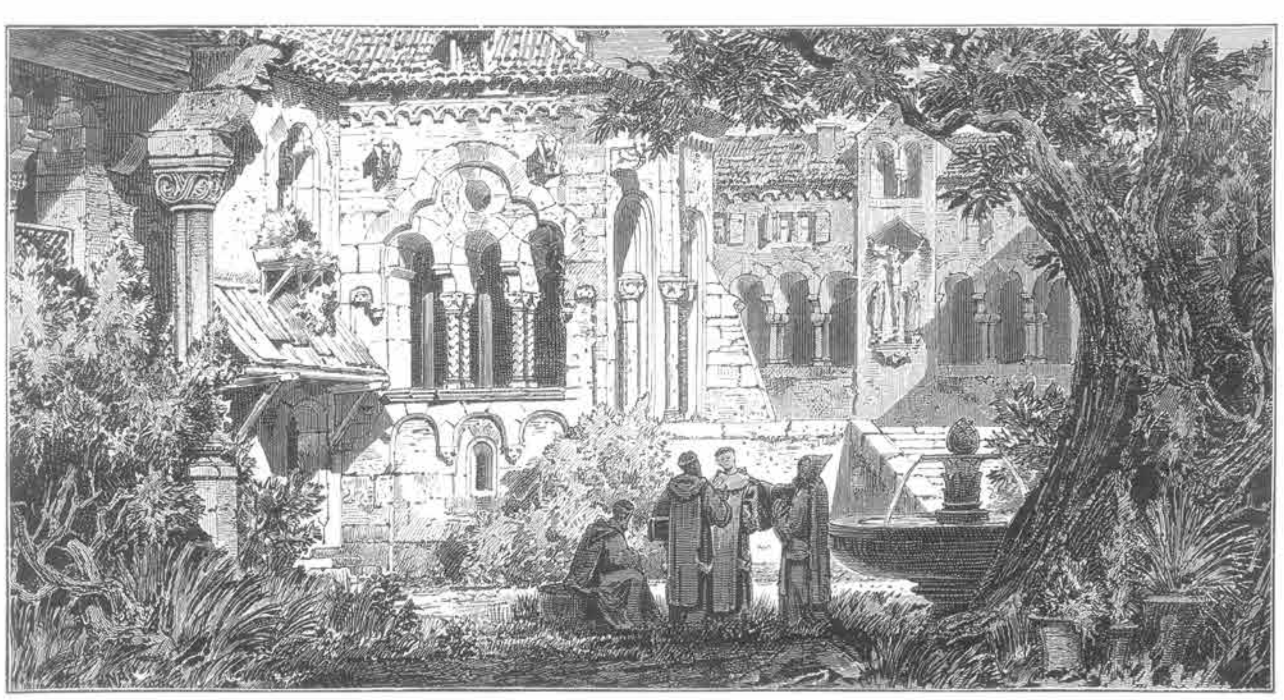


Restaurierte Ansicht des Cisterzienserklosters Maulbronn, als Muster einer mittelalterlichen Klosteranlage.

Nun folgte eine große Reihe von Gebäuden aller Art: die Außenschule; die Gasthäuser für reisende Brüder, für hohe und geringe Leute; die Krankenhäuser, ihnen benachbart die Wohnung und Apotheke des Bruder Arztes; die Werkstätten der Handwerker, der Schneider, Schwertfeger, Sattler, Zimmerer, kleine Häuser, die Raum für die Arbeit und für die Nachtruhe boten; endlich die Gebäude für Landwirtschaft und die Verarbeitung ihrer Produkte: Viehställe, Hühnerhöfe, Scheunen, Speicher, Brauerei, Mühle, Bäckerei, und daneben für die zahlreichen hier beschäftigten Arbeiter niedrige, langgestreckte Wohn- und Schlafhäuser. Innerhalb aller Gebäude lagen Gärten, bestanden mit Blumen, Arzneikräutern, Gemüsen und Obstbäumen.

Aber weshalb die vielen wirtschaftlichen Gebäude? Die Mönche des heiligen Benedikt (und später die Cisterzienser) waren durch die Ordensregel ausdrücklich zum Landbau verpflichtet (siehe Bild S. 121), und durch ihren Fleiß sind viele Wälder gerodet, unzählige Sümpfe getrocknet und in fruchtbares Acker- und Wiesenland umgewandelt worden. Die meisten Klöster des neunten bis zwölften Jahrhunderts waren sogenannte Großgrundherrschaften mit weit ausgedehntem Besitz. So gehörten z. B. der Abtei Prüm, am südlichen Abhang der hohen Eifel gelegen, im Jahre 854 im mittleren Moselgebiet 118 Fronhöfe; und deren Gebiet bestand aus Ackerland zu 6304½ Malter Aussaat (1 Malter im Trierer Gebiet 213,2 bis 243,12 l), aus Wiesen mit 1199 Fuder Heuertrag, aus Weinbergen mit 221 Ohm Ertrag (1 Ohm im Trierer Gebiet 155,32 bis 159,96 l), aus Wald für 6700 Schweine und etwa 48000 Morgen Land, das an hörige Leute ausgegeben war. Einer der größten Fronhöfe des Klosters war Villance in den Ardennen. Er hatte Fronacker zu 1140 Malter Aussaat, Wiesen für 100 Fuder Heu, Wald für 1000 Schweine und etwa 1700 Morgen höriges Land. Die hörigen Bauern mußten einen Teil vom Ertrage ihrer Hufen an das Kloster liefern, so in Villance jährlich 1 Schwein, 3 Hühner, 20 Malter Hafer und 60 Spindeln Garn zu Leinwand. An solchen Zinsen höriger Bauern des Klosters speicherte man 854 in Prüm auf: 432 Malter Salz, 177½ Malter Weizen, 473 Malter Roggen, 1631 Malter Spelt, 452½ Malter Gerste, 469½ Malter Hafer, 151 Fuder Heu, 1264⅘ Ohm Wein, 4382 Hühner, 20896 Eier, 427 Schweine, 267 Schafe, 4566 Spindeln Garn zu Leinwand, 2600 Spindeln Wolle. So hatte die Abtei alles, was sie für ihre Insassen brauchte. Welch eine Macht aber hatte der Abt, der über solche große Besitzungen und ihre Einkünfte verfügte! Der Besitz des Klosters gab ihm finanzielle, und weil in der Zeit des Lehenswesens, auch militärische und politische Macht.

Im Anfang arbeiteten die Mönche selbst auf dem Acker, später waren sie besonders im Garten tätig, wo sie sich mit dem Anbau von Arzneikräutern und feineren Gemüsen, mit der Pflege der Blumen, der Obstbäume und der edlen Weinsorten, die an den sonnigen Klostermauern angepflanzt waren, beschäftigten. In den Klostergärten gediehen und von da wanderten nach und nach auch zu den Bauern: Baldrian, Lavendel, Salbei, Pimpernell, Kamille, Gamander, Raute und Odermennig; Rose und Lilie, Veilchen und Aglei. Aglei war eine Glockenblume (agaleia, nach der Stadt Aquileja), die man im Mittelalter besonders liebte und darum in vielen Liedern besang.



Klosterhof. Nach einer Originalzeichnung von F. Knab.

Durch die Klöster wurde aber nicht nur die materielle, sondern auch die geistige Kultur unseres Volkes gefördert; denn fast sie allein waren im Mittelalter die Pflegstätten der Wissenschaften und Künste. So lebten gegen Ende des neunten

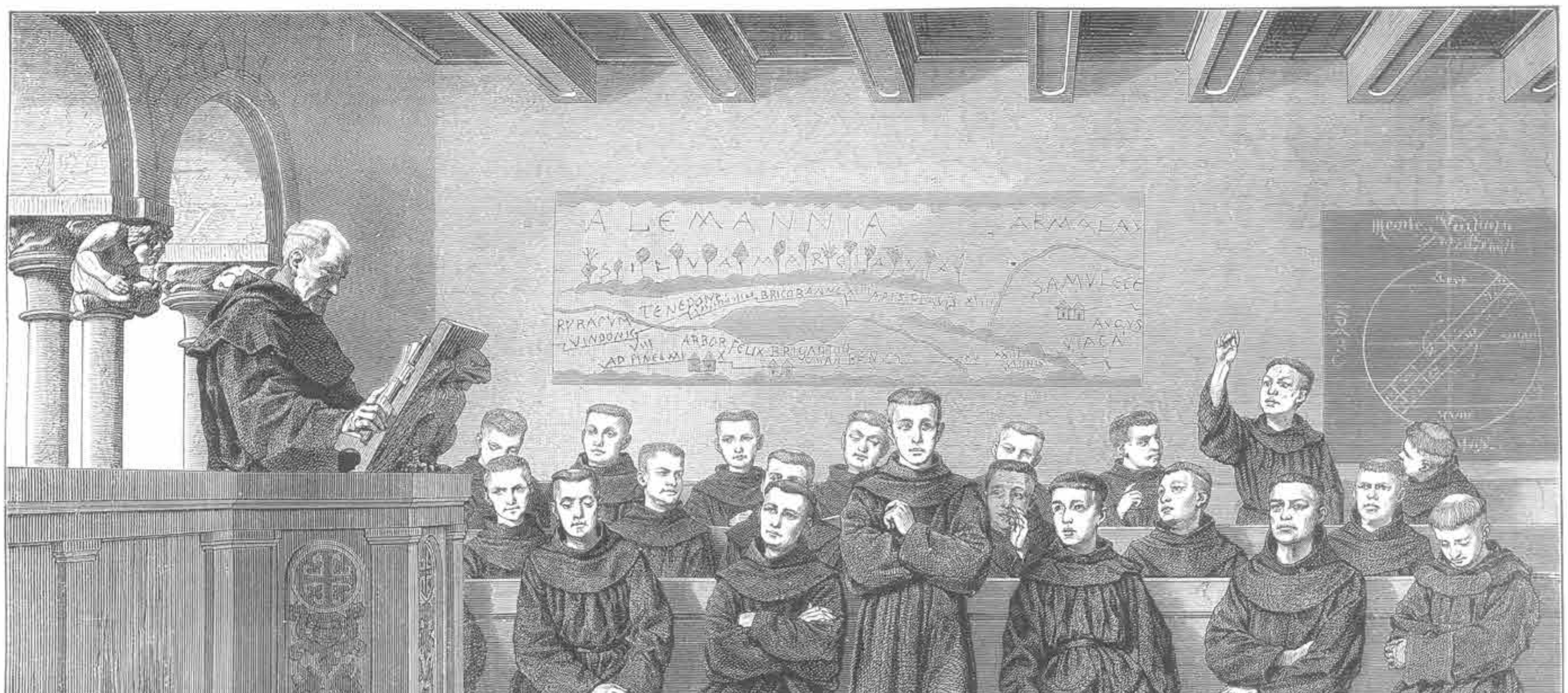
Jahrhunderts in St. Gallen drei bedeutende Männer: Notker der Stammler, der Dichter des noch heute gesungenen Liedes „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umgeben", auch berühmt als Maler und Komponist; dann Ratpert, der Chronist und Liederdichter, und besonders Tutilo, eine vielseitige Gelehrten- und Künstlernatur. Er dichtete in deutscher und lateinischer Sprache, war erfahren in der Baukunst, Malerei und Metallbildnerei und ergötzte außerdem noch seine Brüder durch vortreffliches Saiten- und Flötenspiel. — Hundert Jahre später als die drei großen Mönche von St. Gallen lebte im Kloster Gandersheim im Harze die Nonne Roswitha oder Hrotsuith, die erste deutsche Frau, die sich als Schriftstellerin und Dichterin einen Namen erworben hat. Einer Aufforderung ihrer Äbtissin

Cisterzienser als Landbauer. Nach einer Zeichnung von W. Riefstahl.

Gerberga folgend verfaßte sie ein lateinisches Gedicht zum Preise der Taten Ottos des Großen, welches im Jahre 968 vollendet ward und nun für uns eine wichtige Geschichtsquelle geworden ist.

Noch größeren Ruhm erwarb sie sich durch sechs Komödien, in denen sie Legenden von Heiligen dramatisierte. Unser Bild (S. 123) zeigt, wie begeistert die Äbtissin und die Schwestern der Dichterin lauschen; ob aber diese Komödien im Kloster auch dargestellt wurden, wissen wir nicht. Doch unmöglich war es nicht.

Solche gelehrten Männer und Frauen waren der Stolz eines Klosters, und weit in den Landen ward ihr Name mit Achtung und Bewunderung genannt. Eine besondere Arbeit dieser gelehrten Männer und ihrer Gehilfen war das Abschreiben alter Handschriften, und gar



Beim Unterricht in der Klosterschule. Nach einer Originalzeichnung von W. Riefstahl. (Text S. 123)

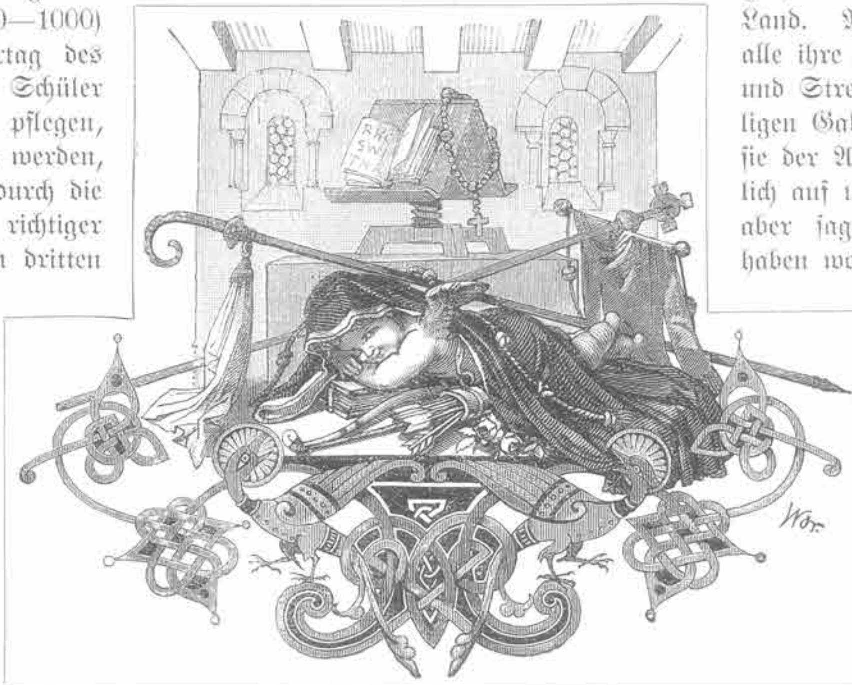
Copyright 1899 by Franz Hanfstaengl in Muenchen.

Mußestunde in einer alten Klosterschule. Nach einem Gemälde von Claus Meyer.

Roswitha liest ihre Legenden vor. Nach einer Originalzeichnung von P. Thumann. (Text S. 121)

oft danken wir ihrer mühsamen Arbeit allein die Kunde von vergangener Zeit. Den mitlebenden Geschlechtern aber waren die Mönche Lehrer und Erzieher. Jedes Kloster hatte seine Schule, eine äußere und eine innere. In jener unterrichtete man die Söhne der Herren, Edlen und Freien aus der Umgegend (so war Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I., Schülerin im Frauenkloster zu Herford; siehe S. 49); in dieser die künftigen Mönche, die zum Unterschied von ihren Kameraden der Außenschule schon jetzt die Kutte trugen (siehe Bild S. 120). Eine vortreffliche Schilderung des Lebens in einer Klosterschule finden wir in Gustav Freytags Ahnen, Band 2: Nest der Zaunkönige.

Die Außenschüler lernten Lesen, Schreiben, Rechnen und Latein; und hier gewannen die Söhne und Töchter der Fürsten und des Adels eine Bildung, die sie nicht nur weit über ihre Volksgenossen hinaushob, sondern sie auch zur politischen Führung des Volkes befähigte. Freilich war es ein Mangel derselben, daß sie völlig lateinisch, also undeutsch war. Die Lehrgegenstände der inneren Schule waren die aus dem Altertum übernommenen sogenannten „sieben freien Künste“: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie. Besondere Mühe und Sorgfalt verwandten die Lehrer darauf, ihre Schüler in der Kunst zu bilden und zu üben, lateinische Verse zu dichten. Die Schulzucht war außerordentlich streng; am Ende gewisser Zeiträume wurden die Fehler zusammengezählt und an bestimmten Streichtagen durch Schläge auf den Rücken geahndet. Wie sehr die Schüler diese Streichtage fürchteten, zeigt folgende kleine Erzählung aus der Klosterchronik Ekkehardts IV. (von 980—1000) in St. Gallen. „Es war der Feiertag des heiligen Markus, und wie die kleinen Schüler an festlichen Tagen es zu verdienen pflegen, daß sie am folgenden Tage gezüchtigt werden, so hatten sie am zweiten Wochentage durch die Fürbitter Verzeihung oder, damit ich richtiger schreibe, Aufschub erlangt. Aber am dritten Tage wird, wenn die Strafvollzieher ihre Verschuldigungen dem Schulmeister wieder ins Gedächtnis rufen, ihnen sämtlich befohlen, sich auszuziehen. Es wird dann einer der zu Züchtigenden in die oberen Teile des Hauses geschickt, die dort aufbewahrten Ruten herbeizuholen. Aber derselbe riß, um sich und die Genossen zu befreien, auf das schleunigste aus einem kleinen Ofen ein brennendes Scheit, steckte es in die dem Dache nächsten dürren Hölzer und blies das Feuer an. Als ihm aber die Strafrichter zuriefen, warum er zögere, rief er lautschreiend zurück: Das Haus steht in Brand! Und indem so die dürren Holzriegel, da auch der Nordwind blies, die Feuersgluten erfaßten, leuchtete das ganze Haus in Flammen auf.“ Nach diesem Beispiel von der Furcht der Schüler vor den Streichtagen wird es uns nicht wundern, daß bei solch strenger Zucht die Freude der Schüler nur selten laut wurde, ja daß die Knaben der inneren Schule schon bald ein gesetztes, feierlich abgemessenes Betragen auch in den Mußestunden zeigten (vergl. Bild S. 122).



Unter den Lehrern des Klosters St. Gallen war gegen Ende des zehnten Jahrhunderts ein **Ekkehardt** besonders berühmt. Von ihm erzählt die obengenannte Klosterchronik u. a. folgendes. Er war so schön von Angesicht, daß die Leute, welche ihn ansahen, um seinetwillen stehen blieben. Er war von hoher Gestalt, einem Kriegsmann ähnlich, von gleichmäßigem Wuchs und funkelnden Augen. Weisheit und Beredtsamkeit, vor allem aber klugen Rat hatte er wie der Beste seiner Zeit. Er war ein guter und strenger Lehrer; denn als er bei dem heiligen Gallus beiden Schulen vorstand, wagte niemand, außer den kleinen Putzen, mit den Gespielen ein anderes Wort zu sprechen als nur Latein. Diesen Mann erkor sich die verwitwete Herzogin **Hadawig** von Schwaben als ihren Lehrer. Hadawig, die Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, des Bruders von Otto I., war als junges Mädchen dem schon bejahrten Herzog Burckhardt von Schwaben vermählt worden. Es war eine politische Ehe; bald war sie Witwe. Sie wohnte auf dem Hohentwiel und regierte von da aus ihr Land. Man rühmte ihre Schönheit, aber alle ihre Leute fürchteten sich vor ihrer Härte und Strenge. Als Hadawig einst den heiligen Gallus aufsuchte, dort zu beten, nahm sie der Abt Burckhardt als seine Nichte festlich auf und wollte ihr Geschenke machen; sie aber sagte, daß sie kein anderes Geschenk haben wolle, als daß er den Ekkehardt ihr auf einige Zeit als Lehrer nach Hohentwiel überließe. Der Abt mußte es, wenn auch ungern, zugeben. Ekkehardt kam am verabredeten Tage, ungeduldig erwartet, auf der fürstlichen Burg an und las mit der Herzogin, die das Latein schon früher erlernt, vor allem die Äneide Virgils (siehe Bild S. 125). Und oft fanden die Dienstmannen und Ritter, auch die Vornehmen des

Beim Klosterwein. Nach einer Originalzeichnung von Ed. Grützner.

Landes, die Herzogin und den Mönch über den Büchern oder im gelehrten Gespräch. (Zu neuem Leben sind diese Ereignisse erwacht durch Viktor Scheffels Roman „Ekkehardt".)

Aber um diese Schülerin ward das Kloster St. Gallen von dem Kloster Reichenau, das doch dem Hohentwiel weit näher lag, und von seinem Abt Ruodmann sehr beneidet. Als daher Ekkehardt einmal, von einem Feste in seinem Kloster nach dem Hohentwiel zurückkehrend, bei den Brüdern in Reichenau einkehrte, flüsterte ihm der arglistige Ruodmann ins Ohr: „Du Glücklicher, der du eine so schöne Schülerin Grammatik lehren kannst."

Ekkehardt und die Mönche von Reichenau. Nach einer Originalzeichnung von Ferd. Keller.

Aber Ekkehardt war schlagfertig, erwiderte lächelnd: „So hast auch du, Heiliger des Herrn, die schöne Nonne Gotelind, deine liebe Schülerin, Dialektik gelehrt," bestieg rasch sein Pferd und ritt davon (siehe nebenstehendes Bild).

Unsere bisherigen Mitteilungen waren Bilder aus der Blütezeit der mittelalterlichen Klöster. Doch auch an den Klöstern ward der Fluch des Reichtums wahr. In derselben Zeit, da das Papsttum die edlen Hohenstaufenkaiser niederwarf und die höchste Macht des Abendlandes errang, zog in vielen Klöstern Unwissenheit, Roheit und Laster ein. In St. Gallen, wie wir wissen, einstmals

Ekkehardt auf dem Hohentwiel. Nach der Komposition von A. Herterich.

Einmauerung einer Nonne. Nach einer Originalzeichnung von O. Knille.

eine Stätte der Kunst und Gelehrsamkeit, konnte im Jahre 1291 der Abt mitsamt seinem ganzen Konvent nicht einmal schreiben, desto besser aber trinken. Am liebsten saßen die meisten Mönche jetzt mit den Adligen ihrer Nachbarschaft beim Klosterwein (Bild S. 124), spielten, scherzten und sangen statt der frommen Weisen die lustigen Spielmannslieder, an denen sich unter der Dorflinde Burschen und Mädchen ergötzten. Und von vielen Nonnenklöstern ging die Klage, daß die Nonnen das Gelübde der Keuschheit nicht hielten und ein Leben voll Schande und Laster führten. Wohl gab es noch genug ernste Männer und Frauen, die das Klosterwesen in alter Zucht und Sitte erhalten und ihm die frühere Bedeutung zurückgewinnen wollten. Sie legten denen, die gefehlt, furchtbare Strafen auf — Nonnen, die das Gelübde der Keuschheit gebrochen, wurden lebendig eingemauert (siehe obenstehendes Bild) — und doch schritt der Verfall vorwärts; denn allmählich brach eine neue Zeit an, die durch den Mund Martin Luthers aussprach, daß nicht nur der Stand der Mönche und Nonnen, sondern jeder Stand und Beruf, so man darin Gott von Herzen und mit Ernst fürchte und zu ihm auch herzliche Zuversicht, Glauben und Vertrauen fasse, ein Stand der Vollkommenheit sei.

Vom Hexenglauben und von der Hexenverfolgung.

In der Entwicklung des Hexenglaubens und der Hexenverfolgung unterscheidet ein neuerer Forscher (Joseph Hansen, Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß und die Entstehung der großen Hexenverfolgung) drei Hauptperioden: 400—1230, 1230—1450 und 1450—1540. Die Hexenverfolgung aber währte bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Und es muß beinahe als ein Rätsel bezeichnet werden, daß in derselben Zeit, in der das Geistesleben der abendländischen Völker durch Renaissance, Reformation und Naturwissenschaften neues Licht und neue Kraft gewann, solch ungeheuerliche Taten geschehen konnten. Der Wahnsinn des Hexenglaubens und der Hexenverfolgung beherrschte die Gewalthaber in Kirche und Staat und schleppte Tausende und Abertausende guter Mädchen und Frauen durch Kerker und Folterkammer ins Wasser oder auf den Scheiterhaufen. Was Hexerei sei, ist von den Theologen und Richtern des fünfzehnten Jahrhunderts in vielen eingehenden Erörterungen dargelegt worden; wir bemerken darin klar drei Gruppen an Vorstellungen, die längst vor 1400 unter den europäischen Kulturvölkern vorhanden waren. Zur ersten Gruppe zählen drei aus dem Bereiche des Zauberglaubens stammende Vorstellungen, die man als Malefizium, Striga und Verwandlung der Menschen in Tiere bezeichnet. Das Malefizium ist die Grundlage des ganzen Hexenglaubens und hat zum Inhalt den Wahn, daß gewisse Menschen, zumeist Frauen, die Macht hätten, anderen Böses zuzufügen, sie körperlich und geistig krank und schwach zu machen, Liebe und Haß zu erzeugen, Haustiere zu töten, die Ernte durch schlechtes Wetter oder Hagel zu vernichten. Unter Striga versteht man den aus den alten Vorstellungen von Gespenstern, Alben und Vampiren herausgewachsenen volkstümlichen Glauben, daß es Weiber gebe, die Nachts umherflögen, um gemeinsame Gelage zu feiern, wobei sie gern kleine Kinder oder auch Erwachsene verzehren, die sie vorher getötet hätten. Das Herumfliegen dachte man sich in verschiedener Weise: manche Hexen könnten sich durch Einreiben mit einer Salbe, der Hexensalbe, in einen Vogel verwandeln, am liebsten in eine Ente; andere ritten auf gespenstischen Rossen oder auf Hirschen, Böcken, Schweinen oder gar auf Besen, Stöcken und Mistgabeln dahin.

„Es trägt der Besen, es trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock.“

Die Vorstellung endlich, daß sich Menschen in Tiere verwandeln können, war in alter Zeit überall verbreitet. Es sei nur erinnert an die Zauberin Circe, an die Walküren, die Schwäne wurden, an den Werwolf und an den Bären im Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot, der ein verzauberter Prinz war. Mit dem Glauben an

Zauber und Zauberei verband sich der von einem geschlechtlichen Verkehr zwischen Menschen und Dämonen. Die Bibel erzählt (1. Mos. 6, 1), daß aus der Verbindung der Göttersöhne mit den Töchtern der Menschen die Tyrannen erwachsen seien; und nach griechischer Sage war Herkules der Sohn des Zeus und der Alkmene und Perseus der Sohn des Zeus und der Danae, und die Merowinger rühmten die Abkunft ihres Geschlechtes von dem Meergott Merovech und der Gemahlin des Königs Chlodo. An die Stelle der Götter und Dämonen trat, als das Christentum die herrschende Religion geworden war, der Teufel, der Gegner Gottes und Christi. Jede Hexe galt als eine dem Teufel Verlobte, die Gott und Christo abgeschworen habe. Solche Abschwörungsformeln hätten gelautet:

„Da steh' ich auf dem Mist,
Verleugne Gott, alle Heiligen
Und meinen Jesum Christ."

Oder

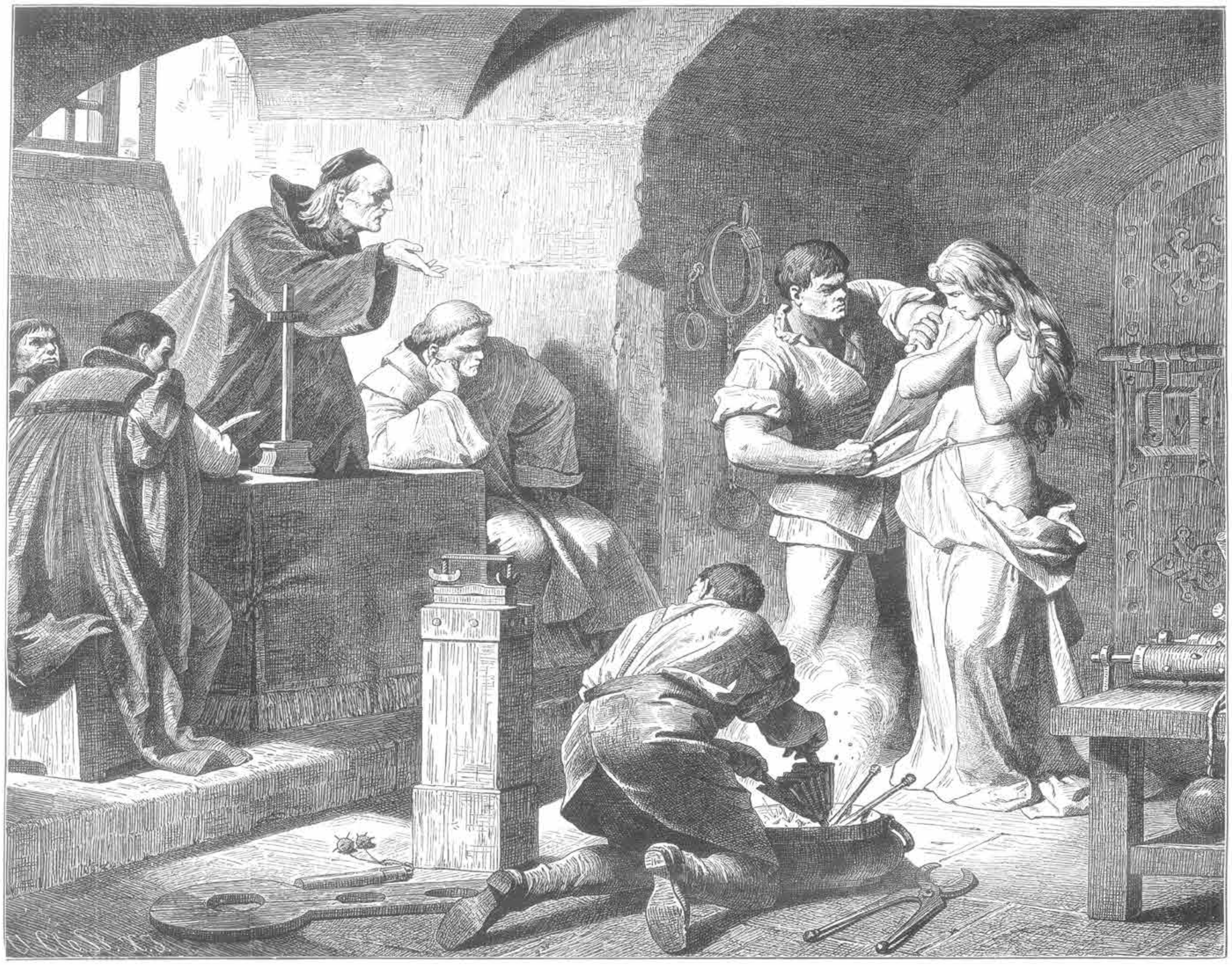
„Ich fasse an diesen weißen Rock
Und verleugne Mariäs Sohn und Gott."

Und mit dem Teufel kämen die Hexen zu gewissen Zeiten zusammen zum Hexensabbath. Da erschiene der Teufel als Kröte oder Frosch oder als ein schwarzer, rückwärts eine Leiter hinabsteigender Kater, oder auch als ein bleicher, hagerer, halb mit Tierhaaren bedeckter Mann mit schwarzen, blitzenden Augen. Als Verlobte des Teufels und als Feinde Gottes und Christi und als Zauberinnen waren die Hexen nach dem Urteil der Kirche den Ketzern gleich. So kam es, daß der Hexenglaube mit dem Unglauben der Ketzer in Verbindung gebracht ward und dann wie dieser der Inquisition verfiel. Den schärfsten Ausdruck erhielt diese Verbindung durch die Hexenbulle Papst Innocenz VIII. vom 5. Dezember 1484, veranlaßt durch die Inquisitoren Heinrich Institor (Krämer) und Jakob Sprenger. Der Papst klagt, daß ihm zu Ohren gekommen sei, daß in Deutschland viele Personen beiderlei Geschlechts vom Glauben abgefallen seien, mit dem Teufel gottlose Bündnisse eingegangen, Menschen und Vieh großes Unheil zugefügt und auch sonst argen Schaden verursacht hätten. Dann werden die beiden Inquisitoren über das Verbrechen teuflischer Zauberei mit der Vollmacht autorisiert, gegen die Übeltäter mit Einkerkerung und sonstigen Strafen einzuschreiten und von der Kanzel herab das Volk über das Wesen der Hexerei zu belehren und zu verwarnen. Zauberprozesse hatte es schon seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gegeben; der um 1225 erschienene Sachsenspiegel setzte für Unglauben (Ketzerei), Zauberei und Vergiftung die Todesstrafe, und die Augsburger Statuten von 1227 bestimmten, daß ein überführter Zauberer zum Tode durch das Rad verurteilt werde; doch waren alle diese Prozesse durch die weltliche Obrigkeit geführt worden, es läßt sich für das ganze dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert kein von Ketzerrichtern veranstalteter Zaubereiprozeß nachweisen. Aber im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts ward die Zauberei mehr und mehr als eine Ketzerei angesehen und daher unter die Machtbefugnis der Ketzergerichte, der päpstlichen Inquisition, gestellt, bis diese Verbindung durch die Bulle Innocenz VIII. päpstlich sanktioniert ward. Demgemäß ward nun in allen Hexenprozessen das Inquisitionsverfahren angewandt: die Aufforderung von der Kanzel an alle Glieder

Hexenritt. Nach einer Originalzeichnung von G. Spangenberg.

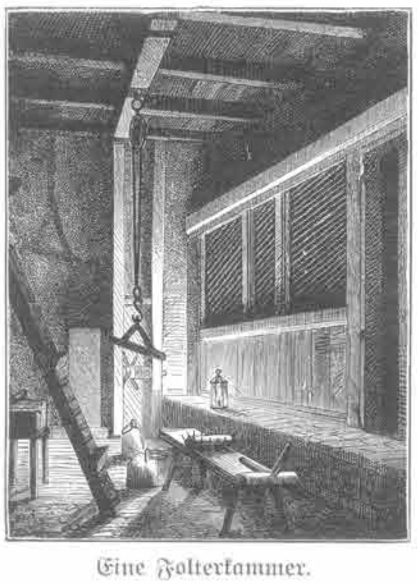
Hexenprobe. Nach einer Originalzeichnung von G. Franz.

Hexenverbrennung. Nach einer Originalzeichnung von G. Franz.

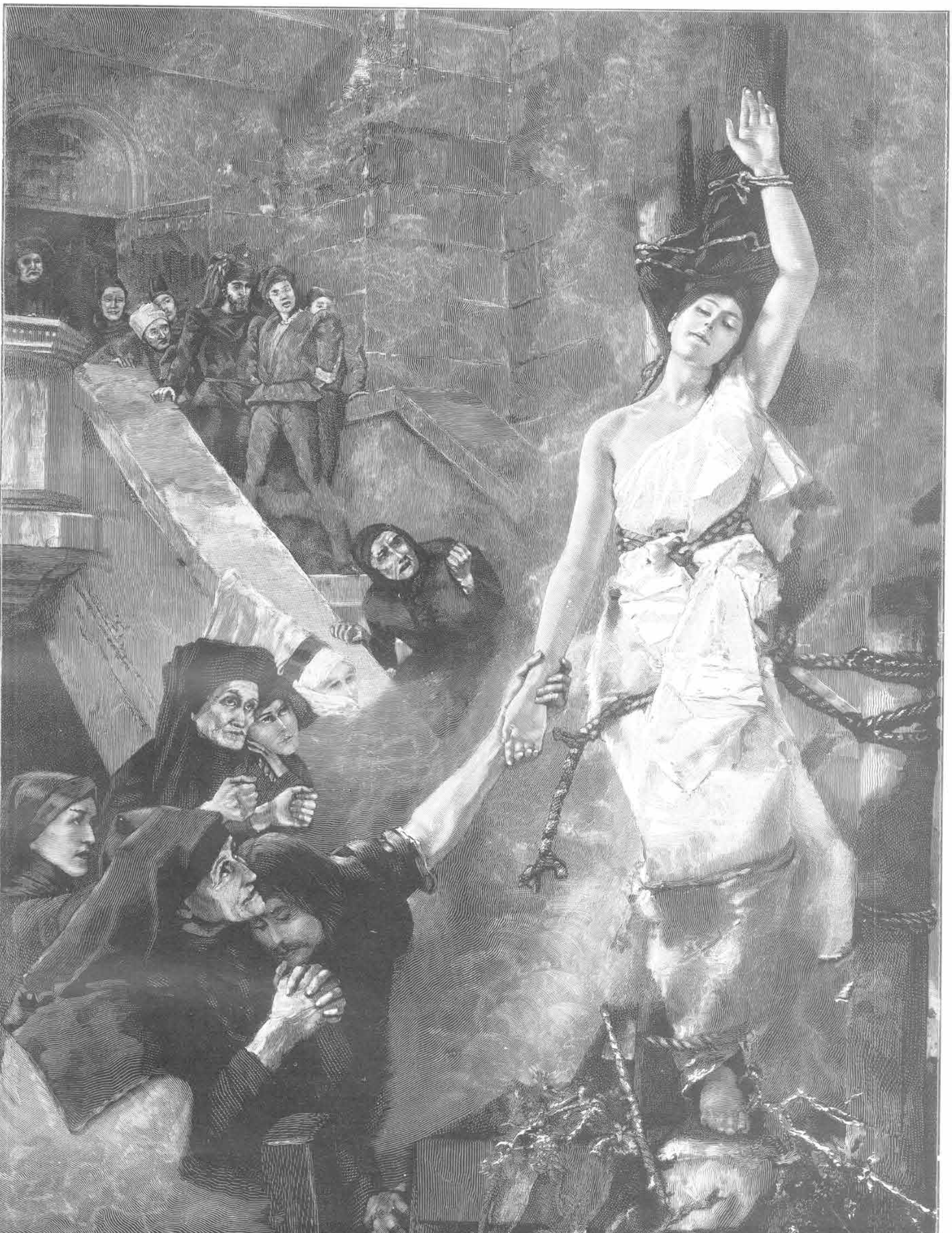


Verhör. Nach einer Originalzeichnung von F. Piloty.

der Kirche, alles Verdächtige an allen ihnen bekannten Personen, also auch an Eltern und Kindern, Geschwistern und Freunden, zu melden, die Pflicht der Denunziation; das Verhör und das Verfahren, das Geständnis des Beschuldigten herbeizuführen, die Folter oder Tortur; Festsetzung der Strafe und Strafvollzug. Unsere Bilder (S. 127—129) geben davon anschauliche Kunde. Wer einen genaueren Einblick in diese Greueltaten erhalten will, der lese Soldans Geschichte der Hexenprozesse, neu bearbeitet von Heppe (1880), Kap. 16: Das gerichtliche Verfahren und die Strafe, Band 1, S. 327—427. Daraus teilen wir folgendes Protokoll aus dem Jahre 1631 über die Folterung einer Frau mit. (Soldan, S. 369.) „1. Der Scharfrichter hat der Delinquentin die Hände gebunden und sie auch auf die Leiter gezogen, hierauf angefangen, sie zu schrauben, und auf allen Punkten so geschraubt, daß ihr das Herz im Leibe zerbrechen mögen, und sei keine Barmherzigkeit dagewesen. 2. Und ob sie gleich bei solcher Marter nichts bekannt, habe man doch ohne rechtliches Erkenntnis die Tortur wiederholet, und der Scharfrichter ihr die Hände gebunden, ihr die Haare abgeschnitten und sie auf die Leiter gesetzt, Branntwein auf den Kopf gegossen und die Kolbe vollends wollen abbrennen. 3. Ihr Schwefelfedern unter die Arme und an den Hals gebrannt. 4. Sie hinten hinauf rückwärts mit den Händen an die Decke gezogen. 5. Welches Hinauf- und Niederziehen vier ganze Stunden gewährt, bis sie (der Henker und dessen Knechte) zum Morgenbrote gegangen. 6. Als sie wiedergekommen, der Meister (Henker) sie mit den Händen und Füßen auf den Rücken zusammengebunden. 7. Ihr Branntwein auf den Rücken gegossen und angezündet. 8. Darnach aber viele Gewichte ihr auf den Rücken gelegt und in die Höhe gezogen. 9. Nach diesem sie wieder auf die Leiter gelegt. 10. Ihr ein ungehobelt Brett mit Stacheln unter den Rücken gelegt und mit den Händen bis an die Decke aufgezogen. 11. Ferner hat der Meister ihr die Füße zusammengebunden, eine Klafterstütze, 50 Pfund schwer, unten an die Füße niederwärts gehangen, daß sie nicht anders gemeint, sie würde bleiben und das Herz ersticken. 12. Bei diesem ist es nicht blieben, sondern der Meister ihr die Füße wieder aufgemacht und die Beine geschraubt, daß ihr das Blut aus den Zehen herausgegangen. 13. Bei diesem ist es auch nicht blieben, sondern ist sie zum anderenmal auf allen Punkten geschraubt worden. 14. Der (Henker) von Dreißigacker hat die dritte Marter mit ihr angefangen, welcher sie erstlich auf die Bank gesetzt. Als sie das Hemd angezogen, hat er zu ihr gesagt: Ich nehme dich nicht an auf ein oder zween, auf drei und auch nicht auf acht Tage, auf vier Wochen, auf ein halb oder ganz Jahr, (sondern) so lange du lebst. — Und wenn du meinst, daß du nicht bekennen willst, daß du sollst zu Tode gemartert werden, so sollst du doch verbrannt werden. 15. Hat sie sein Eidam mit den Händen aufgezogen, daß sie nicht atmen können. 16. Und der von Dreißigacker sie mit der Karbatsche um die Lenden gehauen. 17. Darnach ist sie in den Schraubstock gesetzt, darinnen sie sechs Stunden gesessen und 18. mit der Karbatsche jämmerlich zer-



Eine Folterkammer.



Hexenschlaf. Nach einem Gemälde von Alb. Keller. (Text S. 130)

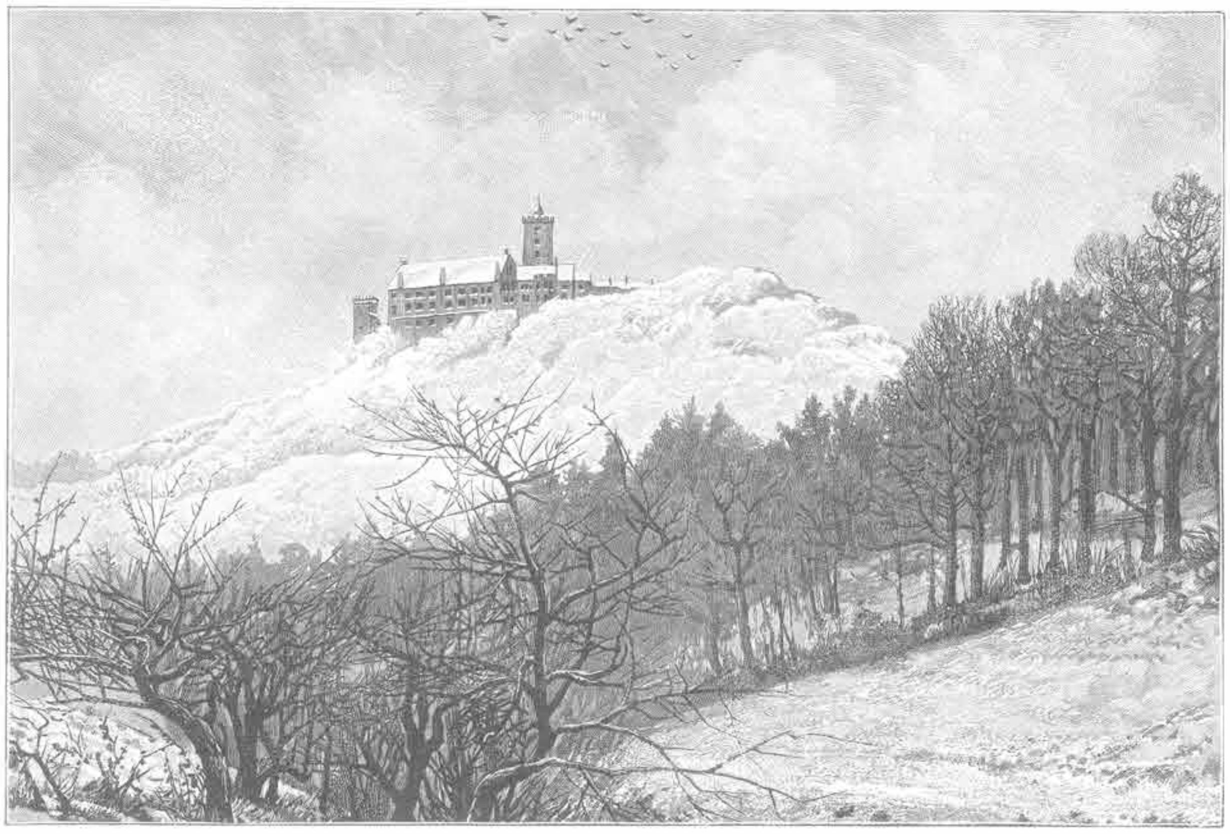
Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

hauen worden. Bei diesem es den ersten Tag verblieben. 19. Den anderen Tag, als sie wiedergekommen, ist die vierte Marter mit ihr fürgenommen worden und sie auf etlichen Punkten geschraubt und sechs Stunden darin gesessen u. s. w."

Und wehe nun den Armen, wenn sie gestanden, was sie niemals getan: sie wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ob dieser Tod qualvoller war als die Tortur?

Gar viele Frauen gingen mutig in den Tod und starben mutig und gefaßt. Ja an manchen glaubte man völlige Gefühllosigkeit und einen Zustand ekstatischer Verzückung zu beobachten. Man nannte ihn Hexenschlaf (siehe Bild S. 129) und meinte, derselbe sei ein Geschenk des Teufels an seine Verbündeten.

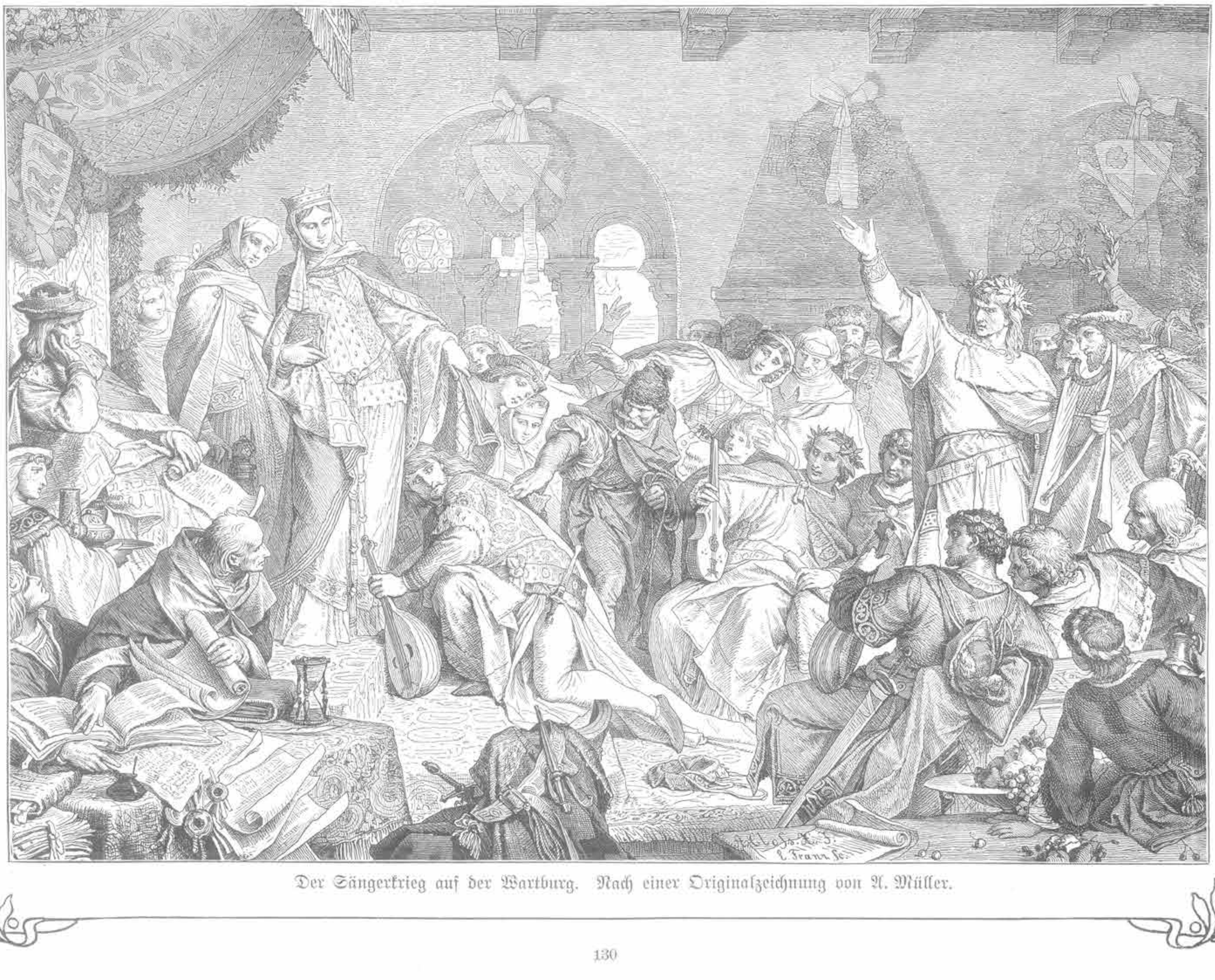
Wie groß die Zahl der armen Opfer gewesen, vermag niemand zu sagen. Johannes Scherr meint, daß wohl mehr als hunderttausend gemordet worden wären.



Die Wartburg im Winterkleide. Nach einer Originalzeichnung von H. G. Vogel.

Dichter und Dichtungen der Stauferzeit.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, da das herrschgewaltige Geschlecht der Staufer das deutsche Zepter ergriff, vernahm man von den Geistlichen vielfach die Klage, daß einfältige Leute immer nur von weltlichen Dingen und von Degenheit, d. h. von Heldentaten, hören wollten. Eine neue Dichtung entstand, die mit immer wachsender Lust und immer neuer Kunst zwei Themen besang, die Minne und das Rittertum. Und ihre Sänger erfreuten sich der Gunst der Könige und Fürsten, ja manche von diesen liebten es sogar, als Minnesänger im Kreise der Dichter an ihrem Hofe zu erscheinen (s. Bild S. 132: Friedrich II. als Minnesänger). Unter allen Fürsten ragten zwei als Beschützer der Dichter hervor, Herzog Leopold II. von Österreich und Landgraf Hermann I. von Thüringen (1190—1216). Wien und die Wartburg (siehe nebenstehendes Bild) waren



Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Nach einer Originalzeichnung von A. Müller.

Die Gralsburg. Nach einem Gemälde von F. Knab. (Text S. 132)

die Orte, dahin die Sänger am liebsten zogen. Vom Hofe des Landgrafen sagte einer: „Wer ohrenkrank ist, der bleibe vom Thüringer Hofe fern! Eine Schar zieht hinaus, die andere hinein, ein Wunder, daß bei diesem Lärm noch jemand hören kann;“ und den Landgrafen rühmte er: „Und wenn das Fuder guten Weines 1000 Pfund kostete, so stünde doch keines Ritters Becher leer bei ihm.“

Kein Wunder, daß unter den fahrenden Sängern wohl häufig die Frage besprochen ward, welcher Fürst ihnen denn am meisten Gunst erweise. Und das ist der Inhalt eines gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, sicher vor 1289 entstandenen Streitgedichtes: Der Wartburgkrieg (siehe Bild S. 130), in dem nach den Angaben gleichzeitiger Chroniken ein Sängerkrieg aus dem Jahre 1206 oder 1207 geschildert wird. Auf der Wartburg sind als Gäste des Landgrafen anwesend Heinrich von Osterdingen, der tugendhafte Schreiber, Biterolf, Reinmar von Zweter, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Die Sänger streiten über den Vorzug der Fürsten. Heinrich von Osterdingen rühmt als den besten den Herzog von Österreich und erklärt, sich der von Walther angekündigten Strafe zu unterwerfen:

„Wem nun im Kampf der Unsieg wird zu teil, Hört mein Begehr,
Daß Strang und Seil Ihm schaffen soll ein Henker morgen her.“

Alle anderen Sänger rühmen des Landgrafen Güte und Edelmut, und endlich gelingt es Walther, Heinrich durch eine List zu überwinden.

Er singt:

„Einen König und zwei Fürsten reich
Nur nehm' ich aus, die andern stell' ich zu der Sterne Licht.
Der zweien Fürsten einer mag gleich der Sonne sein,
Wenn sie die trüben Wolken all' verjagt
Und strahlt in vollem Schein.
Heinrich von Osterdingen, sprich, wer mag der Edle sein,
Des Tugend über alle Fürsten gleich der Sonne ragt?“

Und als Heinrich den Österreicher nennt, entgegnet Walther:

„Der Tag muß doch preiswürdiger sein
Als Sonne, Mond und Sternenglanz, wie ich vermeinen will.
Edle Thüringer, Hessen, Franken, Schwaben, laßt euch fragen,
Wer mag der Fürst wohl sein, der all der Welt ist übergleich?
Thüringens Landgraf mag uns sagen,
So steht ihm nach ein Sonnenschein, der Held von Österreich.“

So ist Heinrich besiegt und dem Henker verfallen, aber die Huld der Landgräfin schützt ihn. Er beruft sich auf Klingsor von Ungarland und erhält Frist, ihn herbeizubringen. So weit der erste Teil des Wartburgkrieges, das Streitgedicht, ihm folgt als zweiter das Rätselspiel, ein Kampf zwischen Klingsor und Wolfram von Eschenbach.

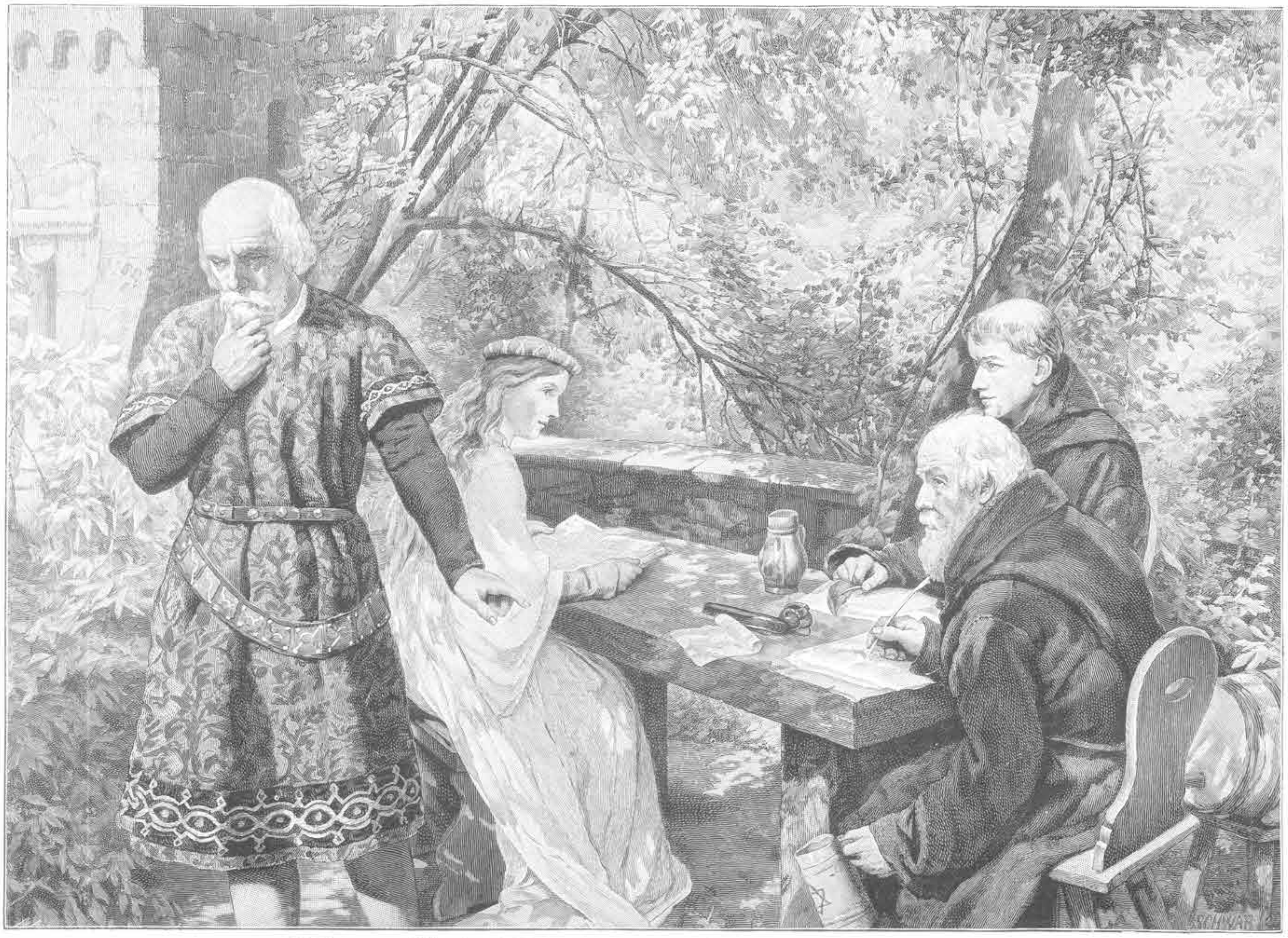
Die Dichtungen der ersten klassischen Periode sind episch und lyrisch; und unter den epischen Werken ist zu scheiden zwischen der höfischen Epik und dem Volksepos.

Die großen epischen Dichter sind Heinrich von Veldecke, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Sie wirkten zwischen 1170 und 1220. Unsere Bilder beschäftigen sich nur mit den beiden letztgenannten.

Wolfram von Eschenbach, geboren in Eschenbach, südöstlich von Ansbach, war der größte der mittelalterlichen Epiker. Und doch konnte er weder lesen noch schreiben und mußte sich daher vorlesen lassen und diktieren (siehe untenstehendes Bild). Aber sein Geist umfaßte alles, was seine Zeit an Wissen bot, und bewahrte es in einem treuen Gedächtnis als Rohmaterial für seine rege Phantasie. Sein Hauptwerk, der Parzival, ist aufgebaut auf zwei alten Sagenkreisen, dem vom heiligen Gral und dem vom König Artus. — Die Gralsage erzählt von einem Steine von wunderbarem Glanze, der, ungearbeitet in eine Schüssel, im Besitz des Joseph von Arimathia war. Aus dieser Schüssel reichte Jesus in der Nacht, da er verraten ward, den Jüngern das Brot als Zeichen seines gebrochenen Leibes dar, und in ihr ward das Blut des Gekreuzigten, das ihm aus der Seite floß, aufgefangen. So galt

Friedrich II. als Minnesänger.
Nach einer Originalzeichnung von A. v. Heyden.

dies Gefäß als Symbol der Erlösung und des ewigen Lebens, ausgestattet mit der Kraft, dem Gläubigen das Glück des irdischen und himmlischen Lebens zu geben, und demjenigen ewige Jugend zu verleihen, der es anschaute. Diese Kraft zu erneuen, brachte an jedem Karfreitag eine leuchtend weiße Taube die Hostie vom Himmel herab. Der Gral ward in dem Graltempel aufbewahrt, der auf dem Berge der Erlösung (Mons Salvationis, bei Wolfram von Eschenbach: Monsulväsche) errichtet war. Der Tempel (siehe Bild S. 131) war rund und maß 100 Klafter im Durchmesser. Eherne Säulen trugen den Bau; Bildwerke von Gold und Perlen zierten die aus blauen Saphiren und Smaragden hergestellten Gewölbe. Aus der Kuppel strahlten in Diamanten und Topasen die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond; durch farbige Fenster aus Edelstein und Kristall strahlte das Sonnenlicht; der Estrich war wasserheller Kristall. Die Türme waren von edlem Gestein erbaut und mit Gold ausgelegt; und auf jedem erhob sich ein kristallenes Kreuz, das einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen trug. Um diesen Graltempel, der durch eine Burg mit weitläufigen Mauern und zahllosen Türmen geschützt war, breitete sich sechzig Rasten weit ein dichter Wald von Ebenholzbäumen, Zypressen und Zedern. Durch ihn konnte niemand ungerufen hindurch dringen, wie auch niemand zu Christus



Wolfram von Eschenbach diktiert den Parzival. Nach einem Gemälde von F. Heim.

Original in der Alten Pinakothek zu München. Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Albrecht Dürer, Selbstbildnis.

kommen kann, er rufe ihn denn. Und unter den Gerufenen ward das Geheimnis des Grals nur dem offenbart, der fragte. Wer aber, wenn auch berufen, nicht fragte, wer vor dem Gral wie vor etwas Alltäglichem stumpf stehen blieb, der ward von der Gemeinschaft der Hüter und Pfleger des Grals ausgeschlossen. In diesen Bund der Auserwählten und Begnadigten aufgenommen zu werden, das war für einen Menschen das Höchste, was er auf Erden erlangen konnte; und der König dieser Gemeinschaft war der Höchste auf Erden. Zu dieser Würde war **Parzival** bestimmt, ein Ritter aus der Tafelrunde des Königs Artus. Artus war ein britischer Held, der im Kampf gegen die Angeln und Sachsen (449) viele Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte. Ihn umgaben viel hundert Ritter und Frauen, die sich alle ritterlicher Zucht und Tugend befleißigten. Die edelsten dieser Ritter waren die zwölf, die gewürdigt waren, mit König Artus in der Tafelrunde zu sitzen. Vom Hofe des Königs Artus zogen die Ritter durch die Lande auf Abenteuer, Riesen und Zwerge zu bändigen, Verzauberte aus ihrem Zauber zu erlösen, stolze Helden zu demütigen und bedrohte Frauen zu schützen. Die Beschreibung dieser Abenteuer bildet den Sagenkreis von König Artus, der von England über Frankreich auch nach Deutschland kam. So lernte ihn Wolfram von Eschenbach kennen, vereinigte ihn mit dem vom heiligen Gral und schuf das Epos Parzival. Parzivals Leben ist ein Weg von der Schuld zur Reinheit. Seine Mutter, die Königin Herzeloïde, will ihn dem Ritterberuf entziehen und läßt ihn darum in der Einsamkeit des Waldes ohne Kenntnis des ritterlichen Lebens aufwachsen. Aber durch eine zufällige Begegnung mit Rittern und durch deren Erzählungen von König Artus erkennt er seinen Beruf. Er stürmt fort, seiner nachschauenden Mutter bricht das Herz. Er kommt an den Hof des Königs Artus und erschlägt, weil unbekannt mit seiner Familie und den Gesetzen der ritterlichen Ehre, einen Verwandten und begeht dazu noch Leichenraub. Jetzt lehrt ihn Ritter Gurnemanz, was sich für einen höfischen Mann im Frieden und Streit schickt, und warnt ihn besonders vor unnützem Fragen. Nun zieht Parzival auf Abenteuer aus und kommt auch zum Gral. Er sieht den kranken König Amfortas; er sieht eine blutende Lanze hereintragen und bei dem Anblick alle Bewohner der Gralsburg weinen und jammern; er schaut alle Herrlichkeiten des Graltempels; er empfängt vom König Amfortas unter dem Hinweis auf seine Krankheit ein Schwert zum Geschenk; aber getreu den Lehren des Ritters Gurnemanz fragt er nach nichts; sein Herz scheint ohne Mitleid. Man hat von ihm die Frage erwartet, sie sollte König Amfortas von seiner Krankheit heilen und ihm das Gralkönigtum bringen. Aber mächtiger als die natürliche Regung des Mitgefühls zeigt sich bei Parzival die Vorschrift der höfischen Etikette, und so scheidet er voll Schande von der Burg. Er kehrt zu König Artus zurück, wird Glied der Tafelrunde, und nun erscheint ihm die Gralsbotin und hält ihm sein Unrecht vor. Aber er glaubt schuldlos zu sein und sagt sich los von Gott, weil der ihn trotz seiner Macht nicht vor Schande bewahrt hat. Er irrt von neuem umher. An einem Karfreitag trifft ihn ein pilgernder Ritter, führt ihn zur Selbsterkenntnis und weist ihn dann an einen frommen Laien, den Einsiedler Trevrizent. Der klärt ihn über das Wesen Gottes und des Grals auf und bewegt ihn zu demütiger Unterwerfung unter Gottes

Isolde. Nach einer Zeichnung von C. Schraudolph.

Kriemhild im Kreise ihrer Mägde. Nach einer Zeichnung von C. Klimsch. (Text S. 134)

Fügung. Seiner Sünden ledig, verläßt er den Einsiedler als ein gebesserter Mensch und zeigt seine Tugend in mancher Heldentat. Jetzt von neuem zum Gral berufen, tut er die früher versäumte Frage und erlangt so das Königtum des Gral. So schildert uns Wolfram in seinem Parzival den Typus des christlich-deutschen Ritters.

Gottfried von Straßburg ist der Dichter des Epos Tristan und Isolde, das uns schildert, wie die Minne in ihrer Allgewalt alle gesetzlichen und sittlichen Schranken bricht. Tristan wächst am Hofe zu Cornwall in der Hut seines Oheims Marke auf. Schon als Knabe gewinnt er sich aller Herzen. Der Jüngling ist ein vollendeter Schachspieler, Jäger, Musiker und Dichter, ein Mann der feinsten höfischen Manieren. Von Marke zum Ritter geschlagen, erringt er Sieg auf Sieg; insbesondere stiftet er Frieden zwischen Cornwall und Irland und wirbt die irische Prinzessin Isolde die Blonde für seinen Oheim Marke als Braut. Er geleitet sie zum Oheim, aber auf dem Schiff trinken Tristan und Isolde durch einen unglücklichen Zufall einen für Marke und Isolde bestimmten Zaubertrank. Und dieser Trank hat eine unheilvolle Wirkung. Die Wölsungensage, die nordische Fassung der Nibelungensage, erzählt, daß die Königin der Burgunden Siegfried einen Trank gibt, durch dessen Wirkung er Brunhild vergißt und die ihr gelobte Treue bricht. Dieser Zaubertrank ist das Symbol der Untreue. Der Trank der keltischen Sage aber ist das Symbol der Treue, er entfacht in Tristan und Isolde die Leidenschaft der Minne und bindet sie für immer aneinander. Durch die Macht des Zaubertrankes getrieben, begehen Tristan und Isolde Verrat an Marke und stürzen sich und alle, die ihnen nahe stehen, ins Verderben.

Die fahrenden Sänger waren auch die Träger des Heldengesanges und pflanzten die uralten Lieder von Siegfried und Gunther, Kriemhild und Brünhild, Hagen und Etzel fort. Die Grundzüge der alten Sage blieben, aber sie ward mit vielen Lebenserscheinungen der christlich-ritterlichen Zeit ausgeschmückt. Etwa um 1150 empfingen die Lieder den ihnen eigentümlichen Strophenbau (Nibelungenstrophe), und nun wurden sie zu einem großen Epos, dem Nibelungenlied oder der Nibelungen Not, vereinigt. Dies geschah um 1200 in Österreich; durch wen, wissen wir leider nicht. Aus dem Nibelungenlied zeigen unsere Bilder fünf der bedeutsamsten Szenen. Wir schildern die dargestellten Situationen unter Benutzung von Gotthold Klees deutschen Heldensagen.

Siegfried war nach Worms gekommen, um Kriemhild zu werben; und er hatte ihre Liebe gewonnen. Auch König Gunther verlangte nach einer Gemahlin und beschloß, die Herrin des Isensteines, die stolze Brünhild, zu küren. Da ging er zu Siegfried und sprach: „Willst du mir nun helfen, die minnigliche Jungfrau zu gewinnen?“ Da gedachte Siegfried an seine Liebe und antwortete schnell: „Gibst du mir deine Schwester zur Ehe, so will ich's tun. Keines anderen Dienstes begehre ich weiter für den Dienst.“ — „Es sei, wie du wünschest,“ rief der König froh, „in deine Hand gelob' ich dir: kommt Brünhild mit nach Worms, so will ich dir meine Schwester zum Weibe geben.“ Da schwuren sich die beiden Helden heilige Eide und rüsteten sich zur Fahrt. Weil aber in Brünhildens Land zu allen Zeiten nur die besten Kleider getragen wurden, riet Hagen, Kriemhild um die Anfertigung der Kleider für die Helden zu bitten.

Sechs Wochen arbeitete die Jungfrau im Frauenhaus mit ihren Mägden (siehe Bild S. 133), dann war alles bereit. Auf dem Isensteine gab sich Siegfried als Gunthers Dienstmann aus; und durch die Tarnkappe unsichtbar, half er Gunther die herrliche Maid besiegen. Sie kam nach Worms, die Hochzeit der beiden Paare ward mit aller Pracht gefeiert; doch noch einmal mußte Siegfried König Gunther helfen. In der Nacht brach Siegfried, durch die Tarnkappe wieder unsichtbar, Brünhildens Stärke, indem er ihr einen Ring vom Finger

Der Streit zwischen Kriemhild und Brunhild vor dem Münst

zog und ihren Gürtel nahm. Nun war Brunhild schwach wie jedes andere Weib und Gunthers folgsame Gemahlin. Aber aus Siegfrieds Freundestat erwuchs schweres Leid.

Zehn glückliche Jahre waren Siegfried und Kriemhild auf der Burg Xanthen in Niederland vergangen; da empfingen sie eine Einladung nach Worms. Sie kamen und ihnen zu Ehren ward ein großes Fest

gefeiert. Es war am elften Tage des Festes um die Vesperzeit. Auf dem Burghof trieben die kühnen Helden ihre Spiele, die beiden Königinnen sahen ihnen vom Fenster des hohen Saales zu. Sie rühmten ihre Gatten, welcher der hehrere wäre. Und Brunhild sprach: „Wie stattlich, schön und wacker dein Mann auch sein mag, so übertrifft ihn doch Gunther, dein edler Bruder; denn Siegfried sagte selbst, als er nach Isenstein kam, daß er Gunthers Dienstmann sei. Auf eines solchen Helden Dienst will ich nicht verzichten, mit seinen Mannen soll er mir dienen, weil es des Eigenholds Pflicht ist. Ich will sehen, ob man dir dieselben Ehren erweist als mir."

„Das soll geschehen," versetzte Kriemhild in hellem Zorn, „dieweil du meinen Gatten für deinen Eigenhold erklärtest, so sollen heute noch beider Könige Mannen merken, ob ich vor Gunthers Weib zur Kirche gehen darf." So trennten sich die beiden Königinnen in bitterem Haß.

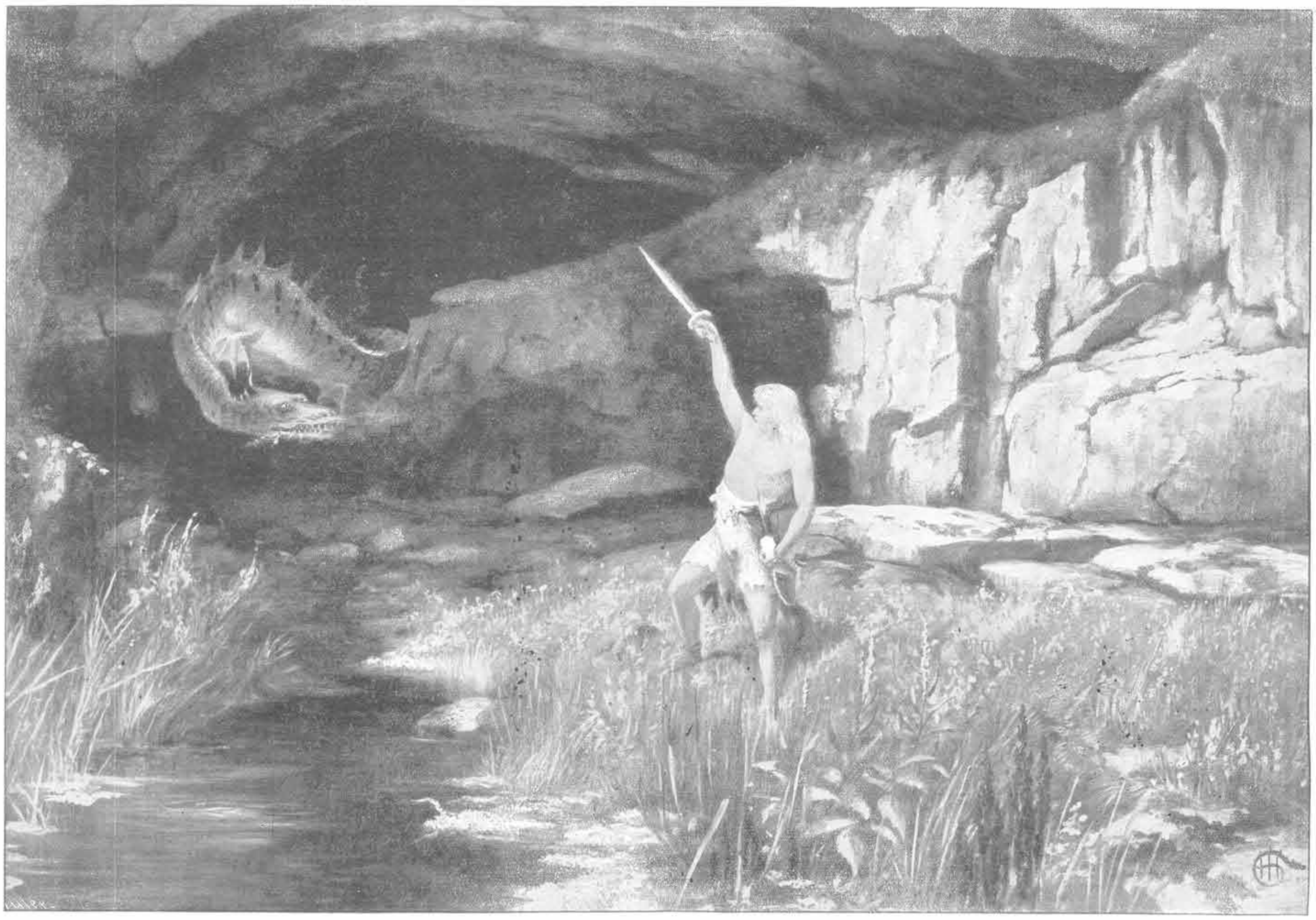
Am Tor des hohen Münsters stand schon mit ihren Frauen und Rittern König Gunthers Weib, als Kriemhildens Schar daher gezogen kam. Nun trat Brünhild vor und rief verächtlich: „Steh stille hier! Denn übel ziemt es sich, daß eine Magd vor ihres Königs Weib das Gotteshaus betrete." Das böse Wort war gesprochen, gesprochen vor der ganzen Menge der Mannen und Frauen. Da loderte auch Kriemhildens Zorn zu hellen Flammen auf, und laut gab sie zur Antwort: „Dir wäre wahrlich besser, wenn du geschwiegen hättest. Zur eigenen Schande wird dir nun die Rede; denn eines Lehnsmanns Dirne ist kein Königsweib." — „Wen nennst du Dirne?" rief die Beschimpfte aufschreiend. „Dich!" versetzte Kriemhild außer sich vor Zorn, „denn Siegfried, nicht dein Mann, hat dir deine ungefüge Stärke genommen." Brünhilde stand wie betäubt, die Zunge wollte ihr schier den Dienst versagen, nur mühsam stammelte sie: „Wahrlich, das will ich Gunthern sagen." Dann aber brach ihre Kraft, und die stolze Frau weinte bitterlich; Kriemhilde aber schritt an ihr vorbei mit allen ihren Frauen in den Dom. Weinend suchten Brünhildens Dienerinnen ihre Herrin zu trösten, die endlich den ungeheuren Schmerz bezwang und der verhaßten Nebenbuhlerin in das Münster folgte.

Doch ihre Seele fand keine Andacht; sie vernahm weder des Priesters Worte, noch den Gesang der Gemeinde; von unsäglichem Weh schwoll ihr das Herz, gebrochen war ihr hoher Mut. Als endlich der Gottesdienst vorüber war, eilte sie rasch hinaus und blieb vor dem Eingang stehen. „Klarheit muß mir werden," so sprach sie bei sich selber, „Rede stehen soll mir das freche Weib, beweisen, wessen sie mich vor aller Welt geziehen hat, und wehe Siegfried, wenn er sich dessen rühmte!" Jetzt trat auch Kriemhild aus dem Münster; schweigend wollte sie an ihrer Feindin vorüber schreiten, aber diese vertrat ihr den Weg und begann: „Halt, Kriemhilde, bleib hier stehen! Du kränktest mich mit bitterbösem Wort; nun sollst du mir beweisen, was dir ein Recht dazu verlieh!" — „Laß mich lieber gehen!" antwortete Kriemhilde, „sieh diesen Goldring, der vormals dir gehörte und jetzt an meinem Finger steckt." — „Ha," höhnte die Königin, „den Reif erkenn' ich wohl; vor langer Zeit ward er mir gestohlen; nun wird mir ja kund, wer der Dieb ist." — „Nicht ich!" rief Kriemhilde empört, „du hättest schweigen sollen, wenn dir deine Ehre lieb war! Sieh hier, der Gürtel um meinen Leib mag es dir beweisen, daß ich die Wahrheit sagte! Siegfried, mein Mann, entwand ihn dir, als er statt Gunthers deine Stärke brach!" Mit diesen Worten kehrte sie Brünhilden den Rücken und ging mit ihrem Gefolge hinweg. (Vergl. nebenstehendes Bild.)

Lange stand die Königin in starrem Schweigen, schwere Tränen rollten über ihre totenbleichen Wangen. Mit klangloser Stimme sprach sie zu ihren Frauen, die sie ängstlich umringten: „Ruft Gunther, den Fürsten vom Rheine, zur Stelle. Sogleich will ich ihm künden, wie seine Schwester mich beschimpfte." Es währte nicht lange, bis der König dahin kam; als er sein Ehegemahl in Tränen sah, sprach er besorgt: „Liebe Herrin, sage mir, wer tat dir etwas zuleide?" — „Ich muß wohl traurig sein," versetzte sie, „deine Schwester beraubt mich aller Ehre, sie sagt, ich sei die Dirne Siegfrieds, ihres Mannes." — „Sehr übel tat sie daran!" rief Gunther erschrocken. Doch Brünhilde fuhr schnell fort: „Sie trägt mein goldenes Ringlein und meinen Gürtel

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

er in Worms. Nach einem Gemälde von F. Kirchbach.

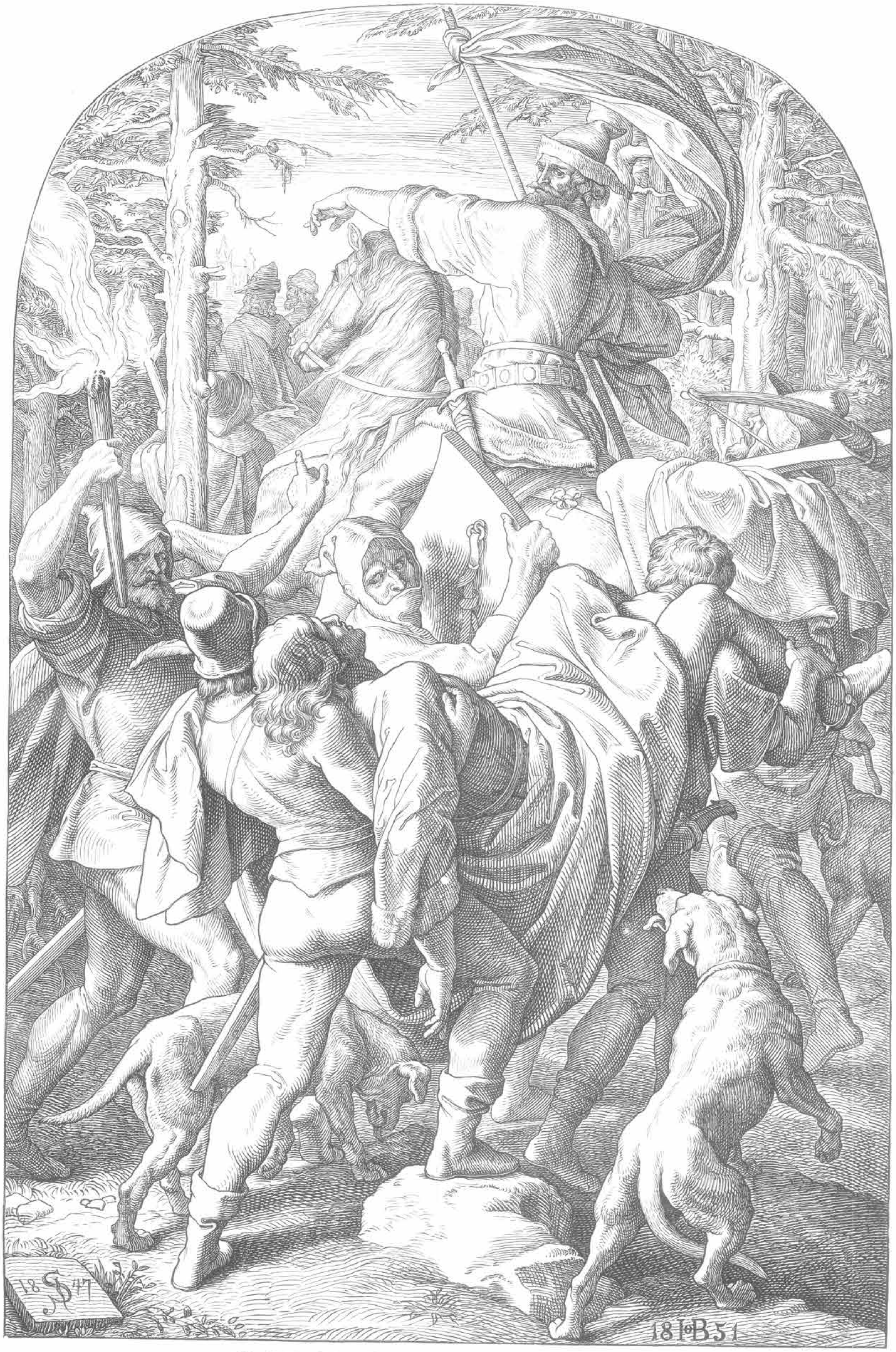


Siegfried und der Drache. Nach einem Gemälde von H. Hendrich.

der mir einst verloren ging. Siegfried, so sagte sie, nahm ihn mir, als er statt deiner mich bezwang. Nun, König, schirme mich vor Schande, damit ich nicht dem Tage fluche, der mich dir verband!"

Von dieser Stunde an redeten die beiden Frauen nicht mehr miteinander. In tiefe Trauer versunken, saß Brünhilde in ihrem Gemach, das Herz von Jammer, Wut und finstern Rachegedanken erfüllt. Da trat Hagen herein, und ihm klagte sie ihre Not. Und als er seine Herrin weinen sah, gelobte er ihr, daß es Kriemhildens Mann büßen solle, oder er wolle nimmer wieder fröhlich sein. Wohl wußte er, daß es schwer sei, den Recken Siegfried zu überwinden; aber durch List bewog er die angstvolle Kriemhild, daß sie ihm verriet, wo Siegfried verwundbar war. „Merke wohl auf meine Rede," sprach sie in leisem Flüstertone, „als einst der kühne Held den Lindwurm erschlug, da badete er sich im Blut des Ungeheuers, so daß seitdem kein Schwert ihn verwunden kann. Und dennoch, wenn ich ihn im Kampfsturm weiß, bin ich stets voll Sorge, daß mir ein Speerwurf den teuern Gatten raube. Ach, wie viel Angst ertrug ich schon um ihn! Darum, vielliebér Freund, vertrau' ich dir getrost nun mein Geheimnis, damit du deine große Treue an mir bewährest: als Siegfried sich im Blut des Drachen badete, da fiel ihm zwischen die Achseln ein breites Lindenblatt. Sieh, diese Stelle blieb vom Blute unberührt und darum auch verwundbar; das ist es, was mein Herz beständig bange macht, daß eines Feindes Speer einmal die Stelle trifft." Da sprach der Ungetreue: „So nähet ein kleines Zeichen auf sein Gewand, daran ich leicht erkennen mag, wo ich ihn zumeist im Kampfe beschirmen muß." — „Das will ich tun," antwortete sie ohne Arg, „mit feiner Seide näh' ich ein kleines Kreuzlein auf sein Gewand. Dort, guter Held, behüte mir den Trauten wohl, wenn ihr im Schlachtgetümmel steht." — „Vielliebe Herrin," versetzte der tückische Hagen, „das gelob' ich dir!" Darauf nahm er Urlaub von ihr und ging fröhlich hinweg. Sie aber tat, wie der Verräter ihr geraten hatte, und wirkte, blind vor ängstlicher Liebe, mit eigenen Händen in ihres Gatten Kleid das unheilvolle Zeichen.

Auf einer Jagd im Odenwald sollte Siegfried sterben. Im Wettlauf mit Gunther und Hagen eilte Siegfried zu einem Brunnen, er errang den Sieg. Als er sich bückte, das kühle Wasser zu trinken, ergriff Hagen des Helden Schwert und Bogen und trug sie raschen Sprunges beiseite. Dann lief er zurück, faßte den Speer und schaute das Kreuzlein in Siegfrieds Kleid. Arglos schlürfte der Held das labende Getränk. Da schleuderte Hagen mit furchtbarer Kraft den Speer, mitten durch das Kreuz fuhr das mörderische Eisen und durchbohrte dem Herrlichen Rücken und Brust. Hoch auf spritzte das Blut aus der Wunde auf Hagens Kleid. Wie rasend sprang der Getroffene auf, den Speerschaft im Herzen. Er wollte nach Schwert und Bogen greifen, doch der Mörder hatte sie ihm entwendet. Er wehrte sich mit seinem Schilde, doch seine Kraft brach. Nun verstummte sein Mund; weit umher waren Gras und Blumen vom Blut benetzt, Siegfried war tot. Als die Jagdgenossen sahen, daß der starke Siegfried gestorben sei, legten sie ihn auf seinen rotgoldnen Schild und hielten Rat, wie es verborgen bleibe, daß Hagen ihn ermordete. „Verhehlen wir die leidvolle Schmach," riefen etliche, „laßt uns sprechen, Räuber hätten den Helden erschlagen, als er allein den Wald durchzog." Aber der grimme Hagen rief: „Ich bring' ihn selber heim. Was kümmert mich, ob Kriemhilde es erfährt? Sie hat meiner Herrin so bitteres Leid getan; nun gilt mir's gleich, ob sie selbst in Gram vergeht." Da harrten sie, bis der Abend niedersank. Dann zogen sie mit des großen Helden Leiche heimwärts. Es war ein edles Wild, das da erschlagen lag. — Als sie in später Nacht gen Worms kamen, da legte Hagen den toten Siegfried vor Kriemhildens Kammer, damit sie ihn fände, wenn sie des Morgens herausträte. Die Morgendämmerung kam, vom Münster läutete die Glocke und rief zur Mette. Da stand die junge Königin mit ihren Frauen auf, legte ihr Morgengewand an und befahl, ein Licht zu bringen. Alsbald eilte der Kämmerer mit einem Lichte in der Hand zu Kriemhildens Gemach; doch wie er vor die Türe kam, sah er zu seinem Entsetzen einen Leichnam liegen, der allenthalben mit Blut beronnen war.



Siegfrieds Tod. Von Julius Schnorr von Carolsfeld.

Bleich und zitternd trat er ein und sprach zur Königin: „Ich bitt' Euch, Herrin, geht nicht jetzt zum Münster! Verweilet noch ein wenig hier, indes ich die Knechte rufe, daß sie den Toten hinwegtragen, der vor Eurer Kammer liegt." Ein gräßlicher Schrei durchschnitt die Luft, Kriemhilde sank bewußtlos zur Erde. Jammernd lief ihr Gesinde herbei und besprengte die Ohnmächtige mit kaltem Wasser. — Als Kriemhilden die Sinne wiederkehrten, richtete sie sich langsam auf und flüsterte dumpf vor sich hin: „Ich weiß, es ist Siegfried, mein lieber Mann!" Dann durchschritt sie rasch das Gemach, öffnete die Tür und kniete bei dem Toten nieder. Sie hob sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand. Ach, wie das Blut sein Antlitz auch entstellte, sie erkannte ihn doch sogleich: Siegfried, der teure Held, lag kalt und starr vor ihr. Da benetzte sie mit heißen Tränen das bleiche Angesicht und klagte aus tiefstem Herzensgrund: „Weh, ach weh des bitteren Leides! Nicht von Schwertern ist dir der Schild zerhauen; ermordet bist du, süßer Mann! Ha, wüßt' ich, wer die Tat vollbrachte, ich sänn' ihm auf Rache bis an meines Lebens Ende." Als der helle Morgen angebrochen war, ließ die arme Königin ihren toten Mann zum Münster tragen. Weinend folgten ihre Frauen und Mannen, denn alle hatten den edlen Herrn lieb gehabt. Als die Bahre in dem Dome stand, kam auch der König Gunther mit den Seinen. „Liebe Schwester," sprach er zu Kriemhilde, „mich jammert sehr dein großes Leid. Um Siegfrieds Tod müssen wir immer klagen." Da antwortete die Schmerzensreiche: „Das tut Ihr ohne Grund. Hättet Ihr es nicht gewollt, es wäre nie geschehen, was geschah! Ihr selber habt mir meinen trauten Mann geraubt." Da leugneten sie alle und beschworen ihre Unschuld Sie aber sprach: „Wer sich rein von Schuld weiß, der trete hier vor allem Volk zur Bahre her, auf daß man die Wahrheit klar erkennen mag!" Sie taten alle nach ihrem Geheiß; als aber Hagen, der grimme Held, herantrat, da geschah ein großes Wunder: des Toten Wunden brachen auf und bluteten so stark, als hätt' ihn eben erst der mörderische Speer getroffen. (Siehe obenstehendes Bild.) Da wußte Kriemhild, wer ihn erschlagen hatte. Gunther war rasch vor die Bahre getreten, um dem Volke das fließende Blut zu verbergen, und sprach laut: „Ich schwör' es dir, Räuber haben den Helden im Walde getötet; Hagen ist unschuldig an diesem Mord." Da sagte sie nur: „Ja ich kenne die Räuber wohl. Gott gebe, daß mir einst an ihnen Rache wird!" —

Da, wo das Volksepos Gestalt gewann, erstand auch der größte Lyriker der mittelhochdeutschen Zeit, Walther von der Vogelweide. Er war nicht der erste, der seine Gedanken im Lied aussprach. Vor ihm wirkten der von Kürenberg, Dietmar von Eist, Friedrich von Hausen, Reinmar von Zweter, Spervogel und mancher, dessen Namen vergessen ist, dessen Lied aber noch lebt. Ihre Lieder, des Minnesangs

Kriemhild an Siegfrieds Bahre. N

Frühling genannt, haben nur einfache Motive: Kummer über den langen Winter verbindet sich mit Liebesleid, Frühlingsfreude mit Liebesfreude und Tanzlust. Von einem Unbekannten stammt das herrliche Liebeslied:

ch einem Gemälde von E. Lauffer.

Du bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
du bist beslozzen
in mînem Herzen.
verloren ist daz slüzzelîn,
dû muost immer drinne sîn.

Spervogel war der Vertreter der Spruchdichtung, einer Gedankenlyrik, in welcher er sich über religiöse, ethische und politische Fragen seiner Zeit aussprach. Walther war ein fahrender Spielmann, aber über seinen Lebensgang besitzen wir nur wenige genaue Angaben. Wo seine Wiege gestanden, weiß man nicht; zumeist nimmt man an, daß er im Laiener Ried im Eisacktale, wenige Stunden nördlich von Bozen, geboren sei. Nach zerstreuten Bemerkungen in seinen Gedichten hat er seine Jugendbildung am Hofe zu Wien unter dem Schutze des Herzogs Friedrich empfangen. Seine dichterische Wirksamkeit begann spätestens 1187. Leider aber starb Herzog Friedrich 1198 im Morgenlande, und sein Bruder und Nachfolger Leopold VI. war dem Dichter und den Dichtern überhaupt nicht wohlgesinnt. Daher mußte Walther von Wien scheiden, und nun begann für ihn ein langes Wanderleben. Gerade damals war Kaiser Heinrich VI. gestorben, eine zwiespältige Königswahl zerrüttete das Reich, und so sehen wir aus folgendem Gedicht, wie Walther mehr als von dem eigenen Leid von der Not seines Volkes bedrückt war. Wir setzen es als Probe im Urtext bei:

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine,
dar ûf satzt' ich den ellenbogen.
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer werlte solte leben.
deheinen rât kund' ich gegeben.
wie man driu dinc erwurbe,
der keines nicht verdurbe.
diu zwei sint êre und varnde guot,
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.
die wolte ich gerne in einen schrîn.
ja leider des enmac niht sîn,
daz guot und wertlich êre
und gotes hulde mêre
zesamen in ein herze komen.
stîg unde wege sint in benomen:
untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze:
frid unde reht sint sêre wunt.
diu driu enhabent geleites niht,
diu zwei enwerden ê gesunt.

An vielen Fürstenhöfen, so in Meißen, Thüringen, Bayern, Kärnten und Aquileja fand er gastliche Aufnahme. Den Landgrafen von Thüringen rühmte er in folgendem Gedicht:

„Ich zähl' mich zu des milden Landgrafen Hofgesinde,
Es ist mein Brauch, daß man mich immer bei den Besten finde.
Die andern Fürsten sind ja alle mild, jedoch
Nicht so beständig; denn er war es stets und ist es noch.
Drum kann er besser auch als jene mild verfahren,
Denn nimmer liebt er launisches Gebaren.
Wer heut sich brüstet und ist morgen geiziger denn je,
Des Ruhm, heut grün, ist morgen welk so wie der Klee.
Thüringens Blume glänzet durch den Schnee:
Sommer und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren."
(Übersetzung von Karl Kinzel.)

Während seiner Wanderzeit stand Walthers Muse besonders im Dienste dreier Kaiser: Philipps von Schwaben, Ottos IV. und Friedrichs II. Dieser belehnte ihn 1220 mit einem kleinen Hofe in Würzburg, der später als curia dicta zu der Vogilweide erwähnt wird. Welch eine Wohltat der gütige Kaiser dem fahrenden Sänger damit erwies, ersieht man aus dem Gedicht „Dank an Friedrich":

„Ich hab' mein Lehen, alle Welt! Ich hab' mein Lehen!
Nun fürcht' ich nimmermehr den Winter an den Zehen
Und will die geiz'gen Herren um so wen'ger flehen.
Der edle, milde König hat mich so beraten,
Daß ich den Sommer Luft und in dem Winter Wärme hab'.
Die Nachbarn wenden sich nicht ferner von mir ab
Und nehmen mich nicht mehr als Schreckgespenst, wie sonst sie taten.
Ich bin zu lange arm gewesen, wahrlich sonder Dank,
War überall voll Scheltens, daß mein Hauch schon stank.
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang."
(Übersetzt von Karl Kinzel.)

Auf seinem Lehen in Würzburg soll Walther um 1230 gestorben sein; sein Grab ward ihm im Kreuzgang der Neumünsterkirche zu Würzburg bereitet, und nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts soll auf seinem Grabstein folgende, aus dem Lateinischen übertragene, Inschrift gestanden haben:

„Der du, o Walther, im Leben der Vögel Weide gewesen,
Bist nun, Blume der Kunst, der Pallas Mund, uns gestorben.
Weil denn also dein Wort die goldene Krone dir fordert,
Spreche, wer immer dies liest, erbarm dich seiner!"

Walthers Lieder besingen die Minne, sie kämpfen gegen den Papst, für Kaiser und Reich, für Gottes Ehr' und deutsches Wesen. „Seine Lieder flogen in die Welt wie eine Broschüre, die jedermann liest, oder wie eine glänzende Rede, die alle Zeitungen unverkürzt abdrucken; Walther hatte eine öffentliche Laufbahn, er war eine öffentliche Macht."

Walther fand keinen ebenbürtigen Nachfolger, erst um die Wende des 14. Jahrhunderts lebte ein Lyriker von einiger Bedeutung, Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob. Wohl seit 1275 zog er als fahrender Sänger durch ganz Deutschland, ließ sich dann nach 1311 dauernd in Mainz nieder und starb dort am 29. November 1318. Weshalb sein Name Frauenlob? Schon Walther hatte die Frage behandelt, ob Weib oder Frau der höchste Name sei, und sich entschieden: „Weib muß stets der Frauen höchster Name sein; Weib ist ein Wort, das alle krönet." Dieses Thema nahm Heinrich von Meißen gegen den Meister Regenbogen, der auf Walthers Seite stand, auf und trat für den Namen Frau ein. Dieser Streit trug ihm den Beinamen Frauenlob und die Verehrung der Frauen, besonders der Nonnen, ein. Frauen trugen ihn, wie unser obenstehendes Bild darstellt, zu Grabe.

Begräbnis des Frauenlob. Nach einem Gemälde von R. Bendemann.